P.o.rel. 3250/(1

<36619109270019

<36619109270019

Bayer. Staatsbibliothek S

Nordisches Novellenbuch.

Lippert
Nord. Novellen
1

90G

Князь В. Одоевскій

Nordisches Novellenbuch.

Herausgegeben

von

Robert Lippert.

Erster Band.

Mit dem Portrait des Fürsten Wladimir Obojeffsky.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1846.

67 D.

Nordisches
Novellenbuch.

Herausgegeben

von

Robert Lippert.

Erster Band.

Mit dem Portrait des Fürsten Wladimir Odojeffsky.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1846.

167 D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt
des ersten Bandes.

Vorwort.

Alexander Marlinsky.
Seite

Streifzüge 1

Alexander Puschkin.

Dubroffsky 113

Fürst Wladimir Odojeffsky.

Das Hohngelächter eines Todten 249

Nestor Kukolnik.

Der Sergeant Iwan Iwanowitsch Iwanoff 267

Vorwort.

Die Frage: ob die Russen eine Literatur haben können, würde heutzutage nicht eben klüger sein, als es das einfältige aber jesuitisch berechnete Wort des französischen Pfaffen: ob ein Deutscher Geist haben könne, zu irgend einer Zeit gewesen. Seit einem Jahrhundert haben die literarischen Leistungen einer Reihe strebsamer Männer in Rußland dargethan, wie auch dort der Geist einen freiern Aufschwung zu nehmen versucht, wo der Mangel einer bedeutenden historischen Vergangenheit und der auf dieselbe basirten Bildungselemente die selbständige Geistes-

entwicklung behinderte. Namen, wie Lomonossoff, Derschawin, Oseroff, Karamsin, Schukoffsky, Puschkin, Marlinsky, Lermontoff, Gogol mag der Russe immerhin mit Selbstgefühl aussprechen, denn diese Männer, wenn auch weit entfernt für Choragen auf dem Schauplatz der Weltliteratur zu gelten, würden der Literatur jedes Volkes nur Ehre gebracht haben. Bei dem Mangel der nothwendigsten Bildungsphasen war es aber natürlich, daß der Russe die Bildungsmittel, die ihm daheim fehlten, sich von fremden Nationen zu verschaffen und anzueignen suchte; daher jener Trieb zur Nachahmung, den wir selbst bei den genannten ersten Sternen am Horizonte der russischen Literatur nicht vermissen. Am eigenthümlichsten ward hier die Dichtungsgattung der Erzählung und Novelle behandelt und in einer reichen Gallerie geist- und lebensvoller Schilderungen führen uns russische Dichter die Eigenthümlichkeiten des nationalen Treibens der unter einander und mehr noch von Lebens- und Denkweise, Sitte und Brauch der andern europäischen Nationen abweichenden slavischen Völker-

familie vor. Dies veranlaßte den Bearbeiter des „nordischen Novellenbuchs", in einer Auswahl der besten Erzeugnisse der russischen Novellistik dem deutschen Leser treue Bilder der verschiedenen Stämme und Stände des russischen Reichs wiederzugeben und zugleich Proben der neuern Leistungen der Belletristik in Rußland vorzulegen.

Es giebt sich nämlich hier die eigenthümliche Erscheinung kund, daß während kein Land mehr mit den Ausgeburten der französischen Romanschriftstellerei überschwemmt wird, als Rußland, dennoch die einheimische Erzählung und Novelle keineswegs die Spuren dieses Geschmacks an unerhörten, entsetzlichen und widernatürlichen Begebenheiten an sich trägt. Während jede andere Literatur diesen betrübenden Einfluß des französischen Joches fühlen muß, geht die russische in diesem Genre ihren eigenen naturgemäßen Weg, d. h. den nationalen, und verdient schon deshalb die wärmste Theilnahme. Von den acht Schriftstellern, deren Erzeugnisse das „nordische Novellenbuch" bringt, sind zwei bereits nicht mehr unter den Lebenden.

Puschkin fiel im Duell, der Pseudonym Marlinsky, dessen eigentlicher Name Bestusheff, blieb auf dem Felde der Ehre im Kampfe gegen die Bergvölker. Von den Andern leben vier, Fürst Odojeffsky, Graf Sollogub, Kukolnik und Dahl, in Petersburg, sämmtlich durch den Staatsdienst vielfach in Anspruch genommen und nur die kärglich zugemessenen Mußestunden der Literatur und poetischen Productionen widmend. Von diesen vier Männern vertritt der erstgenannte das phantastische Element in der Novelle, im Genre E. T. A. Hoffmann's und noch mehr Weisflog's, welche die Geschmacksrichtung des Fürsten Odojeffsky ausschließlich bestimmt zu haben scheinen, dessen geistreiche und liebenswürdige Persönlichkeit jedoch voll glühender Theilnahme für alles Edle, Große und Schöne in Kunst und Wissenschaft ist; Graf Sollogub, der russische Sternberg, vertritt die fashionable Welt und den Salon in seinen Novellen; der fruchtbare Kukolnik das historische Element und namentlich die Zeit Peter des Großen, vielleicht wie Spindler und Tromlitz dies in ihren historischen Er-

zählungen gethan; der treffende und treue Sitten=schilderer Dahl liefert humoristisch=physiologische Darstellungen der mittlern und untern Stände, sowie einzelner dem Riesenreiche einverleibter Volksstämme. Gogol, Rußlands originellster Schriftsteller und einer der trefflichsten Humoristen unserer Zeit, dessen Talent bereits auch in Frankreich gewürdigt worden, lebt seit längerer Zeit in Italien, vergeblich bemüht, die trüben Gestalten zu verscheuchen, die einen kern=gesunden Sinn von Zeit zu Zeit mit ihren Nebeln verdüstern und ihm die heitre Lebensmuse trüben. Kudräffzoff, der in den neuesten Zeiten gediegene Erzählungen von größerem Umfange geliefert, lebt in Moskau dem Lehrfache gewidmet und wie berichtet wird, körperlich sehr leidend; vielleicht mag das physische Leiden auf die elegische Stimmung in sei=nen Erzählungen von einigem Einfluß gewesen sein. —

Durch vorstehende Zeilen glaubt der Bearbeiter die Gründe für das Erscheinen des „nordischen No=vellenbuch" motivirt zu haben und die Lesewelt wird

dem harmlosen Büchlein unter dem Schwall der riesengroß anwachsenden Unterhaltungsliteratur wohl auch ein bescheidenes Plätzchen gönnen.

N. L.

Streifzüge.

Von Alexander Marlinsky.

Streifzüge.

Nach dem Russischen des Marlinsky.

I.

Am rechten Ufer des lithauischen Gränzflüßchens Welika, oberhalb der alten Veste Opotschka, hatte eine Schaar von Jägern auf freiem Felde Rast gemacht. Die Sonne begann schon zu sinken und kühle Schatten breiteten sich über die grüne Lagerstatt, die trotz des Spätsommers von frischgeschnittenem Grase duftete. Es war um das Jahr 1613, kurze Zeit nach dem schmählichen Untergange des falschen Dmitri und den unaufhörlichen Kriegen der Russen und Polen, durch welche die Arbeiten des Friedens auf Feld und Wiese verzögert wurden. Gekoppelte Rosse weideten auf der Grasstoppel und ihr unmuthiges Schnauben, sowie das Sträuben von Schweif und Mähnen verrieth der Thiere Widerwillen gegen die festgeschnallten Sättel, eine Vorsicht, welche die häufigen Einfälle der Litthauer unerläßlich machten. In den Satteltaschen hing noch die Jagdbeute, Hasen, Füchse, Reiher

und Birkhühner, was vermuthen ließ, daß die Jäger hier kein Nachtlager aufzuschlagen gedachten. Nur weniges Wild hatte man auf den Boden geworfen und einige Reisige waren beschäftigt, es auszuweiden, während andere die im Tageslicht matt flackernden Feuer schürten, um darüber das ausgeweidete Wildpret am Spieße zu braten. Weiterhin erblickte man Männer, die den Falken pfeifend ihr Futter zuwarfen, und in einer anderen Gruppe trieb man das rohe Spiel, die paarweis gekoppelten Rüden zu quälen und zu peitschen, wenn sie vor Hunger und Ungeduld über das vorenthaltene Futter laut aufheulten. Der ganze Haufe war wohl über hundert Köpfe stark, doch ließ er nach der Tracht und äußern Erscheinung sich füglich in zwei Theile absondern. Die Kleidung der Einen, rothe pelzverbrämte Kaftane und eine ähnliche Kopfbedeckung, das Pulverhorn und die Kugeltasche auf dem Rücken, die bessere Haltung, sowie eine gewisse Geringschätzung, die sich in ihren Mienen für ihre Gefährten ausdrückte, ließ gar leicht auf die eigentlichen Schützen (Strelzi) schließen. Der Andern kunterbunte Tracht und freche Manieren aber ließen die Dienerschaft und das Jagdgesinnde erkennen, Stalljungen, Falkoniere, Treiber und Hundewärter. Dieser Knechte Troß lieferte zugleich ein treues Gemälde der Fahnen, unter denen ihre

Herren zu verschiedenen Zeiten gedient, denn die abgetragenen Fetzen herrschaftlicher Kleidung deckten hier und da bisweilen nur spärlich die Blöße der Diener; eine verbleichte Kosakenkurtka prangte neben den Trümmern eines tatarischen Waffenrocks, neben dem polnischen Kontusch ein russisches Hemde. Durch die lärmenden Gruppen drängten sich von Zeit zu Zeit einzelne Diener, die Schüsseln mit gebratenem Wild und Geflügel einer den Umständen nach gar zierlich gedeckten Tafel zutrugen. Ein seidendurchwirktes und mit Perlen besetztes Tischtuch, die schwervergoldeten Löffel, das Salzfaß in Form einer Ente, die Pfefferbüchse und Reiseflasche, Alles von edlem Metall, verriethen vornehme Gäste. Eine alte Hängebirke aber beschattete nur halb zwei reichgekleidete Herren, die sich mit sichtbarem Wohlbehagen auf einem türkischen Teppich ausgestreckt hatten. Der Jüngere von Beiden konnte für eine männliche Schönheit gelten. Das jugendfrische, feingeschnittene Gesicht hatte den Ausdruck einer heitern Gutmüthigkeit und Lebenslust, zuweilen jedoch gab das Funkeln zweier glühend schwarzen Augen und ein schwärmerisches Zucken des Mundes das innerlich tobende Feuer der Leidenschaft und ein reges geistiges Leben zu erkennen; die stolze Wölbung dunkler Brauen ließ auf das Bewußtsein hohen Ranges und persönlichen Muth schließen. Der

Aeltere schien ein Mann von dreißig und mehr Jahren, wohlbeleibt und heitern Muthes. Bei dem übergroßen Eifer, mit dem er den Wein eingoß, der behenden Geschicklichkeit, mit der er die Braten zerlegte, sprach er dennoch unaufhörlich, und indem er seinen stilleren Genossen zum Essen nöthigte, vergaß er den eigenen Leib dabei keinesweges, was seine ohne Unterlaß kauenden Kinnladen bethätigten. Nach einer Pause von wenigen Sekunden, die er jedoch weislich durch das Hinunterschlucken eines Birkhuhnrückens ausgefüllt, erhob der Aeltere der beiden Bojaren den schweren Pokal mit beiden Händen, unter dem lauten Ausruf: „Auf das Wohl unseres neuen Herrschers, Czar Michael Feodorowitsch!" Mit den Worten: „er lebe lang und glücklich," that ihm der junge Bojar Bescheid, und Beide leerten auf einen Zug ihre Becher. Der Wein schien den wortkargen Jüngling gesprächig zu machen, denn er fügte hinzu: „Dein Wein ist gut, — und mit Freuden mag man den Becher auf Jemandes Wohl leeren; zudem bleibt Einem der Name des guten Czaaren nicht in der Gurgel stecken, wie einst unter Iwan Wasiljewitsch. Unsere Väter schluckten damals den Malvasier an der Tafel des Czaaren mit verzerrten Mienen hinunter, als ob sie bittern Wermuth tränken. Denn während sie auf die Gesundheit des Herr=

schers tranken, griffen sie unwillkürlich an ihre Ohren, um zu fühlen, ob diese noch an der alten Stelle säßen."

„Freilich," entgegnete der Andere, „sah ich doch selbst des Czaaren leiblichen Vetter Titoff, dem Iwan der Schreckliche im Scherz mit dem Tischmesser ein Ohr abschnitt. Der Bojar verneigte sich dankbar, weil der Gebieter so huldvoll mit ihm zu scherzen beliebe, aber unter den Seinen sang er ein anderes Lied, daß man die Ohren darob verhüllte und Thür und Fensterläden schloß."

„Weder verschlossene Thüren noch vermauerte Fenster schützten damals vor Verrath oder den barbarischen Gräuelthaten seiner schamlosen Leibwächter. Es bedurfte bloß eines Angebers, ein Verbrechen schuf dann schon der Folterzwang. Ich erinnere mich, Onkel Agareff, wie man mich als Kind mit der Drohung schreckte: Wenn Du weinst, Stepan, so kommen die Trabanten und fressen Dich. Sie waren ärger noch als Menschenfresser, ganz reißende Thiere! Das Volk zerstob wie Spreu im Winde, wo es die schwarzen Panzer sah, und die Kaufleute ließen ihre unverschlossenen Buden im Stich. So sehr Du der Flasche zugethan bist, die Lust zu trinken wäre Dir vergangen bei dem Anblick, wie man inmitten des Kreml die Leute auf einem Rost briet, oder zum Zeitvertreib Bären aufs Volk hetzte."

„Andere Zeiten, andere Plage, Fürst Stepan! Iwan entriß die Herrschaft den Tatarkhanen und trug sie mit all' ihrem Druck auf uns über; er war ein böser Herr, Gott vergeb' ihm die Schuld, aber die Nachbarn fürchteten uns und Rußland konnte ruhig schlafen!" —

„Fürwahr, es schlief wie im Grabe und war ruhig wie das Meer, wenn es glatt ist! Wozu diente die Furcht der Nachbarn, da jeder Trabant uns ungestraft mit Füßen trat, da man auf schmähliche Lügen hin, uns um Ehr' und Gut brachte; da die Seel' im Leib und im Bette das Weib eine Beute des ersten besten Höflings ward. Legten vielleicht jene vierzigtausend Nowgoroder ihr Haupt mit Freuden auf den Henkerblock, damit ihre Enkel dereinst die Früchte der blutigen That ernten könnten?"

„Fürwahr, ein unerhörter Gräuel! Es ist sündhaft, daran zu denken, und Frevel wär's, solche Verbrechen zu vertheidigen; aber ward nicht bei alledem die russische Herrschaft mit russischem Blute besiegelt?" —

„Wenn Du ein Gleichniß bedarfst, so sage lieber, der Czar zerbrach das Bündel Pfeile, weil er sie fest zusammenbinden wollte. Auch wäre dennoch ohne Boris kräftige Hand das Reich unter dem Dutzend Pseudo-Czaren geborsten, wie ein Faß ohne Reifen. Man spielte Ball mit der Krone. Hier war's der Galgenvogel Tuschinski,

dem man Treue schwur, dort der Schwedenkönig; hier wählten sie den Wladislav, dort sogar seinen Vater, den Polenkönig Sigismund. Gedankt sei Gott, unser Czar trug den Sieg davon. Hielt uns nicht eine Sprache, ein Glaube zusammen, so war es aus mit Rußland! Wir waren ohne Haupt, aber wir hatten ein Herz, in dem die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande schlug und alle List, Gewalt und Tapferkeit unsere Feinde überwand. Ohne Poscharsky's Großthat würden die Polen noch in der Hauptstadt unserer spotten, die Gäste unsere Herren sein! Doch wir haben jetzt einen Herrscher nach unserm Wunsche —"

„Der Himmel erhalte Romanow und seinen Stamm!"

„— Und Du wirst Dich gar bald überzeugen, Onkel Agareff, daß Michael durch Milde Rußland stärker machen wird, als der Schreckliche durch seine Gräuel."

„Man sagt, der junge Czar sei sehr leutselig." —

„Sicherlich, die Zeit ist vorüber, wo man sich ohne ellenlangen Bart nur hinter den Rücken der Bojaren im Reichsrathe bergen durfte, jetzt findet der Czar für Alt und Jung ein freundlich Wort. Ich sah ihn zur Frühmesse nach der Kathedrale des Kreml reiten und das Volk drängte sich auf seinem Wege, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Jeder wollte ihm den Steigbügel halten. Und er, wie herablassend grüßte er allenthalben, wie

verhieß er seinem Volke gnädig Schutz und Gerechtigkeit. Wahrlich, er glich einem Boten des Himmels, gesandt, uns Frieden zu schenken und die Wunden, die man uns geschlagen, zu heilen!“

„Verleihe Gott ihm Ausdauer und langes Leben! Es ist Zeit, daß unser ermüdetes Vaterland ausruhe; Doch noch tobt die Brandung an die Ufer, obgleich der Sturm sich gelegt — noch sind die Polen in Smolensk —“

„Wir werden sie gar bald zu Paaren treiben.“

„Horn und de la Gardie halten Nowgorod noch besetzt.“

„Was thut's? Wir werden es entsetzen.“

„Das ist leicht gesagt, Fürst Stepan, unser Vaterland ist arm an Geld und Leuten, aber die Polen und Schweden haben sich mit gestohlenem Gute bereichert und werben alles Gesindel zu ihren Heeren. Die Tataren und Tschuden sind mit uns im Streite. Allenthalben droht uns Verderben, aber Hülfe kann uns nur vom Himmel kommen. Ich bin überfroh, daß Du hergekommen, mich abzulösen; mich gelüstet nach dem Bette. Daran ist aber bei den unaufhörlichen Einfällen der Polen und Deutschen schon lange nicht zu denken. Und wäre es noch ehrliches Kriegshandwerk, hier aber muß man sich mit Räubern und Dieben die Hände besudeln!“

„Wo Gefahr ist, da ist Ruhm zu erwerben! — Doch

sage mir, wie Du Dich so lange halten konntest, da doch schon Pskow erstürmt ist!"

„Ich bin den Deutschen, Schweden und Lithauern ein Dorn im Auge! Dabei sind wir hier wie weggesetzt auf dieser Insel, und um tapfere Kämpen kümmert sich der Feind wenig. Wo das Eisen die einzige Kriegsbeute, da fehlt die Lust zum Dreinschlagen. Doch was hörst Du an Dingen, die Du in kurzer Zeit mit eigenen Augen sehen wirst. Sag' mir dafür, was hört man von des Czaren Vater, dem Metropoliten Philareth?"

„Man erwartet ihn zu Moskau. Bereits hat der Czar Gesandte mit der Nachricht von der Wahl an Sigismund abgeschickt. Man hofft, der König werde sich zu Friedensvorschlägen, sowie zur Auswechslung oder Einlösung der Gefangenen verstehen."

„Bei allen dem meine ich, wird man jetzt bei Hofe ehrbar werden und heucheln lernen müssen. Aus Zechbrüdern werden Betbrüder werden, um der Nonne, der Mutter des Czaren, zu gefallen."

„Allerdings, Onkel Agareff, auch möchte ich Dir rathen, hier die Hälfte Deines Bauches zurückzulassen, damit Dein breiter Leibgurt und Deine Purpurwangen Dir nicht zum Vorwurfe gereichen, neben Gesichtern, die, bleich von Fasten, gewohnt sind, schon vor Son-

nenaufgang sich zur Frühmesse im archangelschen Kloster einzufinden, um dort laut zu beten, damit es die Leute hören! Doch sei unbesorgt, der junge Czar weiß recht gut, was für des Kriegers Rock und was für die Mönchskapuze sich schickt, und obgleich ein abgesagter Feind jener tollen Zechgelage aus der frühern Zeit, liebt er doch selbst Scherz und fröhliche Gesichter."

„Doch scheinen mir die Bojaren Beides nicht zu lieben; Dich selbst, Fürst, hätte man nicht so leicht vom Hofe hinweggelockt, wenn es dort so lustig zugegangen! Wir sind an Waffenlärm und lustige Gesellschaft gewöhnt; auch machen wir kein Hehl daraus, daß ein karg zugemessener Humpen uns nicht mundet!"

„Du hast's getroffen; mir gefiel in der That die Einförmigkeit des Hoflebens nicht, mich langweilte der Müßiggang, und endlich ich liebe das Kriegszelt mehr als den Czarenpalast; denn seit mir der Rücken unter dem Panzer steif geworden, bin ich unfähig, mich zu krümmen oder zu heucheln."

„Ich denke ganz wie Du, Fürst! Doch wer ist jetzt des Czaren Günstling, denn nimmermehr ist er ohne solchen!"

„Das ist gerade unserer Czaren Verderb; man wählt sich den Günstling, wie ein Stöckchen zum Zeitvertreib,

und in Kurzem wird er zur Stütze, ohne die man keinen Schritt vorwärts schreiten kann. Bis jetzt kann man dem Czaren hierüber keinen Vorwurf machen, er sieht mit eign'en Augen und hört mit seinen Ohren; in dies Ohr wird sich jedoch, scheint mir, Soltikoff gleich einem Ohrwurm einschleichen, denn nicht umsonst schneidet er der ganzen Hofwelt Katzenbuckel. Doch ich muthmaße nur."

„Ich verstehe, Fürst, doch Dank für Deine Winke, denn wer aus dem Lager nach Hofe reist, muß alle vier Himmelsgegenden kennen; dort veranschlagt man Bücklinge und wägt die Worte eines Mannes, aber zählt nicht seine Schlachten oder Wunden; doch was hilft's, mit den Finken im Walde muß man schlagen."

„Dein Ton wird schlecht zu den Uebrigen stimmen, denn Du bist gewohnt, wie ein Bär zu brummen."

„Gleichviel, Fürst Stepan; für dies Mal ist es meines Vaters Wunsch, der mich von hier abruft; er will sich noch vor seinem Tode freuen, daß ich vor dem Czar Gnade gefunden, und dem Greise muß man schon etwas zu Liebe thun. Dabei weißt Du, daß man für ungesehene Dienste schlechten Lohn findet, und obgleich ich mich seit acht Jahren im Kriegslager umhertreibe, bin ich doch nur Hauptmann der Strelitzen. Und habe ich etwa die Hände in den Schooß gelegt, dieweil ich seit vier Jahren

nicht vom Pferde gestiegen und seitdem wie ein Büßender im eisernen Hemde schlafe, und mich bald unter Nowgorods Mauern geschlagen, bald vor Pskow oder Isborsk, stets auf dem Rückzuge begriffen oder zum Ueberfall bereit, zwar nicht immer mit Erfolg, doch auf Manneswort! nie mit Unehre!"

„Nun, und was begehrst Du?"

„Für sauren Dienst und schwere Wunden ist mir seit zwei Jahren keine Gunstbezeigung zugefallen. Wofür aber schlägt man sich, wenn nicht, um seinen Säbel nach der Schlacht mit Oel zu schleifen."

„Du hast Recht, Freund, ich begreife. Du spekulirst auf eine Woiwodschaft, so ein warmes Plätzchen, wenn auch im kalten Lande. Nun, wohlan! laß uns auf die Gesundheit des künftigen Woiwoden von Tobolsk die Becher leeren!"

„Aber was fehlt denn mir, um Woiwod zu werden? Wird mir etwa die Feder aus der Hand gleiten, oder der Zobelpelz von der Schulter fallen? Gib mir den Befehlshaberstab, und meine Hand wird geschickt sein, ihn zu führen!"

„Fürwahr, Du könntest mich auf eine Woiwodschaft lüstern machen, wäre dies Loos besonders beneidenswerth; haben doch Freund und Feind unser Vaterland von einem

Ende zum anderen so ausgefegt, daß den Woiwoden nichts übrig bleibt, als die verlornen Hufeisen zu sammeln, da wo der Pferde Huf die Saaten zerstampfte! Für den Kasten gibts jetzt nicht viel in Rußland, denn sogar aus Wäldern und Flüsseln hat man auf fünf Jahre voraus die Steuern erhoben. Doch mir scheints, das gilt Dir gleich, und Du willst blos die Ehre. Gott sei mit Dir, bedenke aber, daß man nicht, wie in der Fabel: „als Narr hineinkriecht in ein Ohr und aus dem andern als Weiser hervor geht!“ “

„Auch sage ich nicht, Fürst Stepan, daß man weiser wird durch die Macht, aber man scheint es doch. Du erzähltest, daß Akinfi Semenowitsch Hofmarschall geworden —“

„Freilich that ich dies, und nachdem ich Dir die Chronik des Hofes vom Oberceremonienmeister bis zur Geschichte des letzten Stallknechtes beendet, bitte ich mich vor der Hand ein wenig mit allen ferneren Fragen zu verschonen oder vielmehr auf die meinigen zu antworten ...., vor allen Dingen: gibts hier in der Umgegend Schönheiten? ....“

„Fragtest Du mich, ob es hier Bären gäbe, so könnte ich Dir dienen, denn auf hundert Werste im Umkreise sind mir alle Fuchs-, Otter- und Bärenlager bekannt.

Und haben wir einen Augenblick Ruhe im Dienst, so geht es auf die Jagd, aber nicht nach Weibern .... Schau' meine Hunde! Der Gelbe mit den braunen Flecken nimmt allein einen Wolf auf sich; der Braune — er hat ein Gebell wie Musik — vorigen Herbst am heiligen Pakroftage ...."

„Beim heiligen Pakrof, erbarme Dich meiner und laß Deine Hunde und die Jagd ...."

„Wie es Dir beliebt, Fürst, doch bei allen Heiligen, ich mag lieber daran denken, wie ich jagte, als wie ich gejagt ward, denn mir hat das Glück in Liebesabenteuern nie geblüht, und ich habe als Page am Hofe des Pseudo-Czaren mehr aus Muthwillen als aus Neigung mit den Weibern Unfug getrieben ...."

„Dem mag so sein, doch erinnerst Du Dich noch an Barbara Wasiltschikoff, jenes rosige Kind von vierzehn Jahren, auf die wir so oft in den Gemächern des Czaren mit Wohlgefallen blickten, wenn ihre Tante, die Fürstin Tatewa, sie an den Courtagen mit zur Marina brachte?"

„Ich glaube mich zu erinnern .... übrigens liebäugelten wir damals mit allen Schönen, entzückt über die neue Sitte, deren Reize bei Hofe unverschleiert anschauen zu dürfen ..., doch worauf willst Du hinaus mit Deiner Frage?"

„Du wirst Dich erinnern, daß wir damals just mit den Polen Friede geschlossen und ich in hoher Gunst bei der Czarin stand. Täglich sah ich hier die Fürstin mit ihrer Nichte, da diese nie ohne ihren Liebling bei Hofe erschien. Ich näherte mich der Jungfrau und unsere Herzen schlossen den Bund der Freundschaft. Bald rief mich der Friedensbruch unserer treulosen Freunde aufs Neue ins Feld. Unter Schuisky-Skopin's Fahnen kämpfte ich im Norden, zog dann mit gegen den Pseudo-Czaren und die Polen in den Krieg. So kam ich während drei Jahren nicht vom Schlachtfelde. Als wir aber endlich unter Poscharsky's Anführung siegreich und mit Ruhm bedeckt in die Heimath zurückkehrten, war mein erstes Geschäft, über den Aufenthalt der holden Barbara Erkundigung einzuziehen. Und was höre ich! Die Fürstin Tatewa ist gestorben, das Fräulein selbst aber ist von ihrer Mutter ins Pskowsche auf die Güter der Familie gebracht worden. Zu dieser Zeit traf Dein Abschiedsgesuch ein; um Deine Stelle als Hauptmann nach Opotschka anhalten und hierher fliegen war eins. So bin ich denn gekommen, den Anblick des langentbehrten Schatzes zu genießen ....“

„Um ihn geraubt zu finden .... denn bei meiner Treu', so eben fällt mir ein, daß das Edelfräulein Barbara

Wasiltschikoff bereits vor zwei Jahren von den Lithauern entführt ....“

„Entführt!“ schrie Fürst Serebrenny zornsprühend ihm ins Wort fallend, „und Du bist hier das Haupt der Strelitzen? Du, ein russischer Edelmann, sahst ruhig zu, wie man eine russische Edeldame unter Deinen Augen wegnahm, gleich einem Huhne, während Du das Land ringsum aufgeboten im Namen des Czaren, wenn man Dir ein Fäßchen französischen Weines gestohlen! Unverzeihliche Trägheit, die einen Russen mit Schmach bedeckt!“

„Hast Du geendigt?“ fragte kaltblütig Agareff, indem er den Schnurrbart um die Finger der rechten Hand wickelte, während er mit der Linken auf den Boden des umgekehrten Bechers trommelte.

„Ich würde bis zum jüngsten Tage nicht aufhören, könnten nur meine Vorwürfe Dich so schwer treffen, als mich Deine Trägheit!“

„Wozu die eitlen Worte, Stepan! Beruhige Dich und höre mich an, damit ich Dir den Verlauf der Sache erzählen kann. Die Güter der Dame Wasiltschikoff liegen unterhalb Isborsk, und sie ist ringsum die reichste Edelfrau. Das Gerücht von ihrer Ankunft aus Moskau verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter dem Räubergesindel der Umgegend; doch hielten zahlreiche Dienerschaar und die

gefürchtete Nachbarschaft der Strelitzen die Banden lange von einem Ueberfalle zurück. Vor zwei Jahren endlich ward mein Vorgänger auf diesem Posten in einem Strauße mit den Deutschen getödtet. Diesen Moment der allgemeinen Unordnung benutzte der am jenseitigen Ufer der Welika wohnende Pan Dschegota, Wachtmeister der Gepanzerten. Er setzte mit seinem Diebsvolk bei Nacht über den Fluß und die Gränze, überfiel das Gut der Edelfrau, mordete und plünderte nach Banditenart, und um sein Werk zu krönen, entführte er die Bojarentochter nebst vier andern Jungfrauen. Ich selbst war damals noch nicht hier; als ich aber hierher gesandt ward, fand ich alle Hände voll zu thun, und mir ist seitdem kein Augenblick geblieben, der Jungfrau nachzujagen."

„Doch was thaten ihre Angehörigen, und warum zahlten sie nicht das geforderte Lösegeld?"

„Ihre Mutter starb bald darauf vor Gram. Ihr Großvater aber, Fürst Tatew, der Vormund ihres minderjährigen Bruders, ein habsüchtiger Mensch, verweigerte unter allerlei Vorwänden, die Enkelin loszukaufen. Seitdem hat sich Niemand für die Waise verwendet."

„O, abscheuliche Niederträchtigkeit! Doch wo peinigt man jene unglücklichen Schlachtopfer?"

„Das ist bis heute noch ein Räthsel. Anfangs sagte

man, der Räuber halte sie unter strengem Gewahrsam, bald aber hörten selbst die Gerüchte über sie auf, da ähnliche Vorfälle hier nicht zu den Seltenheiten gehören, und Barbara ist seitdem verschollen."

„Die Behausung des Räubers liegt in der Nähe, sagst Du?"

„Etwa fünfzehn Werst von hier. Uebrigens ist Dschegota ein kühner Gesell, der unsere Leute oft bis unter die Mauern des Schlosses verfolgt, und gewandt wie eine Schlange, denn bis jetzt ist es uns noch nicht gelungen, ihn ins Netz zu locken."

„Da meine Rechte, Agareff, der Falke soll nicht lange mehr frei fliegen!" — Und zugleich gab Fürst Serebrenny dem nächsten Trompeter ein Zeichen. Ehe noch der bestürzte Agareff ihm Einhalt thun konnte, hallten schon Trompetenstöße durch den Wald, die Schützen schwangen sich auf die Rosse, im Nu waren der Troß, die Koppel und die Reisigen zum Abmarsch bereit. Der Fürst schwieg lange Zeit, seine Augen rollten, die Adern schwollen ihm auf der Stirn und seine Hand zuckte unwillkürlich an dem Dolch im Gürtel. „Auf," rief er endlich dem Freunde zu, „laß uns dem Rufe der Ehre und des Herzens Folge leisten! Der Feind soll erfahren, daß

man ihm nicht ungestraft den Handel mit russischen Schönheiten gestattet!"

„Bedenke doch," erwiederte der besonnere Agareff, „daß Du selbst den Befehl des Czaren überbracht, der alle Streifzüge streng untersagt und die Aufrechthaltung der Friedensverträge gebietet!"

„Nie schloß Rußland mit Räubern Frieden."

„Aber willst Du nicht in das Gebiet des Friedens einbrechen, ist's nicht gerathener, die Auswechslung der Gefangenen abzuwarten?"

„Ich fordere Genugthuung mit dem Schwerte."

„Aber wird man nicht blutige Genugthuung beim Czaren verlangen für den Friedensbruch?"

„Ich fordere keinen Feigen auf, mich zu begleiten!" rief Serebrenny unwillig, „Du hast mir das Commando übergeben, mein Haupt haftet für dessen Führung."

„Keine Beleidigung Fürst! Doch es ist Dein Wille, und ich verlasse keinen Freund im Augenblicke der Gefahr, mögen die Richter mich später schuldig finden! Auch wirst Du meine Leute erproben; dem Teufel verpfände ich meine Seele, wenn ich ihre Büchsen rosten ließ!"

Die Freunde umarmten sich; der Fürst gab dem ältesten Rottenführer Befehl, die Tapfersten auszusuchen, den Troß aber nach Opotschka zurückzusenden. „Nach Li-

thauen, Gefährten!" rief der neue Hauptmann und sprang mit seinem Pferde zuerst in die Gewässer der Welika. Die Strelitzen suchten die Furt und folgten auf verschiedenen Wegen dem muthigen Führer. Der fröhliche Ruf: „Nach Lithauen!" hallte längs den waldigen Ufern wieder. Die Sonne hatte sich bereits gesenkt und ein falber Dämmerschein spielte auf der bewegten Fluth.

II.

Lautlos ritten die Strelitzen paarweise durch den dunklen Wald. Nur von Zeit zu Zeit vernahm man das Schnauben der Rosse, das Klappern der Zäume oder Bügel. Hier und da hielt der Wegweiser an, stieg vom Pferde und legte sich mit dem Ohre an den Boden. Sobald er aber wieder auffaß, bewegte sich der Zug in der frühern Stille mechanisch weiter.

„Sind wir noch weit vom Ziele?" fragte der Fürst den Führer mit unterdrückter Stimme.

„An der Gränze, Herr; gieb den Befehl, sich schlagfertig zu halten, denn es möchte vor der Zeit zum Handgemenge kommen; die Kopfabschneider geben ihre Beute nicht ohne Schwertstreich zurück."

„Der Augenblick ist nahe, Freund," sagte der Fürst zu Agareff gewendet, „wie schlägt mir das Herz vor dem Wiedersehn der Geliebten!"

„Wiedersehn — vielleicht im Grabe!“ murmelte Agareff, „doch was stehen die Reiter?“ fügte er hinzu, „die Hunde werden uns hier auswittern, man muß das Dorf umgehen.“ Darauf zählte er die Leute ab und vertheilte sie auf verschiedene Posten.

„Pan Selensky,“ rief der Fürst seinem Reitknechte zu, „dieser Schütze wird Dich zu Dschegota's Hof geleiten; Du steigst über den Zaun, um auszuspüren, was man drinnen thut, während Dein Gefährte die Hunde von dem Hofthore hinweglocken wird.“

„Gieb wohl Acht,“ fügte Agareff hinzu, „wo die Waffen hängen nnd ob es nicht Seitenausgänge in der Räuberhöhle gibt; man muß das Habichtsnest wie mit einem Helm bedecken, denn man sagt, sie hätten unterirdische Gänge.“

„Alles wird nach Befehl vollführt werden, ich klettere auf die höchsten Mauern wie eine Katze und sehe bei Nacht schärfer als ein Luchs.“

„Was ist das für ein Ueberläufer?“ fragte Agareff, als des Fürsten Reitknecht sich im Dunkel der Nacht verlor.

„Ein polnischer Schlachtschütz.“

„Und Du traust ihm auf polnischem Grund und Boden?“

„Sei unbesorgt,“ erwiederte der Fürst, „er hat kein Vaterland mehr. Unter den Fahnen Lisowsky’s zog er einst im trunkenen Muthe den Säbel gegen einen seiner Obern; der strenge Feldherr verurtheilte ihn ohne Pardon zum Strange; er entlief und suchte Schutz bei mir. Ich nahm den gewandten Burschen auf und habe seine Treue seitdem vielfach erprobt, er ist mir mit Leib und Seele ....“

„Halt, ich höre Schüsse.“

„Nicht doch, die Hunde bellen, es ist Zeit, anzurücken. Mir nach, Gefährten, abgesessen von den Rossen!“

Und die kleine Schaar verschwand ebenfalls in der Finsterniß auf der Spur Selensky’s.

Von der höhern Umzäunung, die der Wohnung des Führers der Gepanzerten als Wall diente, warf der schlaue Diener des Fürsten seine Späherblicke in das Wohnzimmer der niedern Behausung. Thierhäute und Waffen bedeckten die Wände und eine Streu von Riedgras den Boden des Zimmers. In einer Ecke stand ein schlanker, junger Mann von wildem Aussehen und putzte beim Schein eines mattflackernden Lämpchens eine Pistole, ihm gegenüber

in der Dunkelheit saß ein junges Weib in russischer Tracht auf dem Vorsprunge eines ungeheuren Ofens, von Zeit zu Zeit drang ein halbunterdrücktes Schluzen aus der Brust der Gefangenen bis zu dem Ohre des Lauschers. In der Mitte des Zimmers aber am Tische zeigte eine Alte, im schmuzigen polnischen Ueberwurf, einem vor ihr stehenden Juden verschiedene Ketten, Ringe und andere Kleinodien, während sie das Gesehene jedes Mal mit kaltblütiger Verschmitztheit wieder in ein Kästchen packte.

„Hundert Goldstück, Pana, e mächtig Stück Geld," unterbrach der Jude die Stille, indem er ein Paar reich mit Edelsteinen und Perlen besetzte Ohrringe bei dem trüben Talglichte durch die Finger gleiten ließ. „Gott, was e trübes Wasser in de Perlcher."

„Dein Auge ist trübe wie Deine Seele, Christusverkäufer," herrschte die Alte, „solche Perlen hat selbst die Pana Wojewodin nicht im Traum gesehen; hängt man diese Perlen Dir, einem Schweine oder Mops ins Ohr, so wird man mit mehr Wohlgefallen auf eure schmuzigen Ohren sehen, als auf die vielgepriesenen Augen der schönsten Pana im Umkreise! Aber wie hoch schätzest Du dies Halsband? auf Dein verlornes Gewissen — nun, was stockst Du?"

„Scheine Steincher, aber altmodik; muß mer doch des Gebendche rein ausbrechen, um ebbes draus zu machen, e Steinche kenn springen, aber es kenn springen ab de Politir; de vornehme Panenki wellen nich trogen solche Gebendche!"

„Schweig' mit Deinen Panenki! Hat doch dieser Schmuck dem Bilde der heil. Katharina zu Isborsk als Einfassung gedient, und die Starostin selbst braucht sich nicht zu schämen, ihn anzulegen. — Ich sehe Leib," fügte die Alte hinzu, ihren Schmuck wieder einpackend, „wir werden nicht mit einander fertig; in Kurzem kommt der schwarze Jossel vom Rigaer Jahrmarkt mit frischem Geld und frischer Waare zum Tausch — das ist wahr, schöne Waare hat der Jossel!"

„Jau, er hot," fiel ihr der Jude ins Wort, „wu hot er? Hab' ich doch ach scheine Woore, un meine Slot sinnen aach nich beschnitten!"

„Sind sie nicht beschnitten, so sind sie rasirt," erwiederte die Alte, „sind sie nicht gewaschen, so sind sie abgescheuert; ich kenne Dich, Rothfuchs, das letzte Mal fehlten mindestens zehn As an jedem Deiner Ducaten!"

„Was argern se sich, Pana, hob' ich doch nit geprekt de Ducoten."

„Nicht geprägt, aber geschmolzen. Nimm Dich in Acht, Leib, ich kenne Dein Handwerk! Fällst Du erst in die Klauen des weißen Adlers, so bleibt höchstens noch für die Raben etwas von Dir zum Frühstück übrig.“

„Sennen se mer nit hitzik, Pana, ane Hand wascht die andre, well ich doch de Kunde nit verlieren und wer geben zehn Ducoten fer den Ring mit de grine Steincher.“

„Hast Du getrunken, Hundesohn? die Einfassung allein kostet das Doppelte.“

„Weiß ich doch,“ sagte der Jude mit verschmitztem Lächeln, „was er kostet dem Pan Dschegota, hat er doch nur aanen Preis, wenn er geht einkoofen.“

„Sieh 'mal — Galgenvogel, und Du bringst ehrliches Christenblut nicht mit in Anschlag?“ versetzte die Alte, die den Juden verstand, und zu dem Jünglinge in der Ecke gewendet, kreischte sie: „Jasa, der Schuft spottet ehrlicher Leute und verdächtigt ehrlich erworbenes Gut; was Ihr aus Feuer und Wasser gerettet, das Schwert vor Euch und das Beil im Nacken!“

„Wozu die unnützen Worte,“ brummte verdrießlich der junge Räuber und schüttete Pulver auf die Pfanne; „ich will das neue Pistol auf dem Schädel des Ischariot versuchen!“ Und damit legte er an auf den zitternden Juden.

„Gott, was e dummer Spaß,“ schrie der Letztere erbleichend, „kann mer doch taudt schießen e Mensch mit esau en Spaß.“

„Ich will Dir zeigen,“ brüllte der Andere wüthend, „wie Dschegota's Sohn zu spaßen pflegt!“

Im selben Augenblicke vernahm man starkes Hundegebell vor dem Hofthore.

„Das ist der Vater,“ unterbrach die Alte das Gewinsel des Juden, „geh, Jasa, geschwind und öffne das Seitenpförtchen, er wird schwer bepackt sein.“

Das Hundegebell verstummte und die frühere Stille trat wieder ein.

„Nein, das war er nicht,“ sagte Jasa, der sein Ohr an die Wand gelegt, und laut auflachend, als er den Juden am Boden sich krümmen sah, fügte er hinzu: „Die Stirn kannst Du diesmal nicht mit Sloten verkleben! Weiß ich doch, Schlange vom Sinai, daß Du meinen liebsten Freund und Zechbruder, den Pan Zibulski, an des Hetmanns Spione verkauft hast, weil er ihm seinen Araber aus dem Stalle geholt!“

Der Jude ward kreideweiß.

„Freilich,“ fuhr Jasa fort, „den Zibulski kannst Du mir nicht aus der Hölle zurückbringen, zu der Du und der Henker ihm so schnell verholfen; aber ich will Dich

ihm nachspediren, denn es wird ihm ohnehin langweilig sein da unten, wenn Du ihm nicht wie früher im Kruge drei Viertel Maß Branntwein für ein Ganzes aufhängst! Aber vor allen Dingen her mit dem Beutel!"

Der Jude wand sich wie ein Wurm, unwillkürlich griff er nach der Geldkatze, als wolle er ihren Besitz vertheidigen.

„Gib her den unnützen Mammon," spottete Jasa.

Der Jude gab ihm den Beutel, griff aber convulsivisch nach dem herabhängenden Riemen und stöhnte: „Ich bin e geschlogner Mann, en unglücklicher Mensch! was willst de vernichten den armen Jüd?"

„Ich will Dich an der Gurgel kitzeln, Leib," fuhr der Andere spottend fort und schlug ihm mit dem Pistol auf die Hand, „Deine Seele hab' ich im Sack, das ist die Einnahme. Spare Dein unnützes Gewinsel, es ist Zeit, Deinen Leib unter meine Ausgaben zu verzeichnen. Laß ich Dich am Leben, so machst Du mir Kalges und klagst, aber um einen todten Juden lesen weder Mönche noch Richter unser einem den Text."

Damit setzte er dem schon Halbtodten das Pistol an die Gurgel, sich noch einige Augenblicke an der Verzweiflung des Juden weidend.

Plötzlich aber schoß das junge Weib wie ein Pfeil von

ihrem hohen Sitze herab, mit Riesenstärke entwand sie das Pistol der Mörderfaust und schrie überlaut: „Habt Ihr mich noch nicht satt gequält in der Gefangenschaft, soll ich noch Zeugin Eurer Greuel sein!“

„Fort!“ brüllte Jasa und rang mit ihr um die Waffe, „fort mit Dir, oder im nächsten Augenblicke hast Du den Stein am Halse und den Kopf im Teiche; dort magst Du mit Bruder Jan liebeln, Greinerin!“

Die Alte warf sich zwischen die Ringenden; das Mädchen schrie auf, der Räuber aber faßte den stöhnenden Juden am Gürtel und schleppte ihn nach dem Hofe, um ihm hier den Rest zu geben. Das Wehegeschrei des unglücklichen Schlachtopfers mischte sich mit dem Hülferuf des Mädchens.

„Sie ist mein —“ rief eine Stimme unter dem Fenster; ein Schuß blitzte und der Räuber fiel lautlos zu Boden, ehe er noch Zeit gehabt, sein Pistol abzufeuern.

Im selben Augenblick brachen die Schützen ins Haus und eine in Brand gesteckte Scheune gab den Zurückgebliebenen das Zeichen zum Ueberfall. Die Flamme fuhr prasselnd in das dürre Sparrwerk der Hütten, das Klaggeschrei der Weiber und Kinder, das Brüllen des Viehs wechselte ab mit dem Gebell der Hunde und dem Lärm der Flintenschüsse. Die Gepanzerten dachten an

keinen Widerstand, halbnackt und unbewaffnet flüchteten sie in die nahen Wälder, während die Strelitzen schonungslos mordeten, sengten and plünderten. Die feurige Lohe spielte am dunklen Nachthimmel und erleuchtete den Schauplatz voll Gräuel. Die beiden Anführer des Streifzuges stießen eben auf einander.

„Meinen Glückwunsch," schrie Agareff, „zur wiedergefundenen Braut."

„Der kommt zur Unzeit —" erwiederte Serebrenny.

„Wie, wäre die schöne Gefangene, die ich aus dem Kampfe führen ließ, nicht Deine Warrinka?"

„Für diesmal haben wir umsonst Lärm geschlagen; doch will ich ehrlos sein, wenn mir nicht der alte Räuber mit seinem Haupte das verlorene Kleinod bezahlen soll!"

„Du irrst Dich, wir haben reiche Beute gemacht an Pferden, Vieh und Geld; die Gepanzerten haben volle Kasten."

„Wozu nutzt mir ihr Geld und Gut, da ich weder die Taube noch den Habicht in meine Gewalt bekommen? Doch ich will mein Haupt nicht zur Ruhe legen und mit den Pferdeschweifen die Asche der lithauischen Schlösser zusammenfegen, wenn mir Lithauen diese Perle nicht zurückgiebt! Schützen, schürt die Flammen und schleppt mir das Weib des Dschegota herbei!"

Im Nu brachte man die Alte, mit aufgelöstem Haar, an Händen und Füßen gebunden herbei.

„Bindet die Hexe los!"

Das Weib fiel um Gnade flehend dem erzürnten Hauptmann der Strelitzen zu Füßen: „Ein Stündlein, Herr," heulte sie, „um mich zum Tode vorzubereiten."

„Wär's eine Ewigkeit," herrschte Serebrenny, „sie würde nicht hinreichen, Deine Sünden und die Verbrechen Deiner Brut abzubüßen. Nichts gehört Dir mit Recht von allem Gute, das wir hier gefunden; doch schenke ich Dir das Leben und den dritten Theil aller Beute, wenn Du mir angiebst, wo sich das Edelfräulein Barbara Wasiltschikoff befindet."

Die Alte stöhnte in unvernehmlichen Tönen, — der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt.

„Sprich, Schlange," brüllte der Fürst, „oder ich will Deine Znnge mit glühendem Blei an den Gaumen heften, wo ist Barbara?"

„Dschegota gab sie dem mächtigen Pan Kolonta als Grundzins für die Selepolskische Gutspacht," krächzte das halbohnmächtige Weib.

„Zum Kolonta, Schützen, mir nach! Ein anderes Roß, Selensky!"

„Halt' ein," fiel Agareff dem Fürsten ins Wort, „bis jetzt war unser Streifzug mit einer Hand voll Leuten ein Wagstück, ein Schritt weiter und wir fallen als unnütze Opfer des wahnsinnigsten Uebermuthes!"

„Muth vermag mehr als Kräfte."

„Aber beide vereint sind stärker als Muth allein! Die aufgehende Sonne wird den Polen Deine Macht zeigen, Pulver und Blei ist verpufft und man wird uns mit Händen fangen, wie erfrorne Dompfaffen, oder hinter den Büschen erschießen, wie Birkhühner. Wie Du willst, Du kennst meine Freundschaft, doch ich lasse Dich nicht!"

Serebrenny fühlte die Wahrheit des Gesagten, schweigend drückte er dem Freunde die Hand und sich die Mütze tiefer ins Gesicht, dann aber rief er, zu seinen Leuten gewendet: „Seid ihr bereit zum Abzug?"

Der Rottenmeister bejahte die Frage und der Zug setzte sich in Bewegung.

Die Strelitzen zogen heim nach Opotschka, während das Frühroth durch das Laub der Bäume schimmerte. Die vordersten und letzten der Reiter waren mit Säbeln und Piken, die man dem Feinde abgenommen, bewaffnet; in der Mitte des Zuges führte man die Verwundeten und trieb die geraubten Heerden. Die Reiter scherzten, lachten

und brüsteten sich mit den Heldenthaten der verflossenen Nacht. Nur Agareff, der mit dem Fürsten hinter dem Zuge ritt, behielt seinen Gleichmuth, doch suchte er den in trübsinniges Schweigen versunkenen Freund durch allerlei Gespräche aufzuheitern. Plötzlich erhob dieser das gesenkte Haupt, das ein Gedanke zu durchzucken schien: „Leb' wohl, Agareff, übernimm statt meiner heute das Commando in Opotschka, ich reite meinem Schicksale entgegen. Frage nicht, weshalb und wohin; und wird Dir binnen acht Tagen keine Kunde von mir, dann berichte nach Moskau, daß Dein Freund verschollen."

Vergeblich bot Agareff alle Gründe der Beredtsamkeit auf, den Fürsten von dem verderblichen Vorhaben abzuhalten; — jener blieb unerschütterlich. Das Läuten der Sturmglocken in der Umgegend unterbrach den freundschaftlichen Wortwechsel der Waffenbrüder.

„Das sind meine Hochzeits= oder Todtesglocken!" rief Serebrenny wehmüthig.

„Gebe der heilige Nikolaus das Erstere und ein fröhliches Wiedersehen!" fügte Agareff hinzu.

Die Freunde umarmten sich schweigend. Ein Wink und der Fürst verschwand mit Selensky auf einem Seitenpfade.

Noch eine Weile schaute Agareff der Spur des Freundes in der Morgendämmerung nach, schnell zerdrückte er eine hervorquellende Thräne im Auge und rief: „Er ist verloren für uns!“ Dann wendete er sein Roß und folgte langsam dem Reiterzuge.

III.

Die glühende Sonnenscheibe tauchte eben aus der Meeresfluth empor; in dem Flüßchen aber, das den Weg der beiden Reiter versperrte, spiegelten sich die zackigen Mauern eines waldbekränzten Bergschlosses. Schläfrig stiegen die Nebel auf die Berge, und im Frühroth erglänzten die Dächer des am Fuße des Berges liegenden Städtchens.

„Czuzin —, Hauptmann," unterbrach Selensky die Stille, auf den Ort deutend.

Tiefes Schweigen herrschte ringsum und nur zuweilen schüttelten die Bäume ihre grünen Häupter und näßten die Wangen der beiden Männer mit frischem Morgenthau. Weiter setzten die Reisenden ihren Weg fort zwischen Hügelreihen. Bei Rezicza öffnete sich die Aussicht und zahlreiche Landseen zeigten sich zwischen den Hügeln. Aus dem Wasserspiegel stieg der Dampf empor, die

Wasservögel schaukelten sich im schwanken Uferschilfe, lautlos sprang ein Hecht auf die klare Fläche oder eine wilde Ente tauchte unter und zahlreiche Kreise bildeten sich auf den Tummelplätzen des nassen Völkchens, die zuletzt im Spiegel des Sees verschmolzen. Selensky ritt voraus, bald ins Land hinein, bald quer durch den Wald, den Weg abzukürzen. Zahlreichen Dörfern kamen die Reiter vorüber, aber keines glich dem andern. In dem einen erblickten sie die echt russischen Bauernwohnungen aus quer übereinandergelegten, rundzubehauenen Baumstämmen, bunte Linnen auf den Dächern und hohe hölzerne Schornsteine; in einem andern lehmbeworfene Häuser mit Töpfen statt der Rauchfänge, oder finnische Hütten ganz ohne Rauchfänge.

„Polnisch-Inflant," belehrte der landeskundige Selensky seinen Herrn, „heißt dieser Landesstrich. Die deutschen Ritter traten dies Land einst den Polen ab, und es wohnen hier einheimische Letten, die alten Litthauer und finnische Ansiedler neben russischen Ueberläufern, und die wahren polnischen Schlachta (der arme Adel), ein buntes Gemisch von Adel und Bauern aus allerlei Nationen. Doch kennen die polnischen Bewohner kaum das andere Ende Lithauens, geschweige die Ukraine, Podolien oder das übrige Polen; da ist von einer Nationalität keine

Rede, und gleich Bären hausen sie nur in den Höhlen ihrer Kreise; auch spotten die Warschauer und Krakowiten ihrer, wenn sie beweisen wollen, daß ihre Urältern schon polnische Edelleute gewesen, zur Zeit, wo es in Polen nur erst Frösche gab."

Mit ungetheilter Aufmerksamkeit lauschte Fürst Serebrenny dem Schlusse seiner Rede. „Deine Landesgeschichte," unterbrach er den Diener, „paßt trefflich in meinen Kram und unterstützt das Mährchen, das ich mir zu unserer Mummerei ersonnen. Ich bin der lithauische Pan Jarol mir Majewsky; Du aber, Selensky, der Schlachtschitz Strebala. Wir geriethen beim Abzuge aus dem Kremschwer verwundet in Gefangenschaft, und seit kurzem ausgewechselt, kehren wir jetzt auf Befehl des Czaren durch das nördliche Rußland nach Pinsk zurück. Die zahlreichen Bekanntschaften, die ich am Hofe des Dmitri, im Dienste der Krone und unter Tuschinsky's Commando mit polnischen Edelleuten gemacht, wobei ich mir ihre Sprache und Manieren ziemlich angeeignet, sollen mich trefflich unterstützen, und was Dich anbetrifft, so bin ich außer Sorgen, und somit Muth gefaßt! Laß uns unser Heil versuchen!"

„Wie aber, Herr, wenn ein ungünstiger Zufall will, daß man uns erkennt? Meine Landsleute sind ge-

wohnt, Standrecht zu halten, und eine Luftfahrt wartet unser."

„Mein Entschluß ist gefaßt uud ich rechne auf Deine Schlauheit; durchschaue alle Winkel von Kolonta's Schlosse, Dein Ohr sei überall, doch wahre Deine Zunge!" —

Ein Bauer fuhr mit einem Heuwäglein über den Weg. Als er die beiden Reiter erblickte, wollte er über Hals und Kopf aus dem Gleise weichen und warf den Karren um. Anstatt ihn aber aufzuheben, blieb er zitternd stehen, die Mütze in der Hand, um die Reiter vorbeipassiren zu lassen. Als sie herankamen, grüßte er furchtsam; sein gutmüthiges und einfaches Aussehen, mehr aber noch das Elend, welches sich auf dem bleichen Antlitz abspiegelte, und sein leinener zerrissener Kittel, der kaum die Blöße des alten Mannes deckte, machten Eindruck auf den Fürsten.

„Wie weit bis Sempolja, lieber Mann?" fragte er den Bauer.

„Ganz nahe, edler Pan," erwiederte dieser in russischer Sprache.

„Das bedeutet nach hiesiger Redeweise: gebe Gott, daß Ihr heute ankommt," fügte Selensky hinzu.

„Aber wie groß ist die Entfernung?" fragte Serebrenny weiter.

„Fünf Meilen, Herr, war es früher, bevor die Pane sich unser erbarmt und es nur drei sein lassen."

„Ist Eure Pana eine gute Herrin?"

„Ei wohl, Pan, ist sie gut; sie selbst sagt uns, wenn sie aus der Kirche kommt, daß sie für uns gebetet hat; aber der Pan Oekonom betrügt uns und nimmt uns das letzte Huhn, dafür sorgt er aber auch, daß sich die Haut auf dem Rücken zwei Mal im Jahre erneuert, und jedes Mal fügt er hinzu: so will's die gnäd'ge Pana."

„Das ist ganz wie bei uns," sagte der Fürst zu Selensky gewendet, „der Bauer hat Fasten das ganze Jahr, und nur die Katzen haben Butterwoche beim Edelmann."

„Und doch," meinte Selensky, „lebt der russische Bauer wie im Paradiese im Vergleich zu dem polnischen. Bei uns gilt der Leibeigene weniger als ein Schaf, man zieht ihm das Fell ab nnd tritt ihn dann in den Schmuz. Ich habe Pane gekannt, die den Müttern ihre Kinder von der Brust rissen, um ihnen junge Hunde zum Säugen zu übergeben!"

„Schändliche Verläumdung!" rief schaudernd Serebrenny.

„Wollt' es wäre Verläumdung, Herr! Ich bin zei=

lebens genährt worden mit fremdem Brote und habe von Jugend an auf Rechnung des Bauers gelebt, auch ist mein Gewissen nicht zu eng, aber das Herz wendete sich mir im Leibe, wenn ich sah, wie die edlen Pane ihre Leibeigenen marterten.“ —

Die Zeit verflog im Gespräch und in der Ferne erblickte man ein Schloß.

„Dort haust der Pan Kolonta; willst Du Dich hier an dem Bächlein umkleiden, Herr?“

Der Fürst sprang vom Pferde und Selensky folgte seinem Beispiele, um den Mantelsack zu öffnen. Bald stand der Hauptmann der Strelitzen nebst seinem Diener im polnischen Nationalcostüm da. Eine Pekesche von grünem Sammet mit silbernen Schnüren und mit Hermelin besetzt schmiegte sich an den schlanken Körper, die dunklen Locken quollen unter einer Mütze von gleichem Stoffe mit silberner Troddel hervor; am goldnen Gürtel aber hing ein türkischer Dolch mit Perlen und Edelsteinen besetzt, und die gelben Saffianstiefeln bedeckte ein Beinkleid von Atlaß nur zur Hälfte. Um den Hals schlang sich eine ungeheure Kette von Email, an der eine Uhr in Form einer Zwiebel bis unterm Gürtel herabhing; der Damascener vollendete den reichen Anzug.

„Ist meine Kleidung so in gehöriger Ordnung?“

fragte Serebrenny den Diener, sich selbst mit wohlgefälligem Lächeln im Flüßchen bespiegelnd.

„Die Wahrheit zu gestehen," fuhr Selensky geschwätzig fort, „unser Nationalcostüm macht den schönen Mann doppelt schön, und ist geeignet, allen Weibern den Kopf zu verdrehen; fühle ich mich doch selbst in der neuen Haut, gleich der Schlange, glatt und lustig, und wohl im Stande, die Schönheiten des Landes zu berücken."

„Hüte Dich," fiel ihm der Fürst ins Wort, „daß Dich die Schlange nicht berückt, und spute Dich!"

Im Nu war Selensky zu Pferde; der Fürst warf das mit Zobel gefütterte Oberkleid ohne Aermel und Knöpfe über, zum Schutz gegen den Staub des Weges, und die beiden Reiter sprengten zum Schlosse des Kolonta. Die Sonne stand bereits hoch am Mittagshimmel.

Auf den breiten Stufen, die zu dem Haupteingange seines Schlosses führten, saß unter einem Baldachin Stanislas Kolonta. In dem gelben Gesichte des sechzigjährigen Greises hatten Podagra und Schwelgerei die Spuren krankhaften Unmuthes zurückgelassen; die zahlreichen Furchen der Stirn und ein auf beiden Seiten des Mundes lang herabhängender weißer Schnurrbart vermehrten noch das Unheimliche der verwitterten Physiognomie. Den magern Leib umschlotterte ein gelbes Kleid

mit unzähligen Knöpfen, das nach polnischer Sitte auf dem Leibe gegürtet war; seine Füße aber steckten in weiten schwarzen Sammetstiefeln und ruhten auf einem rothen Sammetkissen mit goldenen Fransen besetzt. Die ganze Erscheinung glich einem chinesischen Mandarin, der die Cour seiner Unterbeamten annimmt. Zur Rechten des Schloßherrn saß seine Gemahlin, eine ehrwürdige Alte, aber von geschraubten Manieren, im altfranzösischen Costüm mit Reifrock und Fächer. Ihr zur Seite stand ihr Sohn Leo, ein schlanker junger Mann mit ausdrucksvollem Gesicht; ringsherum aber zahlreiche Gäste, an denen der polnische Edelmann nie im Jahre Mangel leidet. Eine nicht minder zahlreiche und wie es schien müßige Dienerschaft bildete den Hintergrund, welche kichernd bald ob ihrer Herrschaft spottete, bald, als auserlesene Schaar von Müßiggängern, den frechsten Muthwillen mit den Dirnen trieb. In dem weiten Hofraume vor den Eingangsstufen tummelte einer der Stallknechte einen jungen Hengst, während der Greis Kolonta, eine lange Peitsche in den Händen, wiederholt in die Luft klatschte, oder dem feurigen Rosse, so oft es an ihm vorüberkam, einen Hieb in die Weichen zu versetzen suchte, daß es hoch aufbäumte, und nur noch wilder und widerspenstiger ward. Die Damen, im eifrigen Gespräche begriffen, schrieen zuweilen

laut auf bei den halsbrechenden Luftsprüngen, die das Roß mit seinem Reiter machte.

„Die Sporen in die Flanken, Pan Stallmeister, und mit der Gerte zieh' ihm eins über, daß er beim Absteigen den Schweif fallen läßt, gebrauche die Zügel! jetzt wende und gib dem Hengste Luft, er ist überaus unruhig!" — So schwatzte der Alte ohne Aufhören.

„Ein tüchtiges Roß!" hob Pan Soltyk, einer der Gäste, an, und wendete sich wieder zur Dame, mit der er im traulichen Gespräche begriffen war.

„Ein arabisches Blut," setzte einer der Schmarotzer des Schloßherrn hinzu, „ein Adler fürwahr, kein Roß."

„Ein Hahn vielmehr von Pfefferkuchen," erwiederte Kolonta mit Verachtung, „würde man Dir das Gestütszeichen einbrennen, so wärst Du eben solch ein Araber wie der Hengst! Ganz anders würdet Ihr pfeifen, wenn Ihr mein rothes Roß von persischem Geblüt gesehen, das ich bei Samoisk erbeutet, als wir die Türken jagten. Wie eine Schlange krümmte sich das Thier unter mir und strich wie der Wind über's Feld, und wenn es auftrat, war's aus purer Gnade; aber auch nur ein Kenner durfte sich aufsetzen."

„Pan Stanislas hatte von jeher den Ruf eines küh-

nen Reiters," bemerkte höfisch Woidsewitsch, der Richter von Reszizа.

„Als wir unter Batori unser Pallasche schartig hieben, Herr Richter, da gab's noch Helden, — die Straßen hätte man mit ihnen pflastern können, und Kolonta war keiner der letzten. Wenn er zum Strauße ausritt, so deuteten Freund und Feind auf uns. Jetzt freilich sind andere Zeiten, und unsere Helden mögen lieber den Fuß ihrer Dame streicheln, als den Griff ihres Säbels."

„Doch sagt man," fuhr Woidsewitsch fort, „der Pan sei in früheren Zeiten ein eifriger Verehrer und Liebling der Schönen gewesen."

„Tempi passati! Doch vergaßen wir nicht den Siegesruhm über Courmachen," versetzte hitzig der Alte, und lebten nicht blos im Toilettenzimmer der Damen."

„Die Beschuldigung des Vaters ist ungerecht," fiel Leo Kolonta ein, „die Verehrung der Frauen erstickt die Flamme der Ehre nicht in uns, sondern facht sie an. Unsere neuesten Siege über die Russen zeigen, daß wir unserer Vorfahren nicht unwürdig sind?"

„Siege," schrie der Alte mit ironischer Bitterkeit, „ja fürwahr, die habt Ihr erfochten! War's etwa beim Kloster Troitza oder im Kreml zu Moskau? Ja, ja, Leochen, die Flamme ward Euch angefacht durch Marina,

die Landstreicherin; und wie höflich hat man Euch zum Lande hinausbegleitet; alles aus Achtung für Sigismunds Bart! Erröthen sollten die Polen über solche Heldenthaten!"

„Freilich," meinte Leo spitzig, „ist unser Zug nach Moskau nicht so rühmlich, als Batori's Angriff auf Pskow!"

„Das waren die Elemente, die uns dort schlugen," vertheidigte kleinlaut Kolonta, „aber nicht die Russen; damals verlor ich mein bestes Roß und meinen liebsten Freund, und seitdem habe ich unserm Erbfeinde ewigen Haß geschworen. Der Schwarze soll Spielmarken aus meinen Knochen drechseln, wenn je ein Russe lebendig aus meinen Händen kommt; mir thut nichts mehr leid, als daß Ihr sie nur mit Worten schlugt."

„Und die Einnahme von Smolensk, Pan Kolonta?" fragte Woidsewitsch.

In diesem Augenblicke sprengte Fürst Serebrenny nebst seinem Diener durch den Hohlweg, der zum Schlosse führte, und ward der Gesellschaft von den hochgelegenen Stufen aus sichtbar. Der allgemeine Ausbruch der Neugierde machte dem früheren Gespräche ein Ende, und Kolonta selbst blinzelte nach den Reitern, seine Sehkraft verstärkend.

„Das ist gewiß Joseph Brschestowsky," unterbrach eins der Fräulein die minutenlange Pause, „das ist allerliebst, er bringt uns Modenberichte aus Warschau mit, seine Schilderungen sind so detaillirt, daß man sofort eine Robe danach zuschneiden könnte."

„Ach, nein!" versetzte eine Andere, „das ist, nach der Gestalt zu schließen, ohne Zweifel Michael Timon; da haben wir ja sofort den trefflichsten Vortänzer in der Mazurka."

„Die Damen irren sich Beide," begann eine Dritte, „denn täuscht mich mein Auge nicht, so erkenne ich Wazlav Schadowsky, den lustigen Erzähler der Schelmstreiche bei Hofe; wenn er dem Könige und seinem Günstling Potozky nachäfft, so möchte man vor Lachen sterben."

„Ich rathe der Pana Ruscha," hob Leo an, „Fingerhut und Scheere bis auf günstigere Gelegenheit zu verwahren; Pana Maria wird sich wohl einen andern Cavalier als Vortänzer wählen, meine schöne Cousine aber noch einige Zeit verlieb nehmen müssen, denn der Reiter ist jedenfalls ein Unbekannter, dabei jedoch ohne Zweifel ein neuer Anbeter der Reize unserer Damen. Was meint Pana Eleonore?"

„Eure schöne russische Gefangene ...."

Die Ankunft Selensky's, der geschickt dem Schloß-

herrn die Bitte des Fürsten um ein Nachtquartier vortrug, unterbrach die Antwort der schönen Sprechenden.

„Sagt dem Pan Majewsky," erwiederte der alte Kolonta mit würdevoller Artigkeit, „daß seit undenklichen Zeiten kein Reisender bei diesem Schlosse vorübergegangen, ohne einzusprechen. Ich bitte den Gast, über mein Haus zu gebieten, so lange es ihm beliebt, und heiße ihn doppelt willkommen, dieweil er mein Landsmann und Schlachtschitz ist."

Während Selensky's Abwesenheit hielt Fürst Serebrenny zu Pferde an der hohen Eingangspforte, in Betrachtung der Wappenschilde des Hauses versunken. Grüner Epheu bedeckte den gemalten eisernen Schild, während die Schwalben mit ihren Nesten einen Theil des Wappens in der Mauer zerstört hatten. So spottete die Natur der menschlichen Eitelkeit; eine Wucherpflanze und ein armseliges Vöglein vernichtete den leeren Prunk, mit dem sich ein noch armseligeres Menschengeschlecht brüstete.

Serebrenny, der tapfere Krieger, der nie vor der Gefahr gebebt, zitterte vor dem Zusammentreffen mit der Geliebten seines Herzens; tausend Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Wie wird er sie wiederfinden? Ist nicht ihre

Neigung für ihn längst von einer andern verdrängt worden? Und wenn er sie doppelt wiedergefunden, wie sich ihr entdecken, wie sie befreien? Und konnte nicht ein ungünstiger Zufall, ein unglücklicher Moment alle seine Pläne im Entstehen vernichten, bevor er noch die Geliebte gesehen? —

Selensky riß ihn aus seinen Träumen, ihm die Antwort des Schloßherrn mitzutheilen, und der Fürst ritt in den Hof des Magnaten. Als er sich schon in der Mitte des Hofraums befand, kehrte ihm erst die Besinnung wieder und er stieg eiligst vom Pferde, um seinen Wirth zu begrüßen. Kolonta strich sich den Schnurrbart, glättete mit der Hand die Falten seiner Stirn, und nach den ersten Begrüßungsformeln stellte er dem Ankömmlinge seine Familie und die Gäste vor.

Vergebens suchte des Fürsten Auge das Fräulein Wasiltschikoff, und beinahe wußte er es dem Schicksale Dank dafür, da seine Unbefangenheit nicht Gefahr lief, durch ihre Gegenwart schon beim ersten Auftreten verloren zu gehen. Vertraut mit polnischer Sitte und Manier blieb er dem Charakter seiner neuen Rolle ziemlich getreu, und wenn bei der Menge Fragen, mit der ihn die neugierige Schloßgesellschaft überschüttete, ihm der Mangel an

Sprachfertigkeit zuweilen hinderlich ward, so schob er dies auf Rechnung der langen Gefangenschaft und seines Aufenthaltes bei den Feinden.

Kurz vor der Tischzeit hörte man vor der Thorauffahrt Pferdegetrappel, begleitet von wiederholten Trommelschlägen. Der Fürst erwartete nichts anderes, als eine Abtheilung seiner Reiter, die Agareff vielleicht zu seinem Schutze abgeschickt; als sich aber der Staub zertheilte, erblickte man eine hochaufgethürmte Carosse, die aus den Fragmenten der Arche Noah's zusammengesetzt schien und mühsam von sechs abgemagerten Kleppern in den Hof geschleppt wurde. Voraus ritt ein Trommelschläger im rothen Rock, um den unwürdigen Pöbel zu verjagen, damit er durch seine Gegenwart nicht die edlen Pane in der Carosse verletze; auf beiden Seiten des Wagens aber ritten sechs Reiter in Husarenkleidung.

Nachdem Kolonta den Herrn der Carosse, den längst erwarteten Gast Pan Starost Kreslewsky, begrüßt; die Pana Starostin sammt Fräulein Starostinnen, sowie die Mopse, Bologneser, Kammerzofen und zahlreichen Reiseschatullen der Arche entwunden worden, erschallte der Ruf zum Mittagsmahle. — Der Schloßherr führte den vermeinten Majewsky zur jüngsten der bejahrten Töchter des Starosten und Gutsnachbarn, er selbst schleppte müh-

sam die kolossale Frau Starostin an der Linken, während er sich mit der Rechten tapfer den Schnurrbart strich, und die übrigen Gäste folgten ihnen paarweise in den geräumigen Speisesaal.

IV.

In Kolonta's Hause herrschte die allgemeine Krankheit der polnischen Edelleute der damaligen Zeit, es an eitlem Prunk und nutzloser Verschwendung den wenigen großen Magnaten gleich zu thun, die durch bedeutende Mittel zu glänzendem Aufwande berechtigt waren. Man hätte glauben können, das Streben der Pane gehe nur dahin, sich auf die am schnellsten mögliche Weise durch leere Großthuerei zu ruiniren. Auch Kolonta, obwohl einer der größten Gutsbesitzer des Umkreises, theilte die Sucht seiner Nachbarn, einen förmlichen Hofstaat zu halten, was seine kargen Einkünfte keineswegs gestatteten. Die Juden dienten damals den Edelleuten als Mittelspersonen, um ihre Producte zu verhandeln; die schiffbare Düna war weit entfernt und auch von da aus die Schifffahrt wegen des Kriegs mit den Schweden gehemmt; der Landtransport aber bei dem gänzlichen Mangel an Land-

straßen und den gefahrvollen Umwegen nicht minder beschwerlich. Hierzu kam noch die schamlose Betrügerei der Oekonomen, die gleich Blutegeln am Marke des Edelmannes wie des Bauers nagten, sowie die gänzliche Unwissenheit der Edelleute in den Angelegenheiten der Landwirthschaft, ebenfalls eine Folge ihres Hochmuthes. Das Zusammentreffen vielfacher, auf die Finanzen des Adels nachtheilig einwirkender Verhältnisse machte es erklärlich, daß das Auge überall nur auf Spuren glänzenden Elendes, auf den Mangel des Nothdürftigsten und den Ueberfluß an nutzlosen Dingen stieß.

Ringsum an den Wänden des Speisesaales hingen die lebensgroßen Bilder des Vorfahren Kolonta's; Rauch, Schmuz und Alter hatten diese Galerie dem Beschauer fast unsichtbar gemacht, wahrscheinlich ohne Verlust für die Kunst oder den Liebhaber. Im Hintergrunde des Saales stand ein ungeheurer Wandschrank mit Kirchenfenstern bemalt, in dem die geringen Schätze des Hauses an Silbergeräth, Pokalen und Porzellangeschirr verwahrt wurden; Kriegesbeute und Friedensgaben, in denen die genealogische Geschichte des Hauses verzeichnet war, Kindtaufen, Namenstage und Hochzeiten. Der ungeheure Eichentisch in der Mitte war mit einem groben Zwillichtuche bedeckt, neben zinnernen Tellern lagen silberne Löffel, ein

Salzfaß und ein mächtiger Pocal von Silber aber standen am obern Ende der Tafel, sowie allerlei bunte Krüge ringsherum vor den Gedecken.

Während die Gäste auf den Tisch, gleich einer Festung, losstürmten, öffnete sich eine in der Wand befindliche Tapetenthür, und aus ihr trat, auf Leo Kolonta's Arm gestützt, im reichen ungarisch-polnischen Nationalkleide, das Fräulein Barbara Wasiltschikoff. Ein weißgestickter Dolman mit Zobel besetzt, schmiegte sich an den schlanken Oberkörper, und ein blauer Atlaßrock mit goldenen Fransen umwallte in breiten Falten den Leib der Jungfrau bis zu den zarten Knöcheln, die zierliche Saffianstiefelchen umschlossen; eine Schnur edler Perlen schlang sich um das reiche Haar, das in zwei langen Flechten auf den Rücken fiel. Dem Fürsten Serebrenny erstarrte das Blut in den Wangen, während die Jungfrau beim Anblick der ihr zugleich bekannten und fremden Züge erröthete und schnell, als ob sie sich getäuscht, ihren Blick wieder auf ihren Führer richtete. Eine Eiskälte überzog das Herz des Fürsten, als sich die Blicke der Geliebten von ihm abwendeten, und er hätte lieber durch den Ausbruch ihrer Freude beim Wiedersehn sein Leben bedroht sehen, als diese verletzende Gleichgültigkeit ertragen mögen.

Der Kanonikus des Dorfes verlas das Oculi omnium,

segnete Speise und Trank, und die Damen setzten sich an das eine Ende des Tisches gegenüber den Männern, Barbara nahm am obern Ende Platz neben Leo Kolonta. Als der Fürst, dem russischen Religionsgebrauche gemäß, von der rechten Schulter zur linken das Kreuz schlug, bemerkte dies der Pan Starost zu seiner Linken und fragte ironisch: „Der Herr ist wahrscheinlich ein Russak seines Glaubens, denn er kreuzigt sich von der Rechten zur Linken?"

„Ich kreuzige mich von der Rechten zur Linken," erwiederte Serebrenny bitter, aufgebracht über den unbescheidenen Ton der Frage, „doch ich schlage mit dem Säbel drein, rechts und links, wie es der Pan wünscht!"

„Was gut ist, bleibt gut!" versetzte, die Sache zum Scherz einlenkend, der alte Kolonta. „Laß die Jesuiten untersuchen, ob den Slavoniern oder den Lateinern zuerst die Pforten des Paradieses geöffnet werden; mögen sie die Calvinisten verfluchen oder die Kosaken bei den Haaren zum Altare schleppen, nach unserer Meinung ist nur der vom echten Glauben, der sich am wackersten für das Vaterland schlägt. Was meint der Pan Richter?"

„Ich habe hier keine Meinung," erwiederte Woidsewitsch geschmeidig, um dem Starosten nicht zu nahe zu treten.

„Auf dem Richterstuhle und einer verdorbenen Uhr

liest man fürwahr Täuschung und Lüge nur," rief höhnisch Soltyk.

„Doch mein Zeiger schlägt das, was er anzeigt," versetzte der Richter zornsprühend und schlug an den Säbel, „verstanden Pan Soltyk?"

„Ich verstehe," fuhr Soltyk in beleidigendem Tone fort, „doch ich bezweifle!"

„Frecher Knabe, satis loquentiae, sapientiae parum. Weißt Du, mit welcher Münze man solche Reden bezahlt erhält?" schrie der Andere und erhob sich mit einer drohenden Handbewegung.

„Wenn man nicht obendrein noch dieselbe Münze mit in den Kauf bekommt," höhnte Soltyk weiter, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

„Ich fordere blutige Genugthuung!"

„Ich gebe sie nur dem, der ihrer werth ist!"

Der Wortwechsel wäre zur blutigen Rauferei geworden, hätte sich nicht der Wirth ins Mittel geschlagen, um die erschreckt von ihren Sitzen aufspringenden Damen zu beruhigen: „Friede, ihr Herren," rief der alte Kolonta, „gebt Eurem Zorn ein Stündchen Ruhe und einen größern Spielraum; der Abend ist lang und mein Garten breit genug, um sich satt zu schlagen. Hier handelt sich's um Wein und nicht um Blutvergießen!"

„Doch wo Wein fließt," meinte der Kanonikus, „strömt auch nicht selten Blut, denn der Wein macht trunken, und im trunkenen Muth ...."

„Beruhigt Euch, Pan Kanonikus," nahm Leo das Wort, „nimmermehr macht der Wein selbst trunken, sondern nur die Zeit, in der man ihn trinkt, und leert Ihr nicht jährlich Euer Faß Ungarwein, ohne Euch zu betrinken?"

„Se non é vero, é ben trovato!" stimmte Soltyk ein.

„Uebrigens," fuhr Leo fort, „kann man auch von schönen Augen trunken werden. Experto credite!"

„Bravo, Leo," schrie der alte Kolanta, „Deine Predigt ist kurz und erbaulich, Deine Prinzipien nicht allzustreng, Du könntest Beichtvater unsers Königs werden!"

„Ich strebe nach Höherem!" rief Leo vom Weine erhitzt, „der Beichtiger der Schönheit will ich werden und mit Pana Barbara dies fromme Amt beginnen!"

„Beenden wäre eben so richtig," lispelte erröthend das Fräulein, „auch gestattet mir mein Glaube nicht, solchen Beichtiger zu wählen."

„Das Herz hat nur einen Glauben!" raunte ihr Leo ins Ohr.

Unterdessen hatte Kolonta den großen Pokal vor seinem Gedeck mit Wein füllen lassen, und, nachdem er

einen Trinkspruch auf die Unabhängigkeit des polnischen Adels ausgebracht, einen Zug daraus gethan und ihn seinem Nachbar übergeben. Als die Reihe an Leo kam, bückte sich derselbe und mit geschickter Behendigkeit löste er die zierliche Saffianbekleidung vom Fuße des Fräuleins Wasiltschikoff; nicht achtend auf ihr Geschrei und den schwachen Widerstand goß er den zarten Behälter voll Wein und hob ihn mit den Worten in die Höhe: „Mein Lebelang will ich kämpfen für die Freiheit meines Vaterlandes, aber die eigene will ich auf Lebenszeit opfern für die, auf deren Wohl ich jetzt trinke!“

Ein einstimmiges Bravo folgte seiner Rede, und der Saffianpokal flog in die Runde mit dem Ausruf: „Nicht russischer Schönheit haben wir den Krieg erklärt, sondern nur der russischen Macht.“

Während die Damen voll Eifersucht sich auf die Lippen bissen, wagte Barbara vor Scham kaum den Blick zu erheben, zwei große Thränen drängten sich in die seidenen Wimpern, ihre Brust hob sich und sie schien die ungestüme Männerwelt eher um Mitleid zu flehen, als sich der Anerkennung und des Triumphes ihrer Schönheit zu freuen. Gierig leerte Serebrenny den zierlichen Behälter, als ihn die Reihe traf, und drückte ihn an seine Lippen. Als ob er Flammen eingesogen, so stieg ihm das

Blut in den Kopf und Wangen, der Boden brannte wie Feuer unter ihm, und sein glühender Blick traf bald den Gegenstand seiner Liebe, bald den gefährlichen Nebenbuhler. Das Zischeln und Geflüster der Damen an der Tafel bestärkte ihn in seinem Argwohn, und der Gedanke, daß die, für die er sein Leben Preis gegeben, vielleicht seiner Liebe spotten könne, zehrte an seinem Herzen. Die Damen waren unterdessen von ihren Sitzen aufgestanden, die alten Herren rückten näher zusammen, im eifrigen Gespräch über Politik begriffen; diesen Moment der allgemeinen Verwirrung benutzend, schlich sich Serebrenny aus dem Saale, in der Einsamkeit frischen Muth zu schöpfen und sein Vorhaben reiflicher zu erwägen.

V.

Im Vorhause hielt ihn Soltyk auf, der sein Davonschleichen bemerkt und ihm nachgeeilt war. „Auf ein Wort, Pan Majewsky!“ rief er dem Flüchtlinge zu und zog den Fürsten, fast willenlos, mit sich in den Garten. Stillschweigend durcheilten sie neben einander die schattigen Lindengänge, bis Soltyk in einiger Entfernung vom Schlosse anhielt: „Vergebung, Pan Jaromir,“ hob er an, „daß ich Euch aufhalte, aber meine Bitte leidet keinen Aufschub, und den Einzigen, von dem ich Gewährung hoffe, ohne daß ich Euch belästigen durfte, meinen Freund Leo mag ich jetzt nicht aus den Armen der Liebe reißen.“

Unwillig, doch mit gespannter Erwartung hörte der Fürst zu.

„In wenigen Minuten,“ fuhr der Andere fort, „trifft der elende Woidsewitsch, dem ich schon längst eine Züch=

tigung zugeschworen, mit seinem Secundanten hier ein, um Genugthuung von mir zu fordern. Die Sitte erheischt es, daß ich mir einen Kampfgefährten wähle, der mit dem des Gegners einen Gang zu wechseln bereit ist. Ich hoffe bei dem wackern Krieger und Edelmann deshalb keine Fehlbitte zu thun, indem ich ihn als Gefährten zu diesem Zweikampf wähle!"

Serebrenny, auf Schlimmeres gefaßt, willigte in Soltyk's Bitte, und wenige Minuten später trafen die Gegner, Woidsewitsch vom Pan Sembina begleitet, ein. Ein von schattigem Gebüsch rings eingehegter Wiesenplan nahm die Kämpfer auf und im Nu waren die vier Säbel blank. Mit Ingrimm schlugen sich die beiden Feinde, während die Secundanten nur kaltblütig ihre Streiche führten. Eine leichte Streifwunde, die Sembina erhielt, nahm die Aufmerksamkeit Serebrenny's in Anspruch, als Soltyk von einem Säbelhiebe in den Kopf getroffen zu Boden stürzte. Sembina und Woidsewitsch eilten dem Verwundeten zu Hülfe, der Fürst aber in den Garten, einige der Schloßdiener herbeizurufen, zugleich aber die längst ersehnte Einsamkeit aufzusuchen, fern von dem Schauplatze der Thorheiten und Gebrechen einer Gesellschaft, die weder seiner Stimmung noch seinem Geschmacke entsprach.

Zu den Qualen des Zweifels und der Eifersucht, die Serebrenny's Herz durchwühlten, gesellte sich eine bange Beklommenheit, das dunkle Vorgefühl der über seinem Haupte schwebenden Gefahr. Ein Stimme in seinem Innern rieth ihm, sich zu retten vor dem nahen Abgrunde, auf den er losgehe, eine unsichtbare Macht aber hielt ihn gleichsam an ehernen Ketten zurück, und nicht allein der Wille, auch die Kraft fehlte ihm, sich loszureißen. In Gedanken verloren und ohne auf die Gegenstände um sich zu achten, hatte er den Garten durchstreift und befand sich plötzlich am Gestade eines kleinen See's, der an Kolonta's Besitzung stieß. Ein schmaler Fußsteig führte ihn auf eine Landzunge, die sich weit hinaus in die klare Fluth erstreckte. Friedlich lag der See zu seinen Füßen, die Trauerweiden am Gestade badeten ihre grünen Häupter im Wasser und die scheidenden Sonnenstrahlen vergoldeten ihr dichtes Netz; ein Schwan durchfurchte in majestätischer Ruhe den Wasserspiegel, der sein Bild fleckenlos zurückwarf, gleich jenen reinen Geistern der Erdenwelt, die über die gefahrvollen Tiefen des Lebens dahinziehen, ohne daß ihre Erscheinung jemals getrübt wird. Die erhabene Ruhe der Natur rührte den rauhen Sohn des Krieges zum ersten Male und weckte schmerzliche Gefühle in seiner Brust. War jene Empfindung im Kriegslager oder auf

seinen Kampfzügen nie in ihm geweckt worden, oder brachte die Einsamkeit jene mächtige Wirkung auf das Herz des Mannes hervor? Wie die Blumen im Nachtthau oft betäubend auf die Sinne wirken, so träufelten die Reize der Natur um ihn her nur ein langsames Gift in seine Seele; das starke Herz brach und reiche Thränen entströmten den Augen. Als er den thränenschweren Blick über die spiegelglatte Fläche warf, deren äußerste Gränze mit dem Horizont zu verschmelzen schien, schimmerte ihm ein weißes Gewand durch den grünen Mantel der Weiden am Gestade des See's entgegen. Ein Schrei der Ueberraschung, „Warrinka!“ und der Geliebte lag im nächsten Augenblicke der Ersehnten zu Füßen. Erschreckt von dem stürmischen Ausruf, erhob sie sich rasch von der Rasenbank am Ufer, auf der sie Platz genommen, sank aber erschrocken ohne Laut in Serebrenny's Arme. Erröthend wand sie sich aus der Umarmung des schönen Mannes, als sie nach Verlauf weniger Minuten ihre Besinnung wieder gewann: „Fürst Stepan,“ begann die Jungfrau mit zitternder Stimme, „das Unglück, das mich seit Jahren betroffen, schließt mich fester an den Freund und Landsmann, der mir jetzt als ein Bruder, als ein Bote des Himmels erscheint! Ich habe keine Mutter, keine Verwandte, kein Vaterland mehr, und gleich einer Versinken=

den klammere ich mich an den rettenden Anker. Als ich Dich heut' unter Deiner Verkleidung erkannte, konnte ich nur mit Mühe die mächtige Bewegung in meinem Innern bemeistern, denn ich fürchtete Dein Geheimniß zu verrathen. Die Theilnahme, die Du einst mir, dem unerfahrenen Kinde, zu Moskau schenktest, ist meinem Gedächtniß nie entschwunden; doch konnte ich wohl ein Gleiches von Dir erwarten? Als ich aber meinen Namen und die wohlbekannte Stimme hörte, drückte mich das Uebermaß der Freude, gepaart mit so schmerzlichen Erinnerungen, zu Boden ...."

„Deine Trauer hat ein Ende," fiel ihr gerührt Serebrenny ins Wort, „mein Leben gehört Dir und Deiner Freiheit! In dieser Nacht noch, Barbara, gedenke ich mit Dir zu fliehen."

„Um des Himmels willen, Fürst Stepan, sei auf Deiner Hut; wehe uns, wenn Leo Kolonta Argwohn schöpft, denn er ist unerbittlich streng und die Macht in seinen Händen. In dieser Nacht wird das ganze Haus in Bewegung sein, da man mit den Vorbereitungen zum Geburtsfeste der Schloßherrin für morgen beschäftigt ist. Unter dem Geräusch der morgenden Nacht wird unsere Flucht sicherer von Statten gehen können."

„Ich fürchte Leo Kolonta nicht," erwiederte der Fürst,

„und wäre er auch stark wie ein Leu; aber mir scheint, jede Zögerung vermehrt nur die Gefahr!"

Serebrenny fügte der Erzählung von den Begebenheiten der vorigen Nacht die Absicht bei seiner Verkleidung und Ankunft in Kolonta's Schlosse hinzu. Die Jungfrau bebte vor dem Gedanken, daß das Leben ihres großmüthigen Befreiers in Gefahr schwebe, und entschieden wies sie den Plan zu ihrer Befreiung zurück. Vergeblich drang Serebrenny in sie. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, seine Stirn zog sich in düstere Falten: „Das Fräulein Barbara Wasiltschikoff liebt den Polen Leo Kolonta, den Feind ihres Vaterlandes!" rief er unmuthig.

Eine dunkle Purpurröthe ergoß sich über die Wangen des Mädchens, ihr Blick senkte sich zu Boden und sie blieb ihm die Antwort schuldig. Der Fürst wiederholte seine Frage in milderem Tone.

„Und wäre es so," erwiederte Barbara gefaßt und ruhig, „er ist der Liebe würdig, und seiner Großmuth allein verdanke ich so manche glückliche Stunde und eine gastliche Aufnahme in dem feindlichen Lande!"

Serebrenny's Blicke verdüsterten sich immer mehr, er erhob sich von seinem Sitze und trat vor Barbara: „Ohne Umschweife, Fräulein," rief er, „der Strelitzen-Haupt-

mann Serebrenny versteht sich nicht auf zierliche Phrasen, liebst Du den Polen Kolonta?"

Barbara war ebenfalls aufgesprungen, in demselben Augenblicke wurden Stimmen in der Nähe laut. „Beschütze Dich der Heiland!" rief sie dem Fürsten zu und entfloh wie ein gescheuchtes Reh in die Laubgänge des Gartens.

Bis zum Anbruch der Dunkelheit irrte der Fürst in der weiten Besitzung Kolonta's umher, und die Einladung zur Abendtafel aus Müdigkeit ablehnend, zog er sich in die ihm angewiesenen Gemächer zurück. — — Hier fand er Selensky vor, der ihm mit ängstlicher Besorgniß mittheilte, daß für sie in Kolonta's Schlosse keine Sicherheit mehr und schleunige Flucht wohl das Gerathendste sei. Im Kruge, wohin er, dem Willen seines Herrn gemäß, einen Theil der Schloßbedienung geladen, sei er einem hündischen Schlachtschitz begegnet, der mit frecher Stirn behauptet, daß er alle Pane in Pinsk zu kennen die Ehre habe, jedoch nie von einer Familie Majewsky daselbst gehört; zwar sei der Mensch sehr trunken gewesen und man habe seinen Worten wenig Glauben geschenkt, doch könne dergleichen Geschwätz jedenfalls gefährlich werden. Außerdem habe er, als er den Pferden ihr Futter vorgeworfen, bemerkt, wie der junge Ko-

lonta die Stallthüre geöffnet und einem Stallknecht etwas ins Ohr geflüstert, wovon er jedoch nur den Namen Majewsky habe unterscheiden können, im Zwielicht sei er, Selensky, von demselben nicht wahrgenommen worden. Auch habe ihm einer aus der Dienerschaft anvertraut, daß man dem Pan Majewsky Leute in den Garten nachgeschickt, um jeden seiner Schritte zu beobachten. Endlich fügte der besorgte Diener noch hinzu, daß man ihnen wohl nicht umsonst dies Schlafgemach angewiesen, dessen Fenster mit schweren Eisenstäben vergittert, und dessen Thüren mit eisernen Riegeln und Klammern verwahrt seien.

Der Fürst spottete aller dieser Bedenken des treuen Selensky, befahl, ihn und die Pferde nicht zu beunruhigen, sich selbst aber sofort schlafen zu legen, da sie alle der Ruhe gar sehr bedürften. Mit diesen Worten warf Serebrenny sein Oberkleid von sich, legte seine geladenen Pistolen auf den Stuhl neben seinem Ruhebette, den Säbel aber zu dessen Häupten und warf sich selbst halb angekleidet aufs Lager. Selensky schob vorsichtig einen schweren Eichentisch vor die Thür, und in seinen Reitermantel gehüllt bettete er sich auf demselben, um beim ersten Geräusch im anstoßenden Korridor schlagfertig zu sein. Der Fürst schlummerte bereits fest, als sich der Diener noch in Furcht und Ängsten unruhig auf seinem harten Lager wälzte.

VI.

Eintönig tröpfelte der Regen an die hohen Fenster des Schlafgemaches, und das düstere Gewölk des Herbstmorgens ließ nur spärliche Lichtstrahlen hindurchfallen, als Selensky seinen ermüdeten Herrn mit der Nachricht weckte, daß es Zeit zum Frühstücke und die Gäste bereits im großen Schloßsaale versammelt seien, der Pana Kolonta ihren Glückwunsch darzubringen. Schnell kleidete sich Serebrenny, doch diesmal mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich, an und eilte hinab, der Dame des Hauses ebenfalls den schuldigen Tribut der Höflichkeit zu zollen. Wie die Bienen schwärmte eine Schaar von Parasiten um die Königin des Tages, die in der thurmhohen Spitzenhaube und dem unförmlichen Fischbeinrocke eine groteskkomische Figur darstellte und auf den hohen Holzabsätzen sich hin und herwendend mit süßlächelnden Blicken die abgenutztesten Complimente annahm und spendete. Der Fürst

entledigte sich so schnell als möglich seiner Pflicht, um seine Barbara zu suchen, die er auch bald in einer Fensterbrüstung, nach dem trüben Himmel schauend, entdeckte. Sie schien geweint zu haben, und ihre bleichen Wangen trugen die Spuren einer schmerzvoll durchwachten Nacht. Serebrenny verlor alle Fassung, und im Begriffe, sich ihr zu nähern und die Verzeihung seines gestrigen Ungestüms von ihr zu erflehen, vertrat ihm der alte Kolonta den Weg: „Gratuliren wir den Damen zum Regenwetter, Pan Majewsky," rief er scherzend, „die süßen Redensarten wachsen wie die Pilze im Walde empor nach dem Regen, und für heute wird es wohl Euer einziges Geschäft sein, der Schönheit zu huldigen!"

„Auch ist die Schönheit nur unsere Sonne!" rief Serebrenny enthusiastisch mit einem Blick auf Bärbara.

„Für einen Schmetterling ist schon ein Licht hinlänglich, sich zu verbrennen!" fiel ihm Leo ins Wort, der bei den letzten Worten hinzugetreten war.

„Aber der Adler schaut furchtlos in das hellglänzende Gestirn des Tages!" erwiederte Serebrenny mit erkünstelter Ruhe.

„Doch nehme er dabei seine Wachsflügel in Acht," spottete Leo, „daß sie nicht aufthauen unter fremdem Himmel!"

„Ich bitte die Herren," hob der Schloßherr an, indem er, die ernstere Wendung des Gesprächs bemerkend, zwischen die beiden Gegner trat, „aus den höhern Regionen herabzusteigen, um sich an unserer Tafel zum Frühstück niederzulassen, denn es ist Zeit, zur Kirche zu fahren, und mit nüchternem Magen betet sich's schlecht!"

Die Gäste hatten eben ihre Plätze eingenommen, als ein Diener eintrat und dem Pan Kolonta einige Worte ins Ohr raunte: „Der Teufel hole den Dschegota," rief der Alte aufgebracht, das ist kein Feiertagsgesicht, obwohl der alte Fuchs zum Gratuliren herkommt! Nun, was wartest Du? Soll ich etwa dem Alten bis an die Stiege entgegengehen, um ihn hieher zu geleiten?"

Leo bog sich über den Tisch, um dem Vater zu bemerken, daß man den Dschegota unmöglich in so nobler Gesellschaft empfangen könne.

„Mag ich doch selbst den Wegelagerer nicht gern unter vier Augen sehen," erwiederte Kolonta, „aber er ist uns fast unentbehrlich; er gewährt unsern Besitzungen Schutz vor den Streifzügen der Russen, und leiht uns Geld, wo es nöthig; freilich die Prozente verschmäht er nicht! Auch sind wir ja hier nicht zum Reichstage versammelt! Fülle ihm ein Glas mit Branntwein, Leo!"

Er hatte kaum geendet, als man die schweren Tritte

des Angemeldeten vernahm, und in den Saal trat Dschegota, der Wachtmeister der Gepanzerten, ein kräftiger Greis von sechzig Jahren und riesenhaftem Wuchs. Die Augen blinzelten unter dichten buschigen Augenbraunen stechend hervor; unter der langgebogenen Adlernase hing ein langer grauer Schnurrbart auf beiden Seiten bis über das Kinn herab. Eine abgetragene grüne Pekesche bedeckte die athletischen Schultern, im Gürtel steckten zwei mit Silber ausgelegte Pistolen, und ein breiter Türkensäbel hing ihm an der Seite. Die ganze Gestalt, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Koth bespritzt, trug ganz das Gepräge des Räubers, und obwohl er sich mit Bücklingen und kriechenden Schmeichelworten näherte, las man doch in seinen Zügen den Ausdruck der Frechheit und des Uebermuthes.

„Wie geht's dem Pan Wachtmeister? Womit kann ich Dir dienen, Graukopf?" schrie ihm Kolonta mit einer Protectormiene entgegen.

„Kaum trage ich den meinen noch auf der Schulter, gnädigster Pan!" erwiederte Dschegota demüthig. „Die Russen haben in der vergangenen Nacht unser Dorf überfallen; gesenkt, geplündert und gemordet, das Vieh weggetrieben und Euer Gut Trinersti rein abgemäht!"

„Was!" brüllte der Schloßherr, „die Russen — ein

Ueberfall? Und wo waren Deine Gepanzerten? Wofür stehst Du an der Gränze? Hat man Dir etwa Edelmannsrechte verliehen, daß Du verbotene Waaren schmuggelst oder damit Du mordest und stiehlst an den Heerstraßen? Sicher haben die Russen Euch über die Gränze gejagt und sind Deinen Tapfern auf dem Fuße gefolgt! Aber Ihr seid gewohnt, mit vollen Taschen zu kämpfen, nicht gegen gezogene Schwerter!"

„Vergebung, gestrenger Pan," besänftigte Dschegota den Alten, „ich selbst war auf einem Streifzuge hinter der Welika begriffen. Der neue Hauptmann aber, der nach Opotschka gekommen, hat unterdessen sein Probestückchen ablegen wollen, und als ich nach Hause kam, liegt mein Haus in Asche, mein Sohn aber an schweren Wunden darnieder, Kisten und Kasten sind zerschlagen und viele Gepanzerte geblieben. Vergeblich jagte ich der Mörderrotte nach; an der Furt bin ich umgekehrt, denn meine Schaar ist zu gering zum offenen Angriff, und ich bin selbst in großer Eil hiehergeritten, mir von dem Pan Verstärkung zu erbitten."

„Die Scharte muß ausgewetzt werden," rief Kolonta, „ich will die Streifzügler zur Rechenschaft ziehen und jedes gestohlene Schaffell mit einer Russenhaut quittiren! Ich

gebe Dir funfzig Mann mit einem Rottmeister; unterhalb Ljuzin stoßen sie zu den Deinigen."

Viele von den Herren am Tische erboten sich freiwillig, den Streifzug mitzumachen, Kolonta gab dem Wachtmeister noch einige Verhaltungsbefehle und verabschiedete ihn dann mit einer Handbewegung.

„Jetzt zur Kirche, Ihr Herren," wendete sich der Schloßherr zu den Gästen, „heut' Abend zum Tanz und in der Nacht zur Rache gegen den Feind des Vaterlandes!"

Durch das schmutzige Dorf, dessen Bevölkerung großentheils aus Juden bestand, schleppte sich mühsam der lange Zug von Carossen, Droschken und Britschken nach der Kirche. Die unsaubern kleinen Häuser, deren Fenster mit Papier oder allerlei Lappen verstopft waren, schwankten hin und her und schienen die Vorüberfahrenden zu grüßen, nur des Windstoßes gewärtig, um zusammenzufallen. Neugierig stürzten die zerlumpten Judenkinder hervor, um die vornehmen Pane zu betrachten, oder ihre Väter zogen ehrerbietig die Kappen von den lockigen Häuptern oder ihre Schuhe von den Füßen, um der Herrschaft ihre Huldigung darzubringen, die sie keines Blickes würdigte. Hier und da versank eine der Equipagen bis über

die Räder in den Koth, wo man dann die armseligen Bewohner herbeinöthigte, um sich ihrer Arme statt der Hebebäume zu bedienen. Dicht neben der Kirchthür war der Eingang zu der an Juden verpachteten Schenke, das Klappern des Rauchfasses mischte sich mit dem Klirren der Gläser, und mancher fromme Katholik verließ den Tempel der Gläubigen, um sich bei den Ungläubigen die verlechzte Seele zu erfrischen, — vom Paradiese bis zur Hölle war hier nur ein Schritt, aber dieser Schritt führte über einen Abgrund von Unsauberkeit.

Glockengeläute empfing den Pan Kolonta in der Vorhalle, während ein Kirchendiener beschäftigt war, das Volk durch Rippenstöße zu nöthigen, dem Gebieter freie Bahn zu lassen. Zwei Pagen eilten dem Herrn voraus mit Teppich und Gebetbuch. Die ärmeren Schlachtschitze, Commissaire und Oekonomen sammt ihren wohlbeleibten Frauen und dreist vor sich blickenden Töchtern, die ringsum auf den Knien lagen, rutschten ehrerbietig zurück, damit das übermüthige Pagengesindel passiren könne. Das dürftig aussehende hölzerne Kirchlein war gleichwohl reichlich ausgeschmückt mit Wappenschildern und Siegestrophäen, erbeutet von den Kolonta's auf ihren Feldzügen, wie die Inschriften unter denselben prahlerisch erzählten. Bunte Baldachine und mit verschossenem Sammet bedeckte Sitze

am obern Ende des Kirchleins waren für die edlen Herrschaften bestimmt und durch eine hohe Brüstung von den Plätzen des Pöbels getrennt. Als die heisere Orgel, gleich einem verstimmten Leierkasten, plötzlich abschnappte, trat der umfangreiche Pater unter dem regenbogenfarbigen Kanzelvorhange hervor und las pathetisch eine lange lateinische Predigt, vielleicht zum hundertsten Male ab, indem er hier und da einige Blätter des Concepts überschlug, ohne daß die ehrbare und noble Gemeinde diesen Andachtsraub inne ward; da die lateinische Bildung selbst der Gelehrtesten unter ihnen sich auf ein halbes Dutzend Sprichwörter und doppelt so viel gerichtlicher Ausdrücke beschränkte.

Nach beendigter Messe ward der noch sonst herbeigekommene benachbarte Adel nebst den übrigen Gästen zu dem Geburtstagsschmause ins Schloß geladen, wo sich die Scenen des vergangenen Tages, jedoch nach einem ausgedehnteren Maßstabe bis an den späten Abend wiederholten.

Serebrenny war indessen in der mißlichsten Lage. Sein Ehrgefühl ward bestürmt von dem Pflichtgebot, Opotschka vor dem Ueberfalle, den Dschegota beabsichtigte, zu wahren; sein Herz aber mahnte ihn an sein dem Fräulein Wasiltschikoff gegebenes Versprechen. Vergeblich suchte er die entscheidende Antwort in ihren Blicken zu lesen, Leo's

Späherauge schien jede ihrer Bewegungen zu bannen. Die Töne der Geigen hatten die Gesellschaft vom Tische hinweg gelockt, wo die Mazurka ihrer harrte. Stolz, die losgeknöpften Aermel auf den Rücken geschlagen, die linke Hand auf den Säbel gestützt, schritten die Cavaliere an der Hand ihre Damen durch den Saal. Serebrenny, die Gelegenheit benutzend, stürzte auf Barbara los, Leo vertrat ihm den Weg: „Was soll das bedeuten, Pan Jaromir?“ fragte er heftig, „wir stoßen auf jedem Schritt zusammen!“

„Es bedeutet, daß Pan Leo mir den Weg vertritt!“ erwiederte der Andere kurz.

„Eure Schuld, Majewsky! der Weg ist breit!“

„Doch nicht breiter als mein Säbel!“ rief Serebrenny zornig.

„Und fürwahr nicht so lang als meine Geduld! Messen wir uns Beide morgen vor Sonnenaufgang!“

„Weshalb nicht heute nach Sonnenuntergang?“ schrie der Fürst erhitzt.

„Erbarmt Euch um meinetwillen,“ rief Barbara erbleichend und trat zwischen die beiden Gegner, „laßt Euren Streit!“

„Getroffen!“ schrie eine Stimme aus einem Nebengemache.

Ein Schuß fiel .... der Damen Kreis in der Mazurka stob aus einander .... und die Pana Kolonta fiel mit einem Schrei zu Boden. Leo warf die Gäste auf die Seite, die sinkende Mutter zu unterstützen.

„Heut Nacht Punct 10 Uhr am alten Schloßthurm zwischen den beiden Eichen!“ flüsterte Barbara, die allgemeine Verwirrung benutzend, dem Fürsten zu, und drängte sich schnell in den dichtesten Kreis der Frauen, der um die Schloßherrin bemüht war....

Keiner kannte die Ursache des Schusses!

VII.

Schallendes Gelächter tönte aus einem Seitengemache in den Saal, während sich die Gemahlin des Schloßherrn in convulsivischen Zuckungen am Boden wand. In der halbgeöffneten Thür stand Kolonta, sich den Bauch haltend, der gleich einem Segel hin- und herwallte; neben ihm schüttelte sich der Pan Starost aus vor Lachen, zugleich aber den Ungarwein aus dem Glase, das er in Händen hielt. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft lenkte sich sofort von der Hingesunkenen auf die Lacher.

„Beunruhigt Euch nicht, Ihr Herren und Damen," schrie Kolonta, „es ist hier kein Blut geflossen, denn es galt nur dem hölzernen Absatz meiner Gemahlin, und fürwahr, das Auge hat noch nicht gealtert, er ist nett abgeschossen! Kolonta kann noch seinen Gegenstand aufs Korn nehmen! Was meint Ihr, Pan Starost?"

„Ein herrlicher Einfall!“ schrie erstickend vor Lachen einer der Parasiten, und der Chor stimmte ihm bei.

In der That überzeugte man sich, daß die Gefahr sich auf den Absatz der Hausfrau beschränkte, und wie der Schreck kurz zuvor, so ward jetzt das Gelächter allgemein. Die Geschicklichkeit des Schloßherrn, der mitten im Tanze sein Ziel getroffen, ward belobt, und viele der edlen Pane gaben sich das Wort, den Spaß ehestens bei vorkommender Gelegenheit zu wiederholen. Die Damen aber erbleichten vor dem Gedanken, die Zielscheibe so roher Späße zu werden. Leo, als er die Mutter außer Gefahr wußte, verließ mißgestimmt über den unedlen und gefährlichen Scherz seines Vaters den Saal, wo er das Fräulein Wasiltschikoff vermißte.

Der junge Kolonta war einer der schönsten Männer der Umgegend und der beliebteste Cavalier am Warschauer Hofe, dabei feuriger Patriot und tapferer Soldat. Die Wirklichkeit, die ihn umgab, ekelte den edlen Jüngling an, da er sich überall in ihr betrogen fand. Mit einem reichen Herzen war er in die Welt getreten, voll glühender Begeisterung für alles Große und Erhabene; Ideale, die er sich daselbst geträumt. Statt Liebe zum Vaterlande fand er bei seines Gleichen eine unbegränzte Eigenliebe, denn in seiner Person suchte der polnische Edelmann das

Vaterland. Den niedern Adel unterschied nur eine unerträgliche Gemeinheit der Sitten und Gesinnungen von den Magnaten; in frecher Anmaßung und übermüthigem Stolze kamen Beide überein, nicht minder in sinnloser Verschwendung ihres Eigenthums und Nichtachtung fremden Gutes. Die Ränkesucht am Hofe, das Jagen nach Aemtern daselbst, die, einmal erlangt, nicht wieder genommen werden konnten, und deshalb ihre Eigner zu eben so übermüthige Prahler machten, als sie zuvor kriechende Schmeichler gewesen, dazu das freche Benehmen gegen den König, der die Zielscheibe des Spottes der Hofbeamten und Magnaten war, dies Alles vereint hatte Leo Kolonta einen unwiderstehlichen Ekel vor dem Hofleben eingeflößt, das er früher so sehr gesucht.

Was er bei Hofe und im Heere vermißte, das hoffte er im Vaterhause zu finden, doch auch dieses gab dem schmerzlich Getäuschten nur im Kleinen das Widerspiel dessen, was er eben verlassen. So ergoß sich das Gift des Argwohns und des Mißtrauens gegen die Menschheit in das reine Herz Leo's, das einst von glühender Liebe für dieselbe erfüllt war, und in ihm selbst bildete sich ein sonderbares Gemisch von Gutmüthigkeit und bitterem Spott,

von Leutseligkeit und Stolz, von Edelmuth und Härte, alles Früchte seiner Lebenserfahrungen.

Das Fräulein Wasiltschikoff, die ihr Entführer Dschegota dem alten Kolonta gleich einer Waare an Zahlungsstatt gegeben, fand er wenige Tage nach seiner Rückkehr von Warschau, im elterlichen Hause vor, und ihre Erscheinung machte den gewaltigsten Eindruck auf sein weltmüdes Herz. Schönheit, Witz und glänzende Talente der Frauen waren ihm alltägliche Dinge bei seinen Landsmänninnen, doch suchte er bei ihnen vergeblich eine kindliche Einfachheit und sittsame Bescheidenheit, gepaart mit klarem Verstande.

Der Unbeschäftigte beschloß mehr aus Neugier und vielleicht einem Anfluge von Mitgefühl mit dem Schicksale der Verlassenen, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. Während er sie ritterlich vor der unedlen Rohheit seiner Verwandten, der Frechheit der Dienerschaft und der Eifersucht der Nachbarinnen beschützte, stieg seine männliche Fürsorge zur zärtlichsten Theilnahme, und aus dem kalten Beobachter ward er der glühendste Verehrer seines Schützlings. Das siebzehnjährige Mädchen, aus ihrem Vaterlande und vom Herzen ihrer Mutter gerissen, blieb nicht gleichgültig gegen den Beschützer, den Rathgeber und Freund. Ihr Herz war frei, denn ihre frühere

Begegnung mit Serebrenny und dessen Bewunderung des lieblichen Kindes hatte keinen tiefern Eindruck in ihrem Herzen zurückgelassen, da dieselbe eben nie mehr als die Eitelkeit in dem Herzen des Kindes rege gemacht. So wuchs ungestört die Neigung zu dem edeln Leo Kolonta, gegründet auf das edelste aller Gefühle, auf Erkenntlichkeit, das am mächtigsten wirkt in dem jugendlichen Frauenherzen. Das Unglück schürte die Flamme der Leidenschaft, denn, während die Liebe, im Schooße des Glücks genossen, einem Rausche gleicht, der leicht verfliegt, durchdringt das Liebesfeuer, das sich im Herzen des Leidenden entzündet, jede Lebensader. Nur ein Gedanke schreckte die Jungfrau zuweilen aus ihren süßen Träumen auf, der — an das Vaterland.

Zu jener Zeit fand man noch bei den Russinnen eine schwärmerische Anhänglichkeit für die Sitten und Gebräuche ihrer Heimath, und namentlich für ihren Glauben. Ein Hang zu religiöser Schwärmerei, der von Natur in dem Herzen der Jungfrau Wurzel geschlagen, ward durch ihr Unglück noch genährt, und je reizender ihr eine reiche Phantasie ihre Liebe malte, desto drohender trat das Schreckbild der Rache des Himmels vor ihre Seele, die nicht ausbleiben könne, wenn sie ihrem Glauben, ihrem Vaterlande untreu werde, und so selbst den

Geliebten mit sich ins Verderben ziehe. Diesen harten Kampf entschied das Erscheinen des Fürsten im Schlosse. Sie beschloß, zu — entsagen, wie sehr sich auch ihr Herz dagegen sträubte. Nur die Furcht, ihr Vorhaben entdeckt und vereitelt zu sehen, vielleicht auch die so schmerzliche Trennung von dem Geliebten, gebot ihr, mit der Flucht zu zögern.

Leo's argwöhnischem Herzen war Serebrenny's Erscheinung im Schlosse gleich Anfangs aufgefallen, seit ihrem Streite erblickte er in Serebrenny nur den Nebenbuhler, doch wollte er um jeden Preis Gewißheit.

Nachdem er die Geliebte allenthalben gesucht, fand er sie endlich in einem der entlegenen Gesellschaftszimmer. Das liebliche Köpfchen ruhte auf den zarten Armen, die Alabasterhände bedeckten ihre Augen, zwei abgebrannte und in trüben Flammen aufflackernde Lichter verriethen, daß die schöne Einsiedlerin in tiefes Nachdenken versunken sei. Leo's Eintreten war von ihr unbemerkt geblieben, und auch er, von ihrem Anblicke wie fest gebannt, unterbrach erst nach einigen Minuten die Stille durch ein leises Geräusch. Barbara's ahnendes Herz erkannte die Nähe des Geliebten, doch sie wendete den thränenschweren Blick von ihm ab, vielleicht um ihre Thränen zu verbergen.

„Schon mein Anblick ist dem Fräulein Wasiltschikoff zuwider?“ fragte Leo, nicht ohne Bitterkeit im Ausdruck seiner Stimme.

Die Hände entsanken ihren Augen, ein Thränenstrom stürzte aus denselben, und ihr klagender Blick schien den Freund um Mitleid zu bitten: „Möge der Himmel mir die Kraft schenken, Deinen Anblick zu meiden!“ rief sie mit rührend sanftem Tone.

„Die Kraft,“ fuhr Leo heftiger fort, „das Band der Herzen zu zerreißen, willst Du sagen, — die Kraft, einen Schuldlosen für immer elend zu machen! Oder ist es vielleicht so schwere Schuld, zu lieben? — Und dazu rufst Du den Beistand des Himmels an, der nur die Liebe kennt, von dem nur Liebe auf uns niederströmt? — Wozu bedarf es hier noch der Erklärung? Wenn je in Deinem Herzen ein Funke meiner Leidenschaft gezündet, er hätte jedes Deiner Vorurtheile schon längst im Keime erstickt!“

Der vorwurfsvolle Ton Leo's gab dem gequälten Herzen der Jungfrau den gesunkenen Muth zurück, und mit dem Feuer einer wahrhaft schwärmerischen Beredtsamkeit erschloß sie dem Geliebten ihr Inneres: Sie fühle, Gott habe ihr Bündniß nicht gesegnet, und nimmer könne für sie Beide ein Glück aus demselben erblühen. Dies waren ihre letzten

Worte. Mit immer steigendem Unwillen hatte Leo ihrer Vertheidigung zugehört; das Gefühl, das sie zum heroischen Entschlusse trieb, war ihm völlig fremd, und als sie geendigt, überschüttete er die Jungfrau mit einem Strome der bittersten Vorwürfe. Ihre Entsagung galt ihm nur für Gefühllosigkeit, wenn nicht — und die Röthe des Zornes trat auf seine Wangen — ein glücklicherer Nebenbuhler, vielleicht in ihrer Nähe, der unerschütterliche Beweggrund ihrer Denk- und Handlungsweise sei.

„Majewsky," endigte er, „wehe Dir, wenn Du mir dieses Kleinod geraubt!" und damit stürzte er zum Zimmer hinaus.

Vergeblich eilte die jetzt doppelt unglückliche Barbara nach, ihr wiederholter Klageruf: „Leo, geliebter Leo, höre mich!" verhallte ungehört in dem langen Corridor, und händeringend stand sie allein, allenthalben verkannt und nur ihrem Schmerze überlassen.

Die Mazurka rauschte in den Sälen des Schlosses, von den Kriegs-, Wein- und Liebesgesängen der Gäste begleitet. Die Gruppen und Kreise verschlangen sich immer dichter und malerischer, bacchantischer Taumel ergriff die Versammlung bei diesem Siegestanze; die Jüngeren zeigten die Kraft und Kühnheit ihrer Bewegungen, die Aelteren

fühlten im Zuschauen alles untergegangene Leben wieder in sich erwachen und stimmten frohe Lieder an. Wenn die Polonaise mit ihrem marschähnlichen Rythmus der Tanz des Krieges genannt werden kann, so ist die Mazurka gleichsam der Tanz des Triumphes nach der Schlacht, und in ihr drückt sich der echte Nationalcharakter des stürmischen, verwegenen und gewandten Polenvolkes aus.

Einen Moment des allgemeinen Rausches erspähte Serebrenny, um sich aus dem Saale und in den Garten zu schleichen. Auf ein verabredetes Zeichen erschien Selensky, um seinem Herrn über die im Verlauf des Abends gemachten Entdeckungen Bericht abzustatten. Weitläufig erzählte der Diener, daß man die Ankunft eines der polnischen Heerführer, Maziewsky, mit dem Serebrenny in einem Regimente gedient, noch vor Einbruch der Nacht im Schlosse erwarte; daß ferner sich das Gerücht verbreitet, er, der Fürst, sei bei dem Streifzuge gegen Dschegota geblieben; er habe dies Mährchen nach Kräften zu unterstützen gesucht und die Kolonta'schen Reiter hätten sich, erfreut darüber, vor ihrem Abmarsch noch weidlich betrunken und sich kaum auf den Pferden halten können; die Pferde des Fürsten endlich seien gesattelt, das Gepäck und die Waffen in Ordnung, und er harre nur auf den Befehl seines Herrn, um aufzusitzen. Der Fürst gebot dem

Diener Stillschweigen, denn eben vernahm man ein leises Rascheln im nahen Gebüsch. Beide horchten auf, doch man vernahm blos das Herabfallen der Regentropfen von den Bäumen. Ein Lichtstrahl fiel in diesem Augenblick auf den Weg und ein Schatten zeigte sich.

„Das Licht kommt aus der Hinterseite des Schlosses,“ sprach sicher gemacht Selensky, „ich sah eben Jemand an den Fenstern vorüber mit einer Leuchte durch den Corridor gehen.“

„Nimm meine Uhr, Selensky,“ hob Serebrenny mit gedämpfter Stimme, „und erwarte mich mit dem Glockenschlage der zehnten Stunde an dem verfallenen Schloßthurme zwischen den zwei alten Eichen. Du wirst drei Pferde gesattelt halten!“

„Ich verstehe, Herr!“ erwiederte Selensky, „die Stallknechte könnte man in eine Kanone laden und ausschießen, sie würden nicht wach werden; sie hab' ich, Dank sei es dem Branntwein, zur Ruhe gebracht!“

Serebrenny gab ihm die Parole und der schlaue Diener schlich sich davon. Rasch eilte der Fürst dem Schlosse zu. Lautes Gespräch in einer Seitenallee hemmte seinen Schritt.

„Ebbene, uomo di poca fide,“ rief eine Stimme, „und sind die Weiber etwa besser? Dieser Majewsky hat Deine spröde Schöne schon am Schnürchen und wickelt sie nach Belieben um den Finger! Der Kerl ist übrigens ein Tausendkünstler! Ich möchte Unterricht in der Verführungskunst bei ihm nehmen!“

„Schweig!“ schrie der junge Kolonta. „Ich sage Dir, eher soll die Treulose den Leichnam ihres Verführers umarmen ....“

„Possen,“ fiel ihm der Andere ins Wort, „wollten wir alle Treulosigkeiten der Weiber auf solche Weise rächen, so könnte Sigismund mit Amazonen gegen die Russen zu Felde ziehen! Folge meinem Beispiele! Spiele den Verzweifelten, leere eine Flasche alten Ungar auf den Untergang Deines treulosen Liebchens, eine zweite auf das Wohl Deines zukünftigen, besinge Beide und verliebe Dich sofort aufs Neue!“

„Wehe dem Elenden, wenn ich ihn finde!“ tobte Kolonta.

„Ich selbst möchte wissen, wo er Sie küßt; doch dilettissimo amico, hier ist's verteufelt kalt und meine Wunde schmerzt mich unmenschlich, auch muß ich der

Pana Eleonore sagen, daß sie wie ein Engel tanzt, vorausgesetzt, daß die Engel tanzen. Ich glaube...."

Die letzten Worte Soltyk's, denn er war es, der mit Leo Kolonta sprach, gingen für Serebrenny verloren. Sein beleidigtes Ehrgefühl forderte Rache gegen den Nebenbuhler, und neue Pläne schmiedend, kehrte er ins Schloß zurück.

Der erste Glockenschlag der zehnten Stunde traf Serebrenny an dem verfallenen Wartthurme, und kaum angelangt, vernahm er Pferdegetrappel längs der Gartenmauer, die nach dem Thurme führte. Er wagte jedoch nicht, das verabredete Zeichen zu geben, denn noch fehlte Barbara. Ringsum herrschte die tiefste Dunkelheit. Wenige Minuten später hörte man leises Rascheln im Grase und bald darauf rief eine zitternde Stimme seinen Namen. Schnell zog Serebrenny die Hand der Bebenden an sein Herz.

„Ein Wort, Barbara," raunte er ihr ins Ohr, „ehe wir unser Leben den Schicksalsmächten anheimstellen, — das Wort der Hoffnung, so Gott uns rettet, das Wort des Trostes, wenn ich untergehe — sag' an, kannst Du mich lieben?"

„Wie einen Bruder, Fürst," erwiederte Barbara ruhig,

„denn anders lieben kann mein Herz nur ein Mal, und meine Liebe gehört Leo Kolonta auf ewig!“

Der Fürst ließ ihre Hand los und trat einen Schritt zurück.

„So bist Du denn für mich und Dein Vaterland verloren!“ rief er in dumpfem Schmerze.

„Eilet, Herr!“ schrie Selensky, „ich höre Getümmel im Schloßhofe, man schlägt die Pforten zu und verriegelt sie!“

„Wir sind verloren!“ klagte Barbara und rang die Hände.

Das Geräusch näherte sich und ein breiter Lichtstrahl erhellte den Platz. Leo an der Spitze einer zahlreichen Dienerschaft erkannte den Fürsten und mit gezogenem Säbel auf ihn losstürzend, schrie er: „Wehre Dich, Räuber meines Glücks! denn nicht ungestraft sollst Du Deinen Raub genießen!“

Serebrenny hatte bereits den Säbel entblößt und wehrte den Angriff nur vertheidigend ab. Barbara wollte sich zwischen die Kämpfenden stürzen, sank aber ohnmächtig vor Erschöpfung und Schreck zu Boden. Leo erfüllte die Luft mit seinen Flüchen und schlug sich wie ein Rasender. Erschreckt von dem tageshellen Fackelscheine flat-

terten die Nachtvögel aus ihrer Schlafstätte auf, um das alte Gemäuer und über die Häupter der Streiter. Serebrenny, von dem Lichtstrahle geblendet, erhielt eine Streifwunde, und sein Blut träufelte auf das bleiche Mädchen am Boden, die mit dem Tode zu ringen schien. Keiner der Diener hatte Hand anzulegen gewagt. Als der Fürst sein Blut fließen sah, vergaß er alle Schonung. Der gewandte Fechter benutzte schnell eine der zahlreichen Blößen des wüthenden Feindes, und ein tödtlicher Hieb in den Kopf streckte den Jüngling zu Boden.

„Rette Dich, Selensky," schrie der Fürst, „und was es auch koste, benachrichtige Agareff vom nahen Ueberfall und meinem Untergang!"

In diesem Augenblicke vernahm man die tobende Stimme des alten Kolonta; Selensky wagte einen verzweifelten Sprung von der kleinen Erhöhung, auf der er mit den Pferden stand, und im Nu war er mit dem Renner des Fürsten jenseit der Gartenmauer. Serebrenny auf seinen Säbel gestützt, erwartete ruhig die Ankunft Kolonta's.

„Ich irre mich nicht," rief eine hohe Mannesgestalt, die eben mit Kolonta vor den Fürsten trat, „das ist Fürst Serebrenny, der kühne Führer des gestrigen Streifzuges!"

„Der Strelitzenhauptmann!“ schrien zahlreiche Stimmen, „hängt ihn an den nächsten Baum, den russischen Räuber und Spion!“

Der Fürst warf einen drohenden Blick auf die ihn umringende Menge, er erkannte Maziewsky — ruhig und gefaßt sah er sein Schicksal voraus.

Vergebens rang der Alte sich die Hände wund über dem Körper des geliebten Sohnes; dann brüllte er, schäumend vor Wuth und Schmerz, Serebrenny zugewendet: „Verräther, genügte es Dir nicht, wie ein Dieb in der Nacht Deinen Raub an meinem Hab' und Gut auszuführen? Mußtest Du Dich noch in mein Haus stehlen, um meine Gastfreundschaft mit dem Morde des einzigen Sohnes zu vergelten? O, Leo, mein armer Leo!“

„Greift ihn,“ herrschte er den Dienern zu, „reißt ihm die polnische Tracht vom Leibe, die er schändet, schmiedet ihn in Ketten, den lügnerischen Kundschafter, und werft ihn in das tiefste Verließ, den Aufenthalt der Molche und Kröten, damit er einen Vorgeschmack der Hölle bekomme, bevor er durch meine Hand dahinabfährt!“

Viele von den edeln Gästen suchten den Alten zu besänftigen, doch vergebens; und schon hatten sich einige

der niedern Schmeichler und die Dienerschaft über den Wehrlosen geworfen, der nicht mehr an Vertheidigung dachte. Halb entkleidet warfen die Feiglinge ihr Schlachtopfer in einen feuchten Keller des alten Thurmes, schwere Riegel und Schlösser versperrten den Ausgang.

VIII.

Wie der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift, so hält sich der des Todes gewärtige Gefangene an ein Trugbild seiner Phantasie, an einen Traum. Ein matter Sonnenstrahl in die Kerkernacht geworfen, ist für ihn das Gestirn der Hoffnung, die er im Herzen trägt; die Sonne der Freiheit, die ihm aufgeht. Der Schein verschwindet, der Lichtstrahl erlischt, die Dunkelheit erfüllt den Kerker und die Seele des armen Gefangenen. An die Stelle der Hoffnung tritt Verzweiflung, stumpfe Hingebung oder ohnmächtige Wuth. Die Ungewißheit spannt den Geist, der Gedanke des nahen Todes aber wühlt wie ein zackiges Schwert im Herzen; so vergißt der Einsame Alles, was ihm theuer war und was er verloren über der Erinnerung an das, was ihm am theuersten ist und was er dennoch verlieren wird, das Leben. —

Dies war die Geschichte der Nacht und des folgenden

Tages, den Serebrenny im Kerker verbrachte. Das harte Brot, das er vorfand, hatte er unberührt gelassen, den Wasserkrug jedoch geleert. Es war dunkel und still rings um ihn, wie in seinem Innern oder in seinem künftigen Aufenthalt, dem Grabe. Die neue Wache vor seinem Kerker kam zur Ablösung und weckte die schlafende. Ihr Gespräch drang bis zum Ohre des Gefangenen: „Verdammtes Gestein,“ hub eine Stimme an, „es stachelt einem die Rippen sogar durchs Stroh, und beim Teufel, mit Moos und Pilzen bewächst man, wenn wir eine ganze Nacht zubringen müssen in dieser Feuchtigkeit!“

„Bist Du von Pfefferkuchen, Kerl,“ spottete ein Anderer, „daß Dich der Regen schon aufweicht? Beruhige Dich, wir werden hier keine Ewigkeit verleben, denn morgen vor Tagesanbruch macht man dem russischen Händelmacher den Garaus, und schon halten sechs Kolonta'sche Reiter die Büchsen bereit, — dann magst Du schnarchen, wie er selbst, bis zum jüngsten Tage! Pan Leo hat übrigens ....“

Das Schnarchen seines Gefährten überzeugte den redseligen Wächter, daß jener nicht so lange gewartet und so brach er hier das Gespräch ab. Serebrenny überlief es eiskalt bei den Worten des Wächters.

„Morgen!“ sprach er zu sich selbst, „wohl hatte Agareff recht, im Grabe sehe ich die Geliebte wieder!“

Ein Thränenstrom erleichterte das gepreßte Herz bei dem Gedanken an den Freund und die Geliebte, dann aber ermannte er sich und rief unwillig aus: „Warum muß ich aber hier den ehrlosen Tod erleiden, nachdem mich das Schicksal in so vielen Schlachten verschont? Warum starb ich nicht in meinem Berufe unter den Mauern von Opotschka?“

„Oeffnet!“ schrie gebieterisch eine Stimme; Waffenlärm drang an das Ohr des Gefangenen, die Riegel klirrten und ein Strahl drang durch die Spalte. Der Fürst schlug ein Kreuz und hielt sich bereit zum Tode.

Selenskys's Flucht war im Getümmel der Nacht unbemerkt geblieben und der Flüchtling jagte durch Gestrüpp und Moräste dem ersehnten Ziele zu, nur zuweilen durch einen tüchtigen Zug aus der Reiseflasche das schmerzliche Andenken an seinen guten Herrn erstickend. Die Hoffnung, Agareff noch bei Zeiten zu benachrichtigen und vielleicht dem Fürsten Rettung bringen zu können, beflügelte seinen Lauf und ließ ihn keinen Augenblick versäumen. Am zweiten Tage gelangte der treue Diener bei der

Welika an, und schlau die alte Furt vermeidend, die er vom Dschegota besetzt glaubte, ritt er längs dem Ufer hin, um eine seichte Stelle aufzusuchen, als plötzlich zwei von Kopf bis Fuß bewaffnete Männer aus dem Gebüsch hervorsprangen und seinem Rosse in die Zügel fielen. Er wollte sich zur Wehr setzen, aber einer der Buschklepper rief ihm spottend zu: „wenn Du die Zunge oder die Hand rührst, Kamerad, so nagle ich Dich an den Sattel, wie ein Stück Blech!“

„Wie,“ schrie Selensky, „Ihr wagt es, einen polnischen Schlachtschitz räuberisch anzufallen?“

„Schau', wie wir's wagen, und spare Deine unnützen Worte, Prahlhans!“ erwiederte ihm der andere Räuber, und dabei faßte er Selensky's Pferd am Zügel und führte ihn dem Walde zu, während sein Gefährte mit gespanntem Hahne hinterdrein ging.

Die Gepanzerten, die ihr Räuberhandwerk in der Umgegend trieben und die wehrlosen Wanderer von ihrer Habe befreiten, waren eigentlich zum Schutz der Gränzen gegen die Einfälle der Russen bestimmt. Die Jagellonen hatten in früherer Zeit diese Kriegerkaste gestiftet und mit Edelmannsrechten, jedoch ohne eine Stimme auf den Reichstagen, versehen. Als die liefländischen Ritter noch mit den Russen im Kriege lagen, that diese Schaar, die

beim ersten Aufgebot das Roß bestieg, sehr große Dienste. Nach dem Untergange des Ordens aber dienten sie nur noch als Wächter der Gränzen. Da gab's jedoch nicht immer Arbeit, und die müssige Zeit bei Nacht und am Tage füllten sie mit räuberischen Ueberfällen und mit Plünderung von Freund und Feind aus. Ihr kühner Führer, Dschegota, konnte sich mancher ausgezeichneten Waffenthat rühmen; ihm fehlte nichts, als eine zahlreiche Mannschaft oder ein stattlicher Kriegsschauplatz, und aus dem Wegelagerer wäre ein Feldherr geworden, dessen Namen man verherrlicht und dessen Thaten man vielleicht in das Buch der Geschichte eingetragen hätte.

Zu dem Alten führten die beiden Männer ihren Gefangenen, den Reiter Selensky. Ringsum lagen schlafende Männer, nur einige waren beschäftigt, Fichtenspähne zum Unterhalt des Feuers von den Bäumen abzuspellen, und die dumpfen Axtschläge durchhallten den Wald. Der riesige Führer des Haufens saß auf einem Sattel, der über eine Baumwurzel hingeworfen war. Unter dem grauverschossenen Regenmantel schimmerte das schwarze Panzerhemd hervor und eine Mütze von Luchsfell hatte er tief bis in die Augenbraunen herabgezogen. Neben ihm lagen Säbel, Dolch, Wehrgehenk und eine Büchse, ein Tönnchen aber schimmerte, wie zu den Waf-

fen gehörig, unter denselben hervor. Er war beschäftigt, mit einem Stäbchen ein Gebräu aus Milch und Bier umzurühren, das über dem Kohlenfeuer im Kessel gohr, und nur von Zeit zu Zeit unterbrach er dies Geschäft durch ein lebendiges Geberdenspiel, das seine laute Erzählung begleitete. Sein einziger aber aufmerksamer Zuhörer war eine bärtige wilde Gestalt mit einem ungeheuren Pallasch um den Leib, die sich zu Füßen des Erzählers hingestreckt. Plötzlich unterbrach er den Alten mit den Worten: „Ein herrlicher Gedanke! .... Du bist ein Teufel, kein Menschenkind, Dschegota, und in Deinen Adern fließt Spiritus mit Pulver gemischt!“

„Sei ruhig,“ erwiederte der Alte, „wir thun keinen Fehlschuß! Wozu dient es auch, in den Bauerhöfen zu wühlen, wo uns kaum die unnütze Feder aus dem Hahnenschwanze übrig bleibt; für diesmal gilt es, das Huhn mit dem Topfe zu nehmen. Mein Sohn mit seinem Häuflein hat sie aus der Veste gelockt, sie sind auf seiner Verfolgung begriffen, aber die Unsrigen liegen im Hinterhalte, um sie mit dem Pikenspitzen zum Frühstück zu begrüßen. Der Russe ist faul und übermüthig geworden, seit er die Schweden nicht mehr wittert, und die Unsrigen, so glaubt er, kriechen jetzt zu Kreuze und sind demüthig! ... Doch gib Acht, Pan Plewaka, wenn Du drüben ankommst

auf der Insel, daß keine Maus entläuft, schlage sie nieder, wie Hagel die Kornähren!"

„Gemach, Pan Dschegota, beim Esel des Bileam, wenn ich nur brülle, so fallen sie um, wie die Fische! Was ist Dein Horn gegen Plewaka's Gurgel, die mir auf den Reichstagen so manchen Ducaten eingetragen, wenn ich das Veto für manch' edlen Schlachtschitz ließ? Und was meinen Pallasch anbetrifft, alle Teufel und Beelzebub — der Kopf 'runter, wie ein Kürbis — der Mensch mitten durch, wie ein Rettig!"

„Du kennst aber auch den Dschegota! Erzähle nur den Andern, Pan Plewaka, daß ich nicht zu spaßen pflege, und wer den Rücken wendet, dem drebt eine Kugel den Kopf um!"

„Und wir Andern, Pan Dschegota? Sind wir nicht geborne Schlachtschitze? Springen wir nicht für den Ruhm in die Hölle? Wer wagt's, den Mund zu verziehen oder daran zu zweifeln?"

„Reiß' Dir die Lügenzunge aus, elendes Großmaul! Zur Hölle bist Du bereit! oder krochst Du etwa auch aus Ruhmsucht in die Taschen des Richters ...."

„Still, edler Pan, bei der Warschauer Glocke, was habe ich mit Angebern zu thun ...."

„Genug, genug, Du Hundskopf, Du abgefallener Tan-

nenzapfen! Der Pan Dschegota ist ein fixer Kerl, aber um ein Taubenei stürzt er sich auch nicht in Bärenhöhlen.... und das Fürstlein Serebrenny *) soll gehaltreich sein an edlem Metall, nicht blos dem Namen nach!"

„Ha, ha, ha, Pan Dschegota, schmelzen wir ihn! Laß mich ihn ausbrennen."

Erst jetzt bemerkte Dschegota die schon während des Gespräches hinzugekommenen Ankömmlinge. „Nun, was gibt's?" herrschte er den Leuten zu. Diese erzählten, wie sie den Schlachtschitz aufgegriffen, als er eben eine Furt gesucht, um über den Fluß zu setzen.

„Den Mann habe ich irgendwo gesehen, wenn mir recht," sprach der Alte, dann fragte er Selensky, was ihn bewogen, zu den Russen zu gehen und noch dazu mit einem Packpferde.

Der verschlagene Bursche winkte dem Dschegota mit bedeutungsvollen Blicken auf die Seite und raunte ihm ins Ohr: „Wir frühstückten vorgestern mit einander beim Oekonomen des Kolonta. Mein Herr hat in derselben Nacht mit dem jungen Kolonta über eine Dame Händel bekommen und ist von ihm im Zweikampf erschlagen worden. Die Verwandten des Pan Majewsky wohnen um

*) Serebrennoi bedeutet: von Silber.

Pinsk herum und keiner wird dem armen Strebala den wohlverdienten Lohn ausbezahlen, wenn er sich nicht mit der geringen Habe, die sein Herr zurückgelassen, bezahlt macht....“

„Aha, verstehe, Pan Trebala, Strekala oder Strebala, wie Du heißt! Du kannst in meine Dienste treten, denn Du wetteiferst mit meinen Tapfern an Fingerfertigkeit! Doch heut' mußt Du nun schon bei uns bleiben, Du magst wollen oder nicht. Wir werden den Schnapphähnchen in Opotschka eine Ueberraschung bereiten und keine Seele darf über den Fluß, um nicht uns Beiden den Spaß zu verderben, doch soll Dir nichts bei uns abgehen!

Auf ein gegebenes Zeichen ließ sich Selensky zwischen dem Alten und Plewaka nieder und die Branntweinflasche ging in die Runde. Selensky erzählte den Beiden allerlei Schnurren, und während die andern sich den Bauch hielten vor Lachen, heuchelte er selbst die ausgelassenste Lustigkeit. Plötzlich aber entsank die Flasche seinen Händen, er streckte sich der Länge nach ins Gras, wie todt, und kaum verstrichen einige Augenblicke, so begann er gar tapfer zu schnarchen. Während Dschegota mit einem derben Zuge aus Selensky's Flasche des armseligen Trinkers spottete, warf Plewaka einen gierigen Blick auf den vollen Mantelsack des Schläfers: „Wär's nicht gegen Ehr' und

Gewissen," begann er darauf, „den Mann in die Hände der Russen fallen zu lassen, damit sie ihn rein ausplündern? Ich will dafür sorgen, daß er in Sicherheit komme, mit Hülfe meines guten Pallasches, und in der Welika will ich ihm eine Lagerstatt bereiten, wo er ruhig schlafen kann vor dem russischen Diebsgesindel!"

Er hatte eben ausgeredet, als er den Dschegota neben sich ausgestreckt liegen sah, ohne sich zu rühren, er wollte nach seinem Pallasch greifen, aber eine bleierne Müdigkeit lagerte sich ebenfalls auf seine Glieder, und wenige Minuten später folgte auch er dem Beispiele der beiden Schläfer.

Als Selensky die Todesstille um sich merkte, — eine Wirkung des Schlafpulvers, das er für Kolonta's Stallknechte in seinen Branntwein gemischt, von dem er sich jedoch weislich gehütet, zu trinken, — hob er langsam den Kopf in die Höhe; das Feuer war bereits erloschen und eben trat der Mond aus dem düstern Gewölk hervor. Die wilden Gesellen wußten wohl, daß hier in der Waldeseinsamkeit an Ueberfall nicht zu denken war, und sorglos hatten sie sich dem Schlafe überlassen, ohne Wachen auszustellen, denn nur kurze Zeit war ihnen zur Ruhe übrig gelassen. Leise band er die Pferde los, zu denen er auf dem Bauche gekrochen war, und nicht minder behut-

sam führte er die Thiere Schritt vor Schritt dem Ufer zu. Da reckte sich neben ihm ein Gepanzerter in die Höhe und lauschte ob des Geräusches in seiner Nähe, Selensky hielt den Athem an, und hinter seine Pferde verborgen, rührte er sich nicht von der Stelle. Der Andere rieb sich die Augen und legte sich brummend wieder aufs Ohr. In wenigen Minuten befand sich Selensky am Flusse. Die Welika war von dem Regen der verflossenen Nächte gewaltig angeschwollen und rauschend brachen sich die Wellen an dem steinigen Gestade. Der weiße Schaum der Brandung warf einen trügerischen Schimmer auf die Fluth und ließ nur mit Mühe die Furt erkennen. Selensky stand einige Minuten unentschlossen da. Der Fluß war augenscheinlich an dieser Stelle gefährlich tief und reißend, doch hinter ihm war die Gefahr nicht minder groß — kein Ausweg zur Rettung — Alle Eile von Nöthen: es galt ja das Leben seines großmüthigen Herrn und Beschützers. Ein kühner Sprung — und Roß und Reiter schwammen in den Wogen.... Immer tiefer und tiefer.... Die Fluth stieg, der Reiter sank... schon bespülten die Wellen den Sattel... der Kopf des Rosses tauchte unter, — die Augen des Reiters wurden dunkel... noch ein Augenblick — und Roß und Reiter verschwanden in dem Abgrund.

Eben trat der Mond hinter die Wolken.

IX.

Fackeln erleuchteten plötzlich Serebrenny's dunkeln Kerker, und von Soltyk und Sembina unterstützt trat Leo Kolonta bleich und mit verbundenem Haupte vor den Gefangenen. Sein Auge schweifte wild umher und heftete sich dann düster auf den Feind, tiefe Seufzer entstiegen seiner Brust, seine Kniee wankten. Er wollte sprechen, doch die Zunge versagte ihm den Dienst, und erschöpft ließ er sich auf einer Steinbank nieder. Jetzt erst ward dem Fürsten eine Knabengestalt sichtbar, die, in einen weiten Mantel gewickelt, sich hinter Leo geborgen. Eine lange Pause trat ein und Niemand wagte die tiefe Kerkerstille zu unterbrechen.

„Dein Schicksal ist entschieden, Fürst Serebrenny!" begann endlich Leo mit schwacher, fast unvernehmlicher Stimme.

„Ich kenne mein Loos," erwiederte Serebrenny kalt-

blütig, „und bin darauf vorbereitet. Das Vaterland wird meinen Tod rächen!“

Ein Lächeln spielte auf den bleichen Wangen Leo's: „Die Kolonta's kennen keine Furcht und Deine Drohung schreckt mich nicht; auch bedenke, daß Du nicht unter den Fahnen ergriffen worden, sondern wie ein Kundschafter, verkleidet und unter fremdem Namen! Gleichviel, der Vorwurf, daß Du der Gewalt erlegen, daß ich der Ohnmacht des Schwächern gespottet, soll nicht auf dem Namen eines Kolonta haften. Du bist frei, Fürst! — Löst seine Bande!“ befahl er den Dienern.

Schweigend reichten sich die beiden Nebenbuhler die Hände.

„Dein Geschenk ist kostbar, edler Mann, aber ich lege es freiwillig zurück in Deine Hände. Von Barbara Wasiltschikoff hängt mein Loos ab, ihre Freiheit ist auch die meine. Ich bin bereit, zu sterben, wenn nur ihre Aufopferung mir das Leben erkaufte!“

Leo trat einen Schritt seitwärts und schlug den Mantel des Knaben zurück. Barbara stand vor dem Fürsten.

„Nimm sie hin,“ sprach Leo mit bebender Stimme, „Deinem Schutze, zweifacher Feind, übergebe ich das Theuerste, was ich auf Erden besitze. Möge Dir mit ihr ein Glück zu Theil werden, auf das Leo Kolonta für im-

mer verzichten muß. Sei ihr Freund, ihr Beschützer, vielleicht ihr Gatte!"

„Nur in einer andern Welt kann ich den Gatten finden; mein Dasein auf Erden gehört dem Himmel!" rief weinend die unglückliche Barbara.

„Eilet," unterbrach Leo die Harrenden, „Alles ist vorbereitet zu Eurer Flucht, denn wehe Euch, wenn Stanislas Kolonta's Rache Euch trifft, bevor Ihr in Sicherheit seid; er ist unversöhnlich gegen seine Feinde."

Barbara streckte schluchzend ihre Arme nach Leo aus; dieser verhüllte sein Antlitz und wendete sich ab von der Geliebten.

„Kolonta, Barbara," sprach Serebrenny, „Ihr seid einander werth, und Frevel wäre es, Euch zu trennen!"

Leo würdigte ihn keiner Antwort und verließ stolz mit Sembina das Gemach.

Soltyk trieb den Fürsten zur Eile und ihn an die Gefahr mahnend trug er die halbohnmächtige Barbara hinaus in die frische Morgenluft. An der Gartenmauer bei dem Thurme harrten die Rosse. Serebrenny befestigte das schwache Mädchen an ihren Sitz, ergriff den Zügel ihres Pferdes und schnell gewannen die Fliehenden das Freie.

Selten machten die Eilenden Rast, und nur dann, wenn Serebrenny die Erholung für die zarte Jungfrau uner-

läßlich fand. Ihr Gespräch war karg und einsilbig, denn die Herzen waren zu beschäftigt. In der Nacht näherte man sich dem Ziele der Reise.

„Wie weit bis zur Welika?" fragte Serebrenny den Führer, den ihnen Kolonta mitgegeben.

„Noch wenige Minuten," erwiederte Jener, „wenn wir sie unaufgehalten von Dschegota's Bande erreichen."

Einen Augenblick später drang Pferdegetrappel an ihr Ohr. Serebrenny machte sich zum Widerstande bereit.

„Herr," sprach der Führer, „Widerstand wäre hier so nutzlos als offene Flucht. Theilen wir uns und steigt mit Eurer Dame ab von den Rossen, um Euch im nahen Walde zu verbergen, denn nur durch Täuschung könnt Ihr Euer Leben retten!"

Serebrenny befolgte den Rath und entließ reich beschenkt den klugen Führer. Mit Mühe bahnten sich die Flüchtlinge nebst ihren Rossen einen Weg durch das Gesträuch, bald von Morästen aufgehalten, bald durch die niederhängenden Baumäste im Fortschritte gehemmt. — Zwischen den dichten Zweigen schimmerte ihnen endlich ein Gewässer entgegen, es war ein Seitenarm der Welika; mit sichtbarem Schreck vernahmen sie jedoch zu gleicher Zeit laute Stimmen in der Nähe und wiederholtes Gebell von Jagdhunden. Diese schienen die frische Fährte zu

wittern und suchten die Spur der unaufhaltsam Fliehenden. Plötzlich erschallte der Zuruf der Jäger, und gleich darauf folgten zahlreiche Schüsse.

Barbara sank von Angst und Erschöpfung überwältigt zu Boden. „Rette Dein Leben," rief sie dem Freunde zu, „ich kann nicht weiter, und am hülflosen Weibe wird sich Keiner vergehen!"

„Nimmermehr verlasse ich Dich!" rief Serebrenny, und ohne sich zu besinnen, hob er die Halbohnmächtige auf seine Schulter, und mit ihr sprang er ins Bächlein. Heulend liefen die Hunde am Ufer hin und her, da sie im Wasser die Spur verloren. Bald darauf hörte man heftigen Wortwechsel.

„Babuschka," rief eine Stimme, „komm; ein Wolf oder ein Fuchs hat den Hund irre geleitet, denn er hat zwei Spuren."

„Possen," sprach ein Anderer, „was Wolf oder Fuchs? Bei St. Joseph, das sind Läuflinge, mein Hund riecht aufs Daus, was Thier oder Russe ist!"

„Daß mich der Wolf fressen möge," begann ein Dritter, „ich habe nicht Lust, ins Blaue hinein hier den kalten Nachtwind zu bewachen! Kommt nach Hause, Jäger!"

„Nach Hause — das heißt, in den Krug!" riefen mehrere Stimmen zugleich und pfiffen den Hunden.

Allmälig verlor sich das Geräusch in der Ferne. Serebrenny dankte Gott für die abermalige Rettung und eilte dann mit seiner süßen Bürde ans jenseitige Ufer. Als Barbara die Wasser des heimischen Flusses erblickte, sank sie zum inbrünstigen Gebete nieder auf ihre Kniee, dann bückte sie sich nach einer an das Gestade plätschernden Welle und sog gierig den belebenden Trank ein. Serebenny ward mit ergriffen von der Bewegung der Jungfrau; lange sah er schweigend drein, als sie sich aber vom Boden erhob, eilte er auf sie zu und schloß das zarte Geschöpf in seine Arme. So hielten sich die getreuen Unglücksgefährten stumm umarmt. Der Mond war bereits untergegangen, zu ihren Füßen rauschte geheimnißvoll die Welika, und in der nebelgrauen Ferne schimmerten die Zinnen und Thürme von Opotschka.

Nach einer Weile unterbrach der Fürst die feierliche Stille. „Eilen wir mit der Ueberfahrt," sprach er, „hier in der Nähe wohnt ein Fischer, der den Unsrigen eifrig zugethan ist. So Gott will und ich ihn finde, sind wir in wenigen Minuten auf russischem Grund und Boden."

Darauf wies er der Jungfrau ein Versteck zwischen zwei hohlen Weidenbäumen am Ufer an, um die Fischerhütte aufzusuchen. Geflochtene Netze, die zum Trocknen im Grase ausgelegt waren, halfen ihm auf die Spur.

Der Fürst klopfte an das Fenster der niedern Behausung. Ein Riegel ward zurückgeschoben an dem obern Fensterflügel und eine Stimme fragte nach dem Begehr des frühen Gastes. Der Fürst bat um einen Kahn zur Ueberfahrt nach Opotschka und bot reichliche Bezahlung.

„Zahltest Du mit Katzenaugen," erwiederte die Stimme, „so wäre eher eine Möglichkeit vorhanden, Dich überzusetzen im trügerischen Zwielicht!"

„Um unseres gemeinsamen Vaterlandes willen, säume nicht," rief der bedrängte Serebrenny, „es gilt Opotschkas Rettung oder Fall!"

Heftig schlug man drinnen das Fenster zu. Der Fürst schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Bald darauf vernahm man leises Gespräch in der Hütte, die Thür öffnete sich und ein Greis trat heraus. „Ich diene nicht für Geld, Herr," sprach er, „aber dem Vaterlande bin ich bereit, mein Leben zu opfern, — ich führe Dich nach Opotschka!"

Während der Fischer seinen Kahn in Stand setzte, flog Serebrenny zu seinem Schützlinge. Er fand die Jungfrau am Boden und vor Müdigkeit eingeschlafen. Bei dem Anblicke der kindlich reinen Züge, der Engelsunschuld, die selbst unter Gefahren sich sorglos dem Schlafe überließ, erwachte des Fürsten Zärtlichkeit in ihrer ganzen

Stärke, er bog sich über die Schlafende, den lieblichen Hauch ihres Mundes einzusaugen, — o, warum war es ihm noch nicht vergönnt, seine Lippen an die ihrigen zu drücken! Doch hier, so nahe dem heimischen Boden, ging ihm vielleicht ein Hoffnungsstrahl auf! —

Der Fischer störte ihn in seinen Träumen und Serebrenny weckte nur ungern die holde Schläferin.

„Wie," rief die Jungfrau, „war es wirklich nur ein Traum, der mir die geliebte Mutter zeigte, wie sie mir einen Kranz weißer Rosen ins Haar drückte und mich dann an ihrem Busen erwärmte, da mir so kalt wurde im Gotteshause zu Isborsk? — Nach Isborsk führe mich, Du edler Beschützer, dort ruht die Mutter, und in den friedlichen Klostermauern will ich mein Leid begraben!"

Der Fürst nickte schweigend mit dem Haupte, denn ihre Worte drückten ihm das Herz ab, dann hob er das zitternde Mädchen in den Kahn. Kaum vom Lande abgestoßen, erleuchtete ein Schuß die Umgegend; sie waren eben am jenseitigen Ufer angelangt, als ringsum Flammen von Reisig und Strohbündel aufflackerten und die Tageshelle wiederherstellten; zugleich aber verbreitete sich längs den Ufern der Donner zahlloser Büchsenschüsse, als öffne sich krachend der Erdboden. Das Ufer wimmelte von Schützen und ein Haufen wilder Männer umringte die An=

kömmlinge. „Das ist Fürst Serebrenny, unser Hauptmann," schrien freudig die Strelitzen,. „führe uns gegen die Räuber, sei mit uns gegen die Gepanzerten!"

Der Fürst entblößte seinen Säbel, sein Auge funkelte. „Mir nach, Gefährten!" rief er, und sprang in eines der zahlreichen Böte am Ufer, alles Geschehene vergessend.

Das edle Thier des Fürsten hatte Selensky, der schon die Besinnung verloren, in jener Nacht glücklich aus den Fluthen getragen, diese Rettung jedoch mit seinem Leben bezahlt. Erst auf dem Lande kam der Bewußtlose wieder zu sich, und sein erstes Geschäft war, den Hauptmann Agareff von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Dieser hatte keine Zeit versäumt und sich sofort mit seinen Leuten längs dem Ufer in den Hinterhalt gelegt, um die Gepanzerten gehörig vorbereitet zu empfangen. Damit aber keiner in der Dunkelheit die eigenen Leute treffe, hatte man sich reichlich mit Brennmaterial versehen, das auf einen Signalschuß angezündet werden sollte. Die Gepanzerten, von der tiefen Ruhe getäuscht und ihres Sieges im Voraus gewiß, setzten auf mit Weidengeflechte zusammenbefestigten Balken ohne alle Ordnung und Vorsichtsmaßregeln nach Opotschka über. Das von Agareff ausgesetzte Wachtboot, den Feind erkennend, gab das Signal. Ein Theil der Strelitzen war unterdessen am feindlichen

Ufer gelandet und urplötzlich begrüßten die Feuersalven von beiden Ufern die überraschten Streifzügler. Zu diesen feurigen Fronten gesellte sich noch eine dritte, welche die Schwimmenden auf dem Flusse selbst angriff, Serebrenny an ihrer Spitze. Blutig war der Kampf, die Verwirrung gränzenlos, die Gepanzerten schlugen sich auf Tod und Leben. Das wilde Geschrei der Kämpfer, das Röcheln der Verwundeten und Sterbenden ward durch das Echo der Hügelufer verdoppelt. Was von der Mannschaft auf den Flößen nicht durch das tödtliche Blei niedergestreckt ward, das fand in den Fluthen sein Grab, da die ruderlosen Fahrzeuge an dem steinigen Gestade zerschellten. Wo die Kugel fehlte, da blitzten Schwerter und Lanzen, und selbst in den Fluthen noch rangen die ingrimmigen Kämpfer, als wollten sie dem gefährlichen Elemente ihre Todesbeute abtrotzen. Der Feind vergaß den eigenen Untergang über dem des Feindes. Serebrenny, von wenigen Tapfern umgeben, ruderte auf das Floß zu, wo sich Dschegota befand, der bereits manchen Angriff zurückgeschlagen, sich gleich einem Wolfe gegen die Meute vertheidigend, mit Säbel und Pistol. Die beiden feindlichen Führer standen in der Nähe des Ufers auf Opotschkas Seite, als der Fürst auf Dschegota's Flos sprang, mit

dem Ausruf: „Ergib Dich, oder Dein Untergang ist unvermeidlich!“

„Hier die Antwort!“ brüllte der Alte und feuerte sein Pistol auf Serebrenny ab.

Die Kugel streifte das Oberkleid des Fürsten und flog vorüber, sich ein anderes Opfer zu suchen.

„Nun dann zur Hölle mit Dir!“ schrie Serebrenny und hieb mit der vollen Wucht seines Säbels den Gegner in den Kopf.

Dschegota wankte, aber im Fall zog er den Fürsten mit sich. Gleich einem Knäuel rollten die unversöhnlichen Feinde in die Fluth, wechselsweise tauchten ihre Leiber nach kurzer Zeit empor, bis der Abgrund zuletzt Beide verschlang.

X.

Die glühende Sonnenscheibe tauchte aus dem Nebel der Frühe auf und beleuchtete die Gräuelscenen der Dämmerung. Blutige Balken und verstümmelte Leichname schwammen auf der Wasserfläche; Glieder und Köpfe, Waffen und Kleider von Siegern und Besiegten lagen an den Uferklippen oder hingen im Gebüsch der Gestade. Die Rosse der Kolonta'schen Reiter, die noch auf dem Kampfplatze eingetroffen, schwammen herrenlos in der Fluth umher. Noch umgab ein düsterer Nebel die Veste Opotschka wie ein Sterbekleid und die Thurmspitzen schauten traurig hinab in die Ebene. Drunten aber umstanden die Strelitzen mit ernsten Mienen den Leichnam ihres Hauptmannes, den sie den Fluthen entrissen. Neben ihm lag Barbara, von Dschegota's Kugel tödlich getroffen. Zu ihren Häupten stand der alte Fischer, auf seine Ruderschaufel gelehnt, und große Thränen perlten ihm in den

grauen Bart. Der Geistliche spendete der Sterbenden die letzte Weihe. Das Antlitz der Jungfrau war mit Todesblässe überzogen, das aufgelöste Haar rollte über die weißen Schultern herab, aber eine selige Ruhe glänzte in ihren Zügen. Der hinzugetretene Agareff reichte ihr im Verscheiden eine Handvoll der heimischen Erde, die sie inbrünstig küßte, — noch einen Blick des Dankes warf sie auf ihren Todesgefährten und dann schloß sie ihr Auge für immer. Der ehrwürdige Priester machte das Kreuzeszeichen über den Leichnam und die Strelitzen entblößten in feierlicher Stille ihre Häupter. —

Dubroffsky.

Aus Alexander Puschkin's Nachlaß.

Erstes Kapitel.

Es ist schon einige Zeit her, daß der alte russische Edelmann, Herr Kyrill Petrowitsch Trojekuroff, auf einem seiner zahlreichen Güter lebte. Seine vornehme Abkunft, Reichthum und mächtige Verbindungen verschafften ihm großes Ansehen in dem Regierungsbezirk, wo das Gut Pakroffsky lag. Nur von Schmeichlern und feilen Gästen umgeben, war der alte Herr gewohnt, jedem rohen Ausbruch seiner Leidenschaft und den Launen eines ziemlich beschränkten Geistes die Zügel schießen zu lassen. Alle Nachbarn in der Runde beeiferten sich seinen Wünschen entgegenzukommen und die Bezirksbeamten zitterten vor seinem Namen. Trojekuroff aber nahm alle diese Zeichen der Ergebenheit nur als gebührenden Tribut auf. Sein Haus war jederzeit angefüllt mit Gästen, welche die Langeweile des Hausherrn zu verscheuchen such=

ten und gern dessen lärmende und nicht selten rohe Belustigungen theilten. Niemand hätte gewagt, Trojekuroffs Einladung auszuschlagen oder gar an den festgesetzten Courtagen nicht im Dorfe Pakroffsky zu erscheinen und dem Gutsherrn die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen. Dabei war Herr Kyrill Petrowitsch überaus gastfrei, und er selbst, trotz ungewöhnlicher physischer Fähigkeiten, pflegte sich gewöhnlich zwei Mal in der Woche den Magen zu verderben, ungerechnet, daß er sich regelmäßig jeden Abend einen Rausch trank. — Die sonstigen Beschäftigungen des Besitzers von Pakroffsky bestanden in Streifzügen durch seine ausgebreiteten Ländereien, in Zechgelagen und allerlei schadenfrohen Streichen, zu deren Opfer man häufig einen der neuen Gäste ausersah. Doch blieben auch die alten Hausfreunde keineswegs damit verschont, mit Ausnahme eines einzigen: Andreas Gawrilowitsch Dubroffsky. Der Letztere, verabschiedeter Gardeoffizier, war Besitzer von siebzig Seelen und Trojekuroffs nächster Nachbar. Dieser, welcher sonst Leute vom höchsten Range über die Achsel ansah, schätzte seinen Nachbar Dubroffsky trotz dessen Armuth. Sie waren ehemals Kameraden in einem Regimente gewesen und Trojekuroff kannte aus Erfahrung Dubroffsky's Trotz und unbeugsamen Charakter. Die Verhältnisse hatten sie auf lange Zeit getrennt.

Während Trojekuroff von Stufe zu Stufe stieg, war Dubroffsky wegen zerrütteter Vermögensumstände genöthigt, seinen Abschied zu nehmen und sich auf das einzige ihm gebliebene Gütchen zurückzuziehen. Kyrill Petrowitsch erfuhr dies und bot ihm jede nur mögliche Unterstützung an; Dubroffsky aber lehnte Alles ab und blieb lieber arm und unabhängig. Als nach Jahren Trojekuroff mit dem Range eines Generals en chef aus dem Dienste trat, sahen sich die Freunde wieder und freuten sich herzlich darüber. Seit dieser Zeit kamen sie fast täglich zusammen, und Kyrill Petrowitsch, der sonst Niemanden seines Besuchs würdigte, verschmähte nicht, im schlichten Häuschen seines alten Gefährten einzusprechen. Die beiden Alten, an Jahren, Geburt und Erziehung sich ziemlich gleich, hatten auch in Charakter und Neigungen viel Verwandtes, in manchen Beziehungen theilten sie sogar dasselbe Schicksal: Beide hatten aus Liebe geheirathet, frühzeitig waren Beide Wittwer geworden und Jedem war nur ein Kind aus ihrer Ehe geblieben. Dubroffsky ließ seinen Sohn in Petersburg erziehn, Trojekuroffs Tochter wuchs im Vaterhause auf, und oft hatte der Letztere gegen Dubroffsky geäußert: „Hörst Du, Bruder Andreas, wenn Dein Wladimir sich einen Weg bahnt, dann soll er meine Marie haben, gleichviel, daß er kahl ist wie

eine Kirchenmaus!" — Dann aber schüttelte Dubroffsky den Kopf und antwortete gewöhnlich: „Nein, Kyrill Petrowitsch, mein Wladimir ist kein Mann für Deine Marie. Ein armer Edelmann, wie er, muß lieber ein armes Fräulein nehmen, damit er Herr im Hause bleibt, statt sich zum Verwalter eines verzogenen Jüngferchens zu machen!" — Jedermann sah mit neidischen Augen die Eintracht, welche zwischen Herrn Trojekuroff und seinem armen Nachbar herrschte, und man war höchlich verwundert über des Letztern Verwegenheit, wenn er Herrn Kyrill Petrowitsch über Tisch geradezu seine Meinung heraussagte, ohne sich viel darum zu kümmern, ob er mit dem Hausherrn im Widerspruch sei. Einige aber, die solches nachahmen und die Gränzen der ihnen vorgeschriebenen Ehrerbietung überschreiten wollten, wies Trojekuroff dermaßen zurecht, daß ihnen die Lust verging, einen zweiten Versuch zu wagen; nur Dubroffsky machte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Ein ganz unerwarteter Vorfall änderte aber Alles.

Eines Tages zu Anfang des Herbstes schickte sich Trojekuroff zu einem Ausfluge an. Abends zuvor war den Jägern und Hundewärtern Befehl ertheilt worden, sich für den andern Morgen um fünf Uhr zum Abmarsch bereit zu halten. Das Zelt sammt der Feldküche war bereits

nach dem Orte vorausbeordert, wo Kyrill Petrowitsch Mittag zu halten gedachte. Der Hausherr machte sich mit den Gästen eben auf nach dem Hundezwinger, wo mehr als fünf Hundert Jagd- und Windhunde bei guter Nahrung und Wartung lebten und ihres Herrn Großmuth in ihrer Hundesprache priesen. Daselbst befand sich auch ein Lazareth für die kranken Hunde, unter Aufsicht des Stabschirurgen Timoschky, neben einer Abtheilung, wo die trächtigen Hündinnen ihre Jungen zur Welt brachten und säugten. Kyrill Petrowitsch war stolz auf dies vortreffliche Institut und ließ keine Gelegenheit vorüber, dasselbe seinen Gästen anzupreisen, von denen Jeder mindestens zum zwanzigsten Male seine Bewunderung darüber ausgedrückt. Jetzt ging er im Hundezwinger umher, von seinen Gästen, dem Stabschirurgen und vornehmsten Wärtern umgeben; hier und da blieb er vor einem Stalle stehen, bald zog er Erkundigungen über das Befinden der Kranken ein, machte tadelnde oder lobende Bemerkungen über die Behandlung u. s. w., bald rief er einzelne Hunde zu sich und überhäufte sie mit Liebkosungen. Die Gäste erhoben, wie gebührend, das Hundeinstitut nach Kräften, nur Dubroffsky runzelte die Stirn und schwieg. Auch er war ein leidenschaftlicher Jäger, doch seine Umstände erlaubten ihm nur zwei Jagdhunde

und einen Windhund zu halten, und er konnte beim Anblick dieser prachtvollen Anstalt seinen Neid kaum zähmen.

„Was runzelst Du die Stirn, Bruder,“ fragte ihn Kyrill Petrowitsch; „gefällt Dir vielleicht mein Zwinger nicht!“

„Nein!“ erwiderte Dubroffsky ernst; „gegen den Zwinger läßt sich nichts sagen, möchten Eure Leute nur so gutes Leben haben, wie Eure Hunde.“

Einer von den Wärtern fand sich dadurch beleidigt: „Gott und unserm Herrn sei's gedankt, wir haben uns nicht zu beklagen, aber was wahr ist, muß wahr bleiben; mancher Edelmann thäte nicht übel dran, sein Herrnhaus mit unserm schönen Hundestall zu vertauschen, er würde hier weder hungern, noch frieren!“

Trojekuroff lachte laut auf bei der frechen Rede seines Knechts; die Gäste folgten seinem Beispiel, obschon sie insgeheim fühlten, daß der grobe Scherz des Hundejungen auch sie treffe. Dubroffsky wurde bleich und sagte kein Wort. Während dem brachte man dem Hausherrn eine Anzahl junger Hunde in einem Korbe, er wählte einige aus und befahl die andern zu ersäufen. Indeß hatte sich Dubroffsky fortgeschlichen, ohne daß es Jemand bemerkte.

Als Trojekuroff am Abend mit Gästen und Troß wie-

der heimgekehrt war und sich zu Tisch setzte, bemerkte er erst, daß Dubroffsky fehle. Die Leute berichteten ihm, daß er nach Hause gegangen sei. Trojekuroff befahl sogleich, nach ihm zu schicken und ihn mitzubringen. Gewöhnlich ging Kyrill Petrowitsch niemals auf eine Jagd ohne Dubroffsky, der ein erfahrner und tüchtiger Kenner des edeln Waidwerks war und jedwede Streitfrage in diesem Fache auf's Bündigste entschied. Der ausgeschickte Diener kam wieder heim, während sie noch am Tische saßen und brachte seinem Herrn die Nachricht, daß Dubroffsky sich weigere, zurückzukehren. Kyrill Petrowitsch ward, wie gewöhnlich, äußerst aufgebracht, und befahl dem Diener, ungesäumt wieder umzukehren und Herrn Andrei Gawrilowitsch zu sagen, daß, wenn er nicht sofort nach Pakroffsky komme und dort die Nacht zubringe, so habe ihre Freundschaft für ewige Zeit ein Ende. Der Diener eilte fort, Trojekuroff aber stand vom Tisch auf, entließ seine Gäste und legte sich schlafen.

Am andern Morgen war seine erste Frage nach Dubroffski. Man übergab ihm statt der Antwort ein versiegeltes Schreiben. Kyrill Petrowitsch ließ seinen Schreiber kommen und befahl ihm, dasselbe zu öffnen, worauf dieser las wie folgt:

Gütiger Herr!

Ich gedenke nicht eher wieder nach Pakroffsky zu kommen, als bis Sie den Hundewärter Paramoschka zu mir schicken, um Abbitte zu thun; es wird von mir abhängen, ob ich ihn bestrafen oder begnadigen will. Ich bin nicht gemeint, die Späße Ihrer Knechte zu dulden, um so mehr, da ich Ihre eignen nicht leide, denn ich bin kein Narr, sondern ein alter Edelmann — damit verbleibe ich Ihr ergebener Diener

Andreas Dubroffsky.

Nach heutigen Begriffen wäre dieser Brief ein grober Verstoß gegen die Etikette gewesen, Trojekuroff aber erzürnte sich keineswegs über den seltsamen Stil des Schrei- sondern über dessen Inhalt.

„Was!" schrie er und sprang mit bloßen Füßen aus dem Bett, „ich soll ihm meine Leute schicken, um Abbitte zu thun? Er will sie nach Belieben bestrafen oder begnadigen? Was bildet sich der Kerl ein, und weiß er wohl, mit wem er zu thun hat? Ich will's ihm schon eintränken; er soll mir's theuer bezahlen, damit er doch für ein anderes Mal lernt, was es heißt, sich gegen einen Trojekuroff etwas herauszunehmen!"

Kyrill Petrowitsch kleidete sich an und fuhr wie gewöhnlich auf die Jagd. Doch wollte diesmal nichts nach

Wunsch gehen; den ganzen Tag sah man nur einen Hasen und der mußte gehetzt werden; das Mittagessen unterm Zelte ging auch nicht recht, zum wenigstens war's nicht nach dem Geschmacke des Herrn. Er prügelte den Koch, schimpfte die Gäste und auf dem Rückwege zog er absichtlich mit der ganzen Jagd über Dubroffsky's Felder.

Zweites Kapitel.

Es vergingen einige Tage und der Streit zwischen beiden Nachbarn war noch nicht beigelegt. Dubroffsky kehrte nicht wieder nach Pakroffsky zurück; Trojekuroff aber langweilte sich ohne ihn und machte seiner Galle in den beleidigendsten Ausdrücken Luft, die, Dank sei's den Bemühungen der Dienstboten, mit Zusätzen und Verbesserungen zu Dubroffsky's Ohren gelangten. Ein neuer Vorfall vernichtete auch die letzte Hoffnung zur Wiederversöhnung.

Dubroffsky besichtigte eines Tags seine kleine Besitzung. Als er sich dem Birkenwalde näherte, vernahm er die Schläge einer Art und bald darauf das Geprassel eines umstürzenden Baumes. Er eilte nach der Gegend, wo

der Schall herkam, nnd bemerkte einige Bauern aus Pakroffsky, die seinen Wald bestahlen. Sie sahen ihn kommen und liefen über Hals und Kopf davon; Dubroffsky setzte ihnen mit seinem Kutscher nach, und es gelang ihm, einen derselben einzufangen, den er gebunden nach seinem Hofe bringen ließ. Außerdem hatte der Feind noch zwei Pferde dem Sieger als Beute gelassen. Dubroffsky war höchlich aufgebracht. Sonst hatten Trojekuroffs Bauern, obschon als Diebsgesindel bekannt, niemals gewagt, auf seinem Grund und Boden Unfug zu treiben, da ihnen Dubroffsky's Freundschaft mit ihrem Herrn nicht fremd war. Jetzt aber sah er, daß sie sich den Bruch zwischen ihm und seinem Nachbar zu Nutz machten, und er beschloß, allen Grundsätzen des Kriegsrechts zuwider, seinem Gefangeneu mit denselben Ruthen eine Lektion zu geben, womit jener sich selbst im Wald versorgt hatte, die Pferde aber arbeiten zu lassen und seinem Hofvieh einzuverleiben.

Das Gericht von diesem Vorfall kam noch am selben Tage dem Herrn von Pakroffsky zu Ohren. Dieser gerieth außer sich und wollte im ersten Augenblicke seines Zorns mit dem ganzen Hofgesinde einen Ausfall auf Kistenoffka (so hieß das Gütchen seines Nachbars) machen, dasselbe von Grund aus zerstören und den Besitzer selbst in seiner

Behausung belagern. Solche Gewaltschritte wären von Seiten Trojekuroffs kein Wunder gewesen, jedoch ein Zufall gab seinen Gedanken bald eine andere Richtung. Während er noch mit starken Schritten im Saale auf und abging, warf er zufällig einen Blick durchs Fenster und erblickte eine dreispännige Britschke, die eben vor dem Hofthore hielt. Ein Mann mit einer Ledermütze, im verschloßnen Friesmantel sprang heraus und ging ins Seitengebäude zum Verwalter. Trojekuroff erkannte sogleich den Assessor Schabaschkin, und befahl ihn, heraufzurufen. In weniger als einer Minute stand dieser vor dem gefürchteten Edelmann, machte die demüthigsten Kratzfüße und erwartete in tiefer Ehrfurcht, was Jener ihm sagen werde.

„Wie gehts, he, wie heißt Du denn gleich?“ fragte Trojekuroff. „Was hast Du hier zu suchen?“

„Ich komme aus der Stadt, hohe Exzellenz, und wollte mich im Vorüberfahren bei Dero Verwalter erkundigen, ob er nicht einen Auftrag habe.“

„Du kommst eben zurechte, he, wie heißt Du denn gleich? Ich kann Dich brauchen, trink' einen Schnaps und paß' auf!“

Dieser schmeichelhafte Empfang überraschte den Assessor äußerst angenehm; er schlug den Schnaps aus und

schickte sich an, den Hausherrn mit größtmöglichster Aufmerksamkeit anzuhören.

„Ich habe 'nen Nachbar," hob Trojekuroff an, „ein armer Schlucker, ein Grobian, ich will ihm sein Gut nehmen, was meinst Du dazu?"

„Haben Dero hohe Exzellenz einige Dokumente? ...."

„Dumm Zeug, Brüderchen — he, wie heißt Du denn gleich? Was brauchts da noch Dokumente? Die Sache ist die, daß man ihm das Gut nimmt, gleichviel mit oder ohne Dokumente!"

„Ohne ..., 'ne schwierige Sache, hohe Exzellenz ..."

„Ueberleg' Dir die Sache, Brüderchen, denk' ordentlich nach!"

„Wenn zum Beispiel Dero hohe Exzellenz auf irgend eine Art die Urkunde zu Händen bekommen könnten, kraft deren er sein Gut in Besitz hat, dann freilich ...."

„Verstehe .... das ist aber eben das Unglück, daß ihm alle Papiere beim letzten Feuer verbrannt sind ...."

„Wie, hohe Exzellenz, die Papiere sind ihm verbrannt? Was brauchen wir mehr? In diesem Falle mögen Sie nur das Gesetz in Anspruch nehmen und werden ohne allen Zweifel vollkommne Befriedigung erhalten."

„Meinst Du! Nun sieh zu, ich verlasse mich auf Dei-

nen Diensteifer, Brüderchen, auf meine Erkenntlichkeit kannst Du rechnen!“ —

Schabaschkin bückte sich fast bis zur Erde und fuhr von dannen. Seit dieser Stunde ließ er sich die Sache aufs Eifrigste angelegen sein, und Dank seiner Thätigkeit erhielt Dubroffsky schon binnen vierzehn Tagen eine Vorladung, an Gerichtsstelle zu erscheinen und die Dokumente vorzulegen, kraft deren er sein Gut Kistenoffka eigenthümlich im Besitz habe.

Dubroffsky tobte wie ein Rasender beim Empfang dieser Nachricht. Noch desselbigen Tages schrieb er eine ziemlich derbe Erwiderung an das Gericht, worin er erklärte, daß ihm das Dörfchen Kistenoffka nach seines seligen Vaters Tode erb- und eigenthümlich zugefallen, daß dies weder Trojekuroff noch sonst Jemandem etwas angehe, und daß jede fremden Ansprüche an dies, sein Eigenthum — abulistische Schikane und Schurkenkniffe wären.

Dies Schreiben machte einen äußerst angenehmen Eindruck auf den Assessor Schabischkin. Er ersah daraus —: Erstens, daß Dubroffsky nichts von Geschäften verstehe, und Zweitens, daß es nichts Schwieriges auf sich habe, einen so jähzornigen und unbedachtsamen Mann in die nachtheiligste Stellung zu versetzen.

Als Dubroffsky die Sache bei kaltem Blute überlegte, so begriff er die Nothwendigkeit, auf die ihm gestellte Frage umständlicher zu antworten, er schrieb auch eine ziemlich ausführliche Replik, doch erwies sich dieselbe in der Folge als unvollständig. Die Sache fing an sich in die Länge zu ziehen. Dubroffsky, im Gefühl seines Rechts, kümmerte sich wenig darum, auch hatte er weder Lust, noch die Mittel, mit dem Gelde um sich zu werfen; er machte sich über die Käuflichkeit des dintenkleckſenden Gesindels lustig und der Gedanke, daß er ein Opfer der Schikane werden könne, kam ihm nimmer in den Sinn. Trojekuroff seinerseits ließ sich eben so wenig den Gewinn des schlechten Handels angelegen sein; nur Schabaschkin nahm sich der Sache an, machte sich Trojekuroff's Namen zu Nutz, drohte den Richtern oder kaufte sie, und verdrehte Gesetz und Recht nach Möglichkeit. Wie dem auch sein mochte, am 9. Februar des Jahres 18 .. erhielt Dubroffsky durch die Stadtpolizei eine Vorladung, sich „zur Anhörung richterlichen Urtheils in Sachen einer Gutsstreitigkeit zwischen dem Lieutenant Dubroffsky einer- und dem General en chef Trojekuroff anderseits, wie auch zur Unterschrift Behufs der Einwilligung oder Gegenerklärung,“ im dahiesigen Landgericht einzufinden. Noch desselben Tages fuhr Dubroffsky in die Stadt; unterwegs holte ihn Troje-

kuroff ein. Stolz blickten sie einander an und Dubroffsky bemerkte ein hämisches Lächeln auf dem Antlitz seines Gegners.

Bei seiner Ankunft in der Stadt, stieg Dubroffsky bei einem bekannten Kaufmann ab, übernachtete daselbst und fand sich am andern Morgen im Gerichte ein. Niemand gab auf ihn Acht. Gleich nach ihm erschien Trojekuroff. Alle Mitglieder des Tribunals standen von ihren Sitzen auf, gingen ihm entgegen und drückten ihm ihre wärmste Theilnahme aus, auch wurde ihm aus Achtung für seinen Rang, seine Jahre und Wohlbeleibtheit ein Lehnsessel hingerückt. Er setzte sich — Dubroffsky stand auf der andern Seite und lehnte sich an die Wand. Eine tiefe Stille begann und der Secretair fing mit vernehmlicher Stimme an das richterliche Erkenntniß vorzutragen.... Jetzt schwieg der Secretair; der Assessor erhob sich und mit einem demüthigen Bückling wandte er sich an Trojekuroff und lud denselben ein, das dargereichte Papier zu unterzeichnen. Triumphirend nahm Trojekuroff die vorgehaltene Feder und schrieb unter die Entscheidung, daß er vollständig damit einverstanden sei.

Die Reihe war an Dubroffsky, der Secretair hielt ihm das Papier hin, der Greis aber stand unbeweglich mit gesenktem Haupte da. Der Secretair wiederholte seine

Aufforderung: „er solle seine gehörige und vollständige Befriedigung oder im Fall er zufälliger Weise nach bestem Wissen und Gewissen fühle, daß seine Sache gerecht und er gesonnen sei, innerhalb der gesetzlichen Frist, gehörigen Orts um Appellation einzukommen, eine deutliche Gegenerklärung zu Papier zu geben....“ Dubroffsky schwieg. Plötzlich aber richtete er den Kopf in die Höhe, seine Augen funkelten, er stampfte mit dem Fuße und gab dem Secretair einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, daß dieser das Dintenfaß um — und auf des Assessors Beinkleider warf. Alles gerieth in Bestürzung. Die Gerichtsdiener sprangen auf den Lärm herzu, und vermochten den Rasenden nur mit vieler Mühe festzuhalten. Man führte ihn hinweg und setzte ihn in einen Schlitten. Trojekuroff ging hinter ihm drein zur Thür hinaus, von dem ganzen Gerichtspersonal begleitet. Das plötzliche Tollwerden Dubroffsky's hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn ausgeübt; die Richter, welche sich starke Rechnung auf seine Dankbarkeit gemacht, würdigte er keines Blicks. Ungesäumt brach er nach Pakroffsky auf, von Gewissensvorwürfen geplagt und im Ganzen sehr unbefriedigt durch den Triumph seiner Rache. Dubroffsky lag unterdessen zu Bett; der Bezirksarzt, ein nicht allzuunwissendes Subject, ließ ihn zur Ader, setzte

Blutigel, spanische Fliegen u. s. w. Gegen Abend ward der Kranke etwas besser und am andern Tage brachte man ihn nach Kistenoffka, das ihm beinahe nicht mehr gehörte.

Drittes Kapitel.

Es verging einige Zeit und mit Dubroffsky's Gesundheit gings noch immer herzlich schlecht. Zwar hatten sich die Anfälle von Raserei noch nicht wiederholt, doch seine Kräfte nahmen sichtbar ab. Er hatte alle sonstigen Beschäftigungen aufgegeben, nur selten verließ er sein Zimmer und starrte ganze Tage lang düster vor sich hin. Die alte Jegorowna, die ehemalige treue Wärterin des jungen Dubroffsky war nun die des alten geworden. Sie pflegte ihn wie ein Kind, erinnerte ihn, wenn es Schlafens- oder Essenszeit war, fütterte ihn und brachte ihn zu Bett. Der Greis folgte ihr auch ganz allein und wollte sonst Niemand um sich leiden. Um die Wirthschaft konnte er sich nicht im mindesten bekümmern, noch sonst an seine Geschäfte denken und Jegorowna begriff gar bald die Nothwendigkeit den jungen Dubroffsky, der in einem

Garderegiment zu St. Petersburg diente, von allem zu benachrichtigen. Zu solchem Behufe riß sie ein weißes Blatt aus dem Ausgabebuche, rief den Koch Chariton, den einzigen Schriftkundigen in Kistenoffka, herzu und dictirte ihm einen Brief in die Feder, der noch am selbigen Tage zur Stadt und auf die Post geschickt wurde.

Der junge Wladimir Dubroffsky war in einem Kadetten-Institute erzogen worden und von da als Kornet in die Garde getreten. Der Vater sparte nichts, um den einzigen Sohn anständig zu unterhalten und der letztere erhielt mehr vom Hause, als er hätte erwarten dürfen. Voll Leidenschaft und Ehrgeiz erlaubte sich Wladimir manche kostspielige Launen; er spielte Karten, machte Schulden und kümmerte sich nicht um die Zukunft, höchstens dachte er manchmal im Vorübergehen, daß ihm ja wohl früher oder später eine reiche Partie zufallen werde.

Eines Abends, als eben sein Zimmer voll Kameraden und Tabacksdampf war, brachte ihm sein Bursche einen Brief, dessen Aufschrift und Petschaft den jungen Mann nicht wenig verwunderte. Er brach ihn eiligst auf und las wie folgt:

Du unser Herr Wladimir Andrejewitsch, ich Deine alte Amme unterstehe mich's Dir von Deines Vaters Gesundheit zu schreiben. Er ist sehr schlecht

und red't zu Zeiten irr und sitzt den ganzen Tag über wie ein einfältig Kind; — Gott ist aber Herr über Leben und Tod — komm nur bald herüber, die Pferde schicken wir Dir bis an den Sandgraben entgegen. Es geht die Rede, das Landgericht soll kommen und uns unter Kyrill Petrowitsch seine Macht abgeben — er spricht wir gehörten ihm zu und wir sind doch von Alters her eu'r gewesen; — hab mein Lebtag nichts davon gehört. Du kannst ja wohl, sintemal Du in Petersburg wohnst, die Sache unserm Vater Zaar unterlegen, er wird uns doch nicht solch' schwere Kränkung anthun. Ich bleibe Deine getreue Sklavin und Amme

Arina Jegorowna Busirewa.

Wladimir Dubroffsky las diese ziemlich unzusammenhängenden Zeilen einige Male nach einander in großer Aufwallung durch. Er hatte noch als Kind seine Mutter verloren; seinen Vater kannte er kaum und war seit seinem achten Lebensjahre in St. Petersburg. Je weniger er die stillen Freuden des Familienlebens kannte, desto schwärmerischer hatte er sich dieselben ausgemalt. Der Gedanke, seinen Vater zu verlieren, fiel ihm schwer aufs Herz und die Lage des kranken Mannes, wie er sie aus dem Briefe seiner Amme zu errathen vermochte, setzte ihn

in Schrecken. Er erblickte im Geiste den alten Vater, allein im öden Dörfchen, ohne andere Pflege als die beschränkte Alte und das Hofgesinde, mit Dürftigkeit bedroht, wie er hilflos allmälig den Leiden des Körpers und Geistes erlag. Wladimir machte sich die bittersten Vorwürfe über seine Nachlässigkeit. Lange Zeit hatte er keine Nachricht von seinem Vater erhalten und nicht daran gedacht, sich nach ihm zu erkundigen, da er ihn auf Ausflügen und mit den Sorgen der Wirthschaft beschäftigt glaubte.

Er beschloß unverzüglich abzureisen, ja sogar seinen Abschied zu nehmen, wenn die Krankheit des Vaters seine Gegenwart erheische. Seine Freunde hatten sich entfernt, da sie seine Bestürzung wahrnahmen; Wladimir aber schrieb ungesäumt sein Abschiedsgesuch und überließ sich allerlei Träumen....

Bereits näherte sich Wladimir der Station, wo er die Pferde erwarten sollte. Sein Herz ward von trüben Vorgefühlen bestürmt, er fürchtete, den Vater nicht mehr am Leben zu finden und malte sich ein dunkles Bild des Lebens aus, das im Dörfchen seiner wartete. Er sah sich einsam, ohne menschlichen Umgang, in Armuth und mit

Arbeiten überhäuft, von denen er nichts verstand. Auf der Station angekommen, erkundigte er sich beim Posthalter, der ihm sagte, daß die Pferde für ihn schon seit 4 Tagen angekommen wären. Bald erschien auch der alte Kutscher Anton, der ehemals Wladimir in den Stall geführt und sein kleines Pferdchen gewartet hatte. Dem Alten rannen die Thränen über die gebräunten Wangen und er bückte sich bis auf die Erde, als er seinen jungen Herrn ersah. Wladimir erkundigte sich sofort nach seinem Vater, erfuhr daß er noch lebe und befahl ohne Verzug anzuspannen. Auf dem Wege nach Kistenoffka erst begann Wladimir den Alten auszufragen:

„Sag mir doch, Anton," hob er an, „was der Vater mit Trojekuroff vorhat?"

„Weiß der Himmel, lieber Herr, unsere Herrschaft war nicht eins mit Kyrill Petrowitsch, wie's heißt, und der hat eine Klage gegen unsern alten Herrn eingegeben; der weiß wie man sich sein Recht wohl selber nehmen thut ... doch 's ist nicht des Knechts Sache sich in dem Herrn seinen Handel zu mischen, aber das muß wahr bleiben, der Herr Papa hat Unrecht dran gethan mit dem anzubinden; das Lamm wird den Wolf doch nicht fressen."

„Demnach scheint's, daß Trojekuroff bei Euch macht, was er will."

„Das weiß ein Jeder, lieber Herr ... die Gerichtpersonen sind vor ihm schlechter als die Hunde, der Kreishauptmann steht bei ihm in Lohn und Brot, die Herren kommen zu ihm und bücken sich und da heißt's, als wie die Schweine vom Trog —"

„Ist's denn wahr, daß er uns das Gut nehmen will?"

„Ach Herr, wir haben auch davon gehört. Neulich sagte der Küster von Pakroffsky auf der Taufe bei unserm Schulzen: Nu hat die Freude ein Ende bei Euch, jetzt kommt ihr Kyrill Petrowitsch unter die Hände ... darauf sagte ihm aber der Schmid Mikita: hör' auf, Sawelitsch, thu der Frau Gevattern das Leid nicht an und erschrecke die Gäste nicht. Kyrill Petrowitsch ist Herr bei sich und Andre Gawrilowitsch Herr bei sich, unser aller Herr ist aber Gott und der Kaiser ... 's soll uns keiner ein Schloß vor's Maul legen ...

„So habt Ihr keine Lust in Trojekuroffs Hände zu kommen?"

„In Kyrill Petrowitschs Hände! Gott bewahre uns davor, die Seinigen haben's schon schlimm genug, wie wird's erst den Fremden ergehn, denen schlägt er nicht blos das Fell, aber noch obenein das Fleisch vom Leibe. Na, Gott schenke unserm alten Herrn ein langes Leben und wenn Gott ihn zu sich nimmt, dann brauchen wir

Niemanden anders, als Euch, junges Herrchen. Verlaßt Ihr uns nicht und wir wollen schon zu Euch halten!...

Bei diesen Worten schwenkte Anton die Peitsche, zog die Zügel fester an und die Pferde liefen im gestreckten Trabe davon.

Gerührt von der Anhänglichkeit des alten Dieners schwieg Dubroffsky still und hing seinen Gedanken nach. Mehr als eine Stunde war vergangen, als Anton ihn plötzlich mit dem Ausruf: „da ist Pakroffsky" aufweckte. Dubroffsky richtete den Kopf in die Höhe. Sie fuhren längs dem Ufer eines breiten Sees hin, aus dem ein Flüßchen quoll, das sich zwischen Hügeln hindurchschlängelte. Auf einem derselben erhob sich über ein dichtes Wäldchen das grüne Dach und Belvedere eines großen steinernen Hauses, daneben die fünf Kuppeln eines Kirchleins und ein alter Glockenthurm, rund umher lagen zerstreut zahlreiche Bauerhütten nebst Küchengärten und Ziehbrunnen. Dubroffsky erkannte den Ort, er erinnerte sich, daß er auf demselben Hügel mit Trojekuroffs kleiner Marie gespielt, die zwei Jahre jünger war als er und schon damals eine Schönheit zu werden versprach. Er wollte sich bei dem alten Anton nach ihr erkundigen, doch eine gewisse Schüchternheit hielt ihn davon zurück.

Als sie an dem Herrnhause vorüberfuhren, sah er ein

weißes Kleid zwischen den Bäumen des Gartens glänzen. Zu gleicher Zeit hieb Anton auf die Pferde und von einem gewissen Kutscherehrgeiz angespornt, eilte er im Fluge über die Brücke am Garten vorüber. Als sie aus dem Dorfe herausfuhren, gings Berg auf und Wladimir sah vor sich einen Birkenwald, zur Linken aber auf einem freien Platze ein graues Häuschen mit rothem Dach, — das Herz klopfte dem guten Sohne stärker — vor ihm lag Kistenoffka und das schlichte Häuschen seines Vaters.

Nach wenigen Minuten fuhr er in den Herrnhof. Mit einem unbeschreiblichem Gefühl blickte er um sich. Zwölf Jahre war es her, seit er seine Heimath nicht gesehen. Die Birkenpflänzchen, welche zu damaliger Zeit rings um den Zaun gesetzt wurden, waren jetzt in die Höhe geschossen und dichtbelaubte Bäume geworden. Der Hof, sonst mit drei regelrechten Beeten verziert, zwischen denen ein breiter sorgfältig gefegter Weg hindurchführte, glich jetzt einer ungemähten Wiese und ein abgeschirrtes Pferd weidete im hohen Grase. Die Hunde fingen an zu bellen, als sie aber Anton erkannten, knurrten sie freudig und wedelten mit den zottigen Schwänzen. Das Hofgesinde lief aus den Wirthschaftsgebäuden und umgab den jungen Herrn mit lautem Freudengruß. Kaum vermochte er sich durch den dichten Haufen der guten Leute hindurch-

zu zwängen. Jetzt sprang er die verfallenen Eingangsstufen hinauf, im Vorzimmer kam ihm die alte Jegorowna entgegen und stürzte mit lautem Weinen an den Hals ihres Säuglings. „Wie geht's, Amme?" fragte er gerührt und drückte die treue Alte an's Herz. „Was macht der Vater... wo ist er... wie geht's mit ihm?" — Im selben Augenblicke trat langsamen Schrittes in den geräumigen Vorsaal eine hohe Greisengestalt, bleich und hager, in Schlafrock und Zipfelmütze. „Wo ist Woladka, wo ist mein Sohn?" sagte er mit schwacher Stimme und der Sohn lag schweigend am Halse des Vaters. Die Freude hatte eine zu starke Erschütterung auf den Alten hervorgebracht, er wurde immer schwächer, die Füße wankten und er wäre sicher umgesunken, hätte ihn Wladimir nicht in seinen Armen aufgefangen.

„Wie kann man nur aus dem Bette aufstehen;" brummte Jegorowna, „kann sich kaum auf den Beinen halten und muß überall hinkriechen, wo andere Leute sind." —

Man brachte den Alten wieder ins Schlafzimmer. Er strengte sich an mit dem Sohne zu sprechen, aber die Gedanken verwirrten sich in seinem Kopfe und seine Worte hatten keinen Zusammenhang. Endlich schwieg er und versank in tiefen Schlaf. Wladimir war im Innersten bewegt über den Zustand seines Vaters. Er richtete sich in

dessen Schlafzimmer ein und bat die Leute, ihn allein zu lassen. Die Diener gehorchten und zogen den alten Anton in die Gesindestube, wo man ihm schon seine ländliche Mahlzeit zurecht gemacht, um ihn desto ungestörter mit allerhand Fragen zu überhäufen.

Viertes Kapitel.

Einige Tage waren seit seiner Ankunft vergangen und der junge Dubroffsky beschloß sich endlich an die Geschäfte zu machen; allein der Alte war nicht im Stande, ihm die mindeste Aufklärung zu geben und einen Bevollmächtigten hatte er nie gehabt. Als Wladimir die väterlichen Papiere durchsuchte, fand er die erste Zuschrift des Assessors und den Entwurf von seines Vaters Antwort. Doch konnte er hieraus noch keine genauere Einsicht über den Grund des Prozesses gewinnen und er beschloß, das weitere Verfahren abzuwarten, indem er auf die Gerechtigkeit der Sache selbst baute.

Unterdessen ward der Alte von Tage zu Tage schlechter. Wladimir sah seine baldige Auflösung voraus und wich

nicht vom Bette des Kranken, der ganz zum Kinde geworden war.

So war die festgesetzte Frist verstrichen und keine Appellation eingelegt. Kistenoffka gehörte jetzt dem Besitzer von Pakroffsky zu. Schabaschkin erschien bei Trojekuroff mit Bücklingen und Glückwünschen, und trug die unterthänigste Bitte vor: „Se. hohe Excellenz wollten zu verfügen geruhen, wann sie in den Besitz des neuerworbenen Gutes gesetzt zu werden und ob sie ihm selbst oder wem anders zu diesem Behufe Vollmacht zu ertheilen wünschten?" — Kyrill Petrowitsch ward betroffen. An Gewinnsucht war bei ihm nicht zu denken; Rachsucht hatte ihn so weit getrieben, das Gewissen fing nun an zu sprechen. Er wußte wohl, in welcher Lage sich jetzt sein Gegner, sein ehemaliger Gefährte, befand und sein Sieg gereute ihn fast. Unwillig blickte er auf Schabaschkin und suchte einen Grund, um seine Galle über ihn auszuschütten, da er aber keinen geeigneten Vorwand hierzu finden konnte, so herrschte er demselben zu: „Mach' daß Du fortkommst... das ist nicht Deine Sache!" — Schabaschkin sah, daß sein Gönner nicht bei Laune sei, er bückte sich bis zur Erde und suchte das Weite. Als Kyrill Petrowitsch sich allein befand, ging er mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und pfiff das Lied: „Schalle Siegesdonner,"

woran jederzeit zu erkennen war, daß eine ungewöhnliche Bewegung in ihm vorging.

Endlich klingelte er und befahl die leichte Droschke anzuspannen. Er warf den Mantel um und selbst kutschirend fuhr er alsbald zur Pforte hinaus.

In kurzer Zeit erblickte er Dubroffsky's Häuschen. Die widerstreitendsten Gefühle durchzogen seine Brust. Zwar übertäubten Rachedurst und Herrschsucht auf kurze Zeit alle edleren Triebe, endlich behielten doch die letzteren die Oberhand. Er beschloß, sich mit seinem alten Nachbar auszusöhnen, jede Spur des Prozesses zu vernichten und ihm sein Eigenthum zu lassen. Als Trojekuroff diesen löblichen Vorsatz gefaßt, ward's ihm leichter um's Herz; er fuhr rascher auf seines Nachbars Haus zu und geraden Wegs in den Hof hinein.

Zur selben Zeit saß der Kranke am Fenster seines Schlafgemachs. Er erkannte den Ankömmling und ein furchtbarer Aufruhr drückte sich in seinen Zügen aus; eine Purpurröthe trat an die Stelle der gewöhnlichen Leichenbläße, seine Augen funkelten, er stieß unvernehmliche Laute aus. Der Sohn saß gerade über den Wirthschaftsbüchern und wie er den Kopf in die Höhe richtete, sah er mit Bestürzung die Veränderung in des Vaters Wesen. Der Kranke zeigte mit erhobenem Finger nach der Pforte,

mit dem Ausdrucke des Zornes und Schreckens. Er mühte sich die Schöße seines Schlafrocks zusammenzuraffen, um vom Lehnstuhl aufzustehn, plötzlich erhob er sich und — stürzte zu Boden. Wladimir flog auf ihn zu — der Greis lag ohne Regung, ohne Leben. —

Er war vom Schlage getroffen. —

„Geschwind, geschwind, in die Stadt zum Doktor!" schrie Wladimir dem eintretenden Diener zu.

„General Trojekuroff wünscht Sie zu sprechen," erwiederte dieser.

Wladimir warf ihm einen furchtbaren Blick zu: „Sage dem Herrn Trojekuroff," schrie er, „daß er sich augenblicklich von hier entferne, damit ich ihn nicht mit Hunden vom Hofe hetzen lasse.... hinaus!"

Der Diener lief vergnügt hinaus, den Befehl seines Herrn buchstäblich auszurichten. Jegorowna rang die Hände.

„Herr unser Vater," kreischte sie, „du richtest dein Kind zu Grunde! Kyrill Petrowitsch frißt uns auf!"

„Schweig Amme!" sagte Wladimir unwirsch. „Schicke schnell Anton zum Arzte.

Jegorowna ging hinaus. Im Vorzimmer war kein Mensch, alle Leute waren auf den Hof gelaufen, um Trojekuroff zu sehen. Dieser hatte noch auf der Droschke sitzend, Wladimirs Worte gehört; sein Antlitz ward düster

wie die Nacht, er lächelte höhniſch, warf dem Hofgeſinde einen drohenden Blick zu und lenkte im Schritt um. Als er zur Pforte hinausfuhr, blickte er noch einmal nach dem Fenſter, wo vor einem Augenblicke noch der alte Dubroffsky ſaß — er fand ihn nicht mehr. Jegorowna ſtand beſtürzt auf den Stufen und hatte den Befehl des jungen Herrn vergeſſen. Das Hofgeſinde murmelte unter einander über die ſeltſame Erſcheinung. Plötzlich trat Wladimir heraus und rief kurz abgebrochen: „'s braucht keinen Arzt... der Vater iſt todt!“ —

Alles war wie vom Donner gerührt. Die Leute ſtürzten in das Sterbezimmer ihres alten Herrn. Er lag im Lehnſtuhle, wohin Wladimir ihn getragen, der rechte Arm hing über der Lehne, der Kopf war auf die Bruſt geſunken — kein Lebenszeichen in dem noch warmen Körper, nur das Antlitz gräßlich verzerrt. Jegorowna heulte, die Leute umſtanden den Leichnam, der ihrer Sorge überlaſſen blieb. Sie wuſchen ihn ab, zogen ihm die Uniform an, die noch aus dem vorigen Jahrhundert herſtammte, und legten ihn auf denſelben Tiſch, an dem ſie ihrem Herrn ſo lange Jahre aufgewartet hatten. —

Fünftes Kapitel.

Das Begräbniß ging am dritten Tage vor sich. Der Greis lag im offenen Sarge, mit dem Sterbehemd angethan und von Lichtern umgeben. Das Speisezimmer war angefüllt mit Dienern, die sich anschickten, die Leiche hinauszutragen; Wladimir selbst war unter den Trägern. Voran schritt der Priester, hinterdrein der Diakon, das Grablied absingend. Zum letzten Male zog der Herr von Kistenofffa über die Schwelle seines Hauses. Der Zug ging durch den Wald, dahinter das Kirchlein stand. Es war ein heller, kühler Herbsttag, das Laub fiel reichlich von den Bäumen und bestreute den Weg. Als die Prozession aus dem Walde heraustrat, lag das hölzerne Kirchlein von Kistenofffa vor ihnen und dicht daneben der Gottesacker, von alten Linden beschattet. Dort war auch Wladimir's Mutter begraben, und dicht dabei das frische Grab bereitet. Die Kirche war zum Erdrücken voll, alle Bauern aus Kistenofffa waren herzugeströmt, ihrem Herrn die letzte Ehre zu erweisen. Der junge Dubroffsky stellte sich am Eingang hin; er weinte nicht, er betete nicht — sein wilder Blick aber ließ nichts Gutes ahnen.

Die traurige Ceremonie ging vorüber. Wladimir trat zuerst zum Leichnam heran, Abschied zu nehmen; das Hofgesinde folgte seinem Beispiel, man brachte den Deckel und der Sarg ward zugenagelt. Einige alte Weiber heulten laut, hie und da wischte sich ein Bauer die hellen Thränen mit brauner Hand vom Gesicht. Wladimir griff den Sarg an, die andern traten hinzu und man trug ihn hinaus unter Begleitung des ganzen Häufleins. Der Sarg ward hinabgelassen, ein Jeder warf seine Hand voll Erde drauf, schlug sein Kreuz und schlich davon. Wladimir machte sich eilig auf, überholte die Andern und verlor sich im Walde.

Jegorowna lud im Namen ihrer Herrschaft den Pfaffen sammt der ganzen Klerisei zum Begräbnißschmause, indem sie die Abwesenheit des jungen Herrn entschuldigte; und so machten sich Vater Anastas nebst Frau und der Diakon zu Fuß nach dem Herrnhause auf. Unterwegs besprachen sie mit der Alten das edle Herz des Verstorbenen und was dem Anschein nach der junge Herr zu erwarten habe (denn Trojekuroffs Besuch und der Empfang, der ihm zu Theil geworden, war schon in der ganzen Umgegend bekannt und die dasigen Politiker wollten die wichtigsten Folgen daraus vorhersehen).

„Was geschehn soll, wird geschehn," sprach die Frau

des Pfaffen, „aber schade ist's drum, wenn Wladimir Andrejwitsch nicht unsere Herrschaft wird. Ein flinker Herr, da ist nichts drüber zu sagen ...“

„Und wer wird's ihm wohl wehren, unser Herr zu werden;“ unterbrach Jegorowna, „dies Mal hat Kyrill Petrowitsch gut aufbrausen, er hat seinen Widerpart gefunden. Mein Milchsöhnchen steht schon selber seinen Mann und wenn's Gott giebt, so werden ihn gute Menschen auch nicht verlassen .... Kyrill Petrowitsch thut abscheulich groß!“

„Ach du guter Gott,“ begann der Diakon, „ich will lieber mit dem Bösen zu thun haben, als nur nach Kyrill Petrowitsch hinschielen. Wenn man ihn nur ansieht, 's wird einem angst und bang, und das Rückgrat krümmt sich einem ...“

„Alles eitel Werk!“ hob der geistliche Hirte an, „und Kyrill Petrowitschen sagt man ebenso sein Sterbelied, wie heute unserm Seligen; nur daß vielleicht das Begräbniß ein wenig reicher sein mag und mehr Gäste gebeten werden — vor dem himmlischen Vater ist's aber all Eins!“

„Ach Vater Anastas,“ warf die Alte ein, „wir wollten ja auch die ganze Umgegend zusammenbitten, aber Wladimir Andrejwitsch wollt's nicht haben. Glaubt ja nicht, daß es uns an etwas gebricht; wir haben Alles

vollauf. Zum wenigsten, da wir nicht mehr Leute sind, soll's unsern lieben Gästen an nichts fehlen ..."

Dies lockende Versprechen und die Hoffnung einen guten Kuchen vorzufinden, ließ die Gesellschaft ihre Schritte beschleunigen und so langten sie wohlbehalten im Herrnhause an, wo schon der Tisch gedeckt stand und der Branntwein ihrer wartete.

Indessen hatte Wladimir den Wald durchstreift und suchte durch rastlose Bewegung das tiefe Herzleid zu betäuben. Er gab nicht Acht auf den Weg, die Zweige schlugen ihm ins Gesicht, oft gerieth er in Sumpf und Moor; doch er eilte rastlos weiter. Endlich gelangte er in einen Hohlweg, der von allen Seiten mit Wald umgeben war; ein Bächlein wand sich schweigend längs den kahlen Bäumen hin. Wladimir warf sich auf den kalten Rasen hin und Gedanken, einer schwärzer als der andere, durchzogen sein Gemüth. Schwer fühlte er seine Verlassenheit und die Zukunft erschien ihm mit finstern Wolken umzogen. Der Zwiespalt mit Trojekuroff weissagte ihm neues Unglück. Seine geringe Habe konnte in fremde Hände gerathen und dann war er ein Bettler. Lange saß er unbeweglich da und schaute dem Spiel des Wässerchens zu, wie es die verwelkten Blätter mit fortriß und — lebhaft stand ihm hier das Bild des eigenen Lebens vor Augen, ein

getreues, allgewöhnliches Bild. Endlich bemerkte er, daß es dunkel wurde, er erhob sich und suchte den Weg aus dem Walde zu finden, doch er irrte lange in der Wildniß umher, bis es ihm zuletzt gelang, einen Pfad zu finden, der nach Hause führte ... Der Pfaffe mit Gefolge kam ihm entgegen, das schien ihm nichts Gutes zu weissagen. Dubroffsky ging auf die Seite und verbarg sich hinter den Bäumen. Die Vorübergehenden bemerkten ihn nicht und fuhren im eifrigen Gespräch fort: „Fliehe das Böse und thue das Gute," sprach der Geistliche zu seiner Frau, „dort ist unsers Bleibens nicht ... was kümmert's uns, welchen Ausgang die Sache haben wird." — Die Frau gab ihm etwas zur Antwort, das Wladimir überhörte.

Als er sich dem Hause näherte, sah er einen großen Zusammenlauf, der Hof wimmelte von Bauern und Gesinde. Schon von weitem hörte Wladimir ein ungewöhnliches Gemurmel und Gerede. Vor dem Schuppen standen zwei dreispännige Britschken. Auf den Eingangsstufen bemerkte er einige fremde Menschen in Uniformoberröcken, die das Haus betrachteten.

„Was soll das heißen?" fragte er unwillig den alten Anton, der ihm entgegen kam. „Wer sind die Leute und was wollen sie?"

„Ach, lieber Herr," keuchte der Alte, „das Gericht

ist herübergekommen. Man will uns an Trojekuroff abgeben und unserer guten Herrschaft abnehmen!"

Wladimir ließ den Kopf sinken, die Leute umstanden in schweigendem Mitleid ihren armen Herrn. Endlich schrie einer: „Unser Wohlthäter, wir wollen keinen andern Herrn, als Dich, wir verlassen Dich nicht!" Die Anderen stürzten hinzu und küßten ihm Hände und Kleider. Wladimir blickte sie gerührt an, ein schmerzliches Gefühl bedrückte sein Herz. „Bleibt ruhig," sprach er, „ich will mit den Gerichtsbeamten sprechen." — Rede mit ihnen," rief der Haufen, „und erbarme Dich der Unglücklichen!" — Wladimir schritt auf die Beamten zu. Schabaschkin, die Mütze auf dem Kopfe, stand mit eingestemmten Armen da und blickte mit hochmüthigem Trotz um sich her. Der Kreishauptmann, ein langer wohlbeleibter Mann von ungefähr 50 Jahren, mit feuerrothem Gesicht und langem Schnurrbart, krächzte wie ein Rabe, als er Dubroffsky herankommen sah und begann mit heiserer Stimme: „Somit wiederhole ich Euch zum andern Male, was ich schon gesagt habe: Nach richterlicher Entscheidung des ***schen Bezirksgerichts gehört Ihr von heute an Herrn Kyrill Petrowitsch Trojekuroff, dessen Person hier Herr Schabaschkin vertritt. Gehorcht ihm in Allem, was er Euch anbefiehlt, und je mehr ihr ihn lieben und

ehren werdet, desto mehr wird er sein Wohlgefallen an Euch haben!" — Bei diesem verbrauchten Scherz fing der Hauptmann an aufzulachen, Schabaschkin und seine Gesellen stimmten ein. Wladimir glühte vor Zorn und Unwillen.

„Erlauben Sie mir zu fragen, was das heißen soll?" fragte er den aufgeräumten Schnurrbart mit verstelltem Gleichmuth.

„Das heißt soviel," erwiederte der Witzbold, „daß wir hierhergekommen, um Herrn Kyrill Petrowitsch Trojekuroff in sein Besitzthum einzuführen und daß wir jeden Dritten ersuchen, sich in Gottes Namen aus dem Staube zu machen."

„Mir scheint's, Sie hätten füglich dies eher mir, als meinen Bauern anzeigen sollen, und dem Gutsbesitzer schuldigermaßen...

„Ei," fiel ihm Schabaschkin frech in die Rede, „was da, der ehemalige Gutsbesitzer Andrej Gawrilowitsch Dubroffsky ist mit Tode abgegangen, wer aber bist Du denn?... Wir kennen Niemanden und wollen Niemanden kennen...

„Euer Gestrengen, 's ist unser junger Herr!" schrie eine Stimme aus dem Haufen.

„Wer wagt dort 's Maul aufzuthun?" schrie drohend

der Kreishauptmann. „Was für'n Herr? Euer Herr ist Kyrill Petrowitsch Trojekuroff — hört ihr's, ihr Lümmel!“

„Ei das wäre!“ sprach dieselbe Stimme.

„'s is 'ne Verschwörung!“ brüllte der Hauptmann, „he, Schulze, herbei!“

Der Schulz trat vor.

„Such' mir gleich 'mal den heraus, der sich's unterstanden hat, mich anzureden, ich will ihn schon ...!“

Der Schulz wendete sich zu dem Haufen und fragte, wer gesprochen habe. Alle schwiegen. Bald erhob sich in den hintersten Reihen ein Gemurmel, das immer stärker wurde und zuletzt in ein lautes Getöse ausbrach. Der Kreishauptmann stimmte seinen Ton etwas herab und wollte ihnen zureden ...

„Was macht ihr da langes Federlesen, Kinder,“ schrien mehrere Stimmen, „packt den Kerl ...“ und der Haufe drang vorwärts. Schabaschkin sammt seinen Begleitern retirirte sich ins Vorhaus und warf die Thür hinter sich zu. —

‚Schlagt die Thür ein,“ schrie dieselbe Stimme und der Haufe drängte sich nach dem Eingang.

„Halt!“ schrie Dubroffsky mit Donnerstimme: „Thoren, wollt Ihr mich und Euch ins Unglück stürzen?

Macht, daß ihr nach Hause kommt und laßt mich in Ruhe! Fürchtet nichts, unser Kaiser ist gnädig, ich will seine Hülfe anflehen; er wird uns kein Unrecht thun lassen, wir sind alle seine Kinder... Wie soll er uns aber beistehen, wenn Ihr Euch zusammenrottet und Frevelthaten begeht?..."

Dubroffsky's Worte, seine kräftige Stimme und imponirender Blick brachten die gewünschte Wirkung hervor. Die Leute beruhigten sich und gingen auseinander, der Hof wurde leer. Wladimir ging traurig die Stufen hinauf, Schabaschkin öffnete die Thür und wollte mit demüthigen Bücklingen ihm für sein großmüthiges Verfahren danken. Wladimir hörte ihn mit verächtlicher Miene an und sagte kein Wort.

„Wir haben beschlossen," fuhr der Assessor fort, „mit Ihrer Erlaubniß hier zu übernachten, 's wird schon dunkel und ihre Bauern könnten uns unterwegs überfallen. Haben Sie die Gewogenheit und befehlen Sie, daß man uns nur eine Streu im Gastzimmer macht, mit Tagesanbruch fahren wir wieder nach Hause."

„Macht, was Ihr wollt, erwiederte Dubroffsky trocken, „ich bin ja nicht mehr Herr hier im Hause."

Mit diesen Worten ging er ins Zimmer seines Vaters und schloß die Thüre hinter sich ab. —

Sechstes Kapitel.

„— Und so ist Alles vorbei!“ rief Wladimir. „Heut’ Morgen hatte ich noch einen Winkel für mich und ein Stück Brod, und am nächsten Tage muß ich das Haus verlassen, wo ich geboren bin. Das Stückchen Landes, wo mein Vater ruht, wird jenem Schurken gehören, dem Urheber seines Todes und meines Elends!“ — Wladimir knirschte mit den Zähnen; seine Augen blieben lange auf dem Bilde seiner Mutter haften. „Und das Bild,“ fuhr er fort, „verbleibt dem Feinde meines Hauses, vielleicht wirds zu altem Gerull in die Rumpelkammer geworfen oder im Vorzimmer aufgehangen, eine Zielscheibe des frechen Spottes seines Jagdgesindes; in ihrem Schlafzimmer, im Gemach, wo mein Vater starb, siedelt sich sein Verwalter ein oder bringt er seinen Harem unter — nein, auch ihm soll die Hütte nicht verbleiben, aus der er mich vertreibt!“ — In diesem Augenblicke drang der Lärm, den die ungebetenen Gäste machten, an sein Ohr und weckte ihn unangenehm aus seinen trüben Gedanken. Das Gesindel spielte den Herrn, forderte dies und jenes; endlich ward alles still. Ein schrecklicher Gedanke tauchte in Wladimir’s Geiste auf .... Er öffnete Kommoden und

Schränke und durchsuchte die Papiere des Verstorbenen. Sie bestanden größtentheils in Wirthschaftsrechnungen und dergleichen. Wladimir zerriß Alles, ohne viel durchzulesen. Unter andern Papieren fand er ein Paket mit der Aufschrift: Briefe meiner Frau. In tiefer Bewegung öffnete er das Paket. Sie waren zur Zeit des türkischen Feldzugs geschrieben und aus Kistenoffka ins Lager adressirt. In den meisten Briefen schilderte sie ihm ihr ländliches Leben und häusliche Geschäfte; mit Zärtlichkeit beklagte sie die Trennung und erwartete sehnsuchtsvoll die Rückkehr des geliebten Gatten. In einem theilte sie ihm ihre Besorgnisse wegen der Gesundheit des kleinen Wladimir mit, in einem andern freute sie sich über seinen frühzeitigen Verstand und verhieß ihm eine glückliche und glänzende Zukunft. Wladimir las immer fort, und versenkt in diese heilige Welt des Familienstilllebens bemerkte er nicht, wie die Zeit verstrich .... die Wanduhr schlug elf. Hastig steckte er das Paket in seine Tasche, ergriff das Licht und trat aus dem Kabinet. Die Gäste schliefen im Saale auf Stroh; auf dem Tische standen leere Gläser und ein starker Rumgeruch erfüllte das Gemach. Wladimir wendete sich mit Widerwillen ab und trat ins Vorzimmer. Hier herrschte tiefe Dunkelheit. Als er mit dem Lichte heraustrat, schien's als verberge sich Jemand im Winkel. Wla-

dimir näherte sich der Stelle und erkannte den Schmied Archipp.

„Was hast Du hier zu suchen," fragte er bestürzt.

„Ich dachte .... ich wollte .... nachsehen, ob Alle zu Hause wären ...." erwiderte der Schmied leise stotternd.

„Und wozu hast Du das Beil?"

„Das Beil da .... wozu? Kann unser einer sich denn ohne Beil' rauswagen? Das Schreiberpack ist so unverschämt .... das ist's eben ...."

„Du bist betrunken, gib das Beil her und scher' Dich ins Bett."

„Betrunken, Herr! Gott weiß 's, 's ist nicht ein Tropfen über meine Lippen gekommen .... Und wer denkt noch an Branntwein? Wir wissen's schon, das Gerichtsvolk will uns in die Hände kriegen und unsern Herrn von Haus und Hof jagen .... Wie die Bestien schnarchen ... ich wollte sie Alle mit einem Male — — und fort in den Teich!" —

Dubroffsky runzelte die Stirn.

„Höre, Archipp," begann er nach einigem Nachdenken, „laß ab von Deinem bösen Vorhaben .... die Leute sind nicht Schuld. Stecke die Laterne an und folge mir nach."

Archipp nahm das Licht aus Dubroffskys Hand, suchte die Laterne hinterm Ofen und Beide schlichen leise

die Stufen hinab auf den Hof. Der Wächter schlug auf die eiserne Platte am Thor, zum Zeichen, daß er wach sei, — die Hunde bellten. „Legt euch schlafen," rief Dubroffsky, „und macht, daß ihr nach Hause kommt, wir brauchen euch hier nicht mehr." Die Fröhner, welche die Wache auf dem Herrnhof hatten, ließen sich das nicht zum zweiten Mal sagen ....

Dubroffsky ging weiter. Zwei Männergestalten riefen ihn an. Dubroffsky erkannte Anton und Grischka an der Stimme.

„Wozu seid ihr noch wach?" fragte er barsch.

„Ach, lieber Herr," sagte der alte Anton traurig, „wie sollten wir schlafen! Daß wir so was erleben müssen .... wer hätte das gedacht! ...."

„Still," unterbrach ihn Dubroffsky, „wo ist Jegorowna?"

„In ihrer Kammer im Herrnhause," sagte Grischka.

„Geh', hole sie her und schaff' mir alle unsere Leute aus dem Hause, daß keine Seele drin bleibt, außer den Beamten .... Du, Anton, spanne die Britschke an."

Grischka ging und kam alsbald mit der Alten wieder, die noch unentkleidet war. Außer den Gästen hatte Niemand ein Auge zugethan.

„Sind Alle hier beisammen?" fragte Dubroffsky.

„Alle, bis auf die Schreiber," flüsterte Grischka.

„Bringt Heu und Stroh herbei," sagte Dubroffsky.

Die Leute liefen fort und kamen bald mit großen Heubündeln zurück.

„Unter die Treppe ins Vorderhaus .... So ist's recht! Nun Feuer her, Kinder!" — Archipp öffnete die Laterne, Dubroffsky zündete einen Kienspan an. „Halt," sagte er sich besinnend zu Archipp, „ich glaube, ich hab' in der Eile vergessen, die Eingangsthüre aufzumachen, geh' schnell und mach' sie auf!"

Archipp lief nach dem Vorzimmer .... Die Thüre fand er offen. Er aber schloß sie zu, warf den Schlüssel weg und murmelte halblaut: „Ei warum nicht gar aufmachen?" Drauf kehrte er zu Dubroffsky zurück. Dieser hielt den angebrannten Span an das Heu, die Flamme loderte auf und erhellte den ganzen Hof.

„Ach du mein Gott," kreischte Jegorowna, „was hast Du vor, Wladimir Andrejwitsch!"

„Schweig!" rief Dubroffsky, ... „lebt wohl, Kinder, lebt wohl," fügte er hinzu, „Gott sei mit euch Allen; seid glücklich unter eurem neuen Herrn!"

„Unser Beschützer, unser Väterchen," heulten die Leute, „wir wollen mit Dir sterben, laß uns mit Dir gehn!"

Dubroffsky stieg mit Grischka in die bereit gehaltene Britschka, Anton hieb auf die Pferde, im Nu waren sie aus der Pforte und den Leuten aus dem Gesicht.

Die Flamme schlug in wenigen Augenblicken über dem hölzernen Wohnhäuschen zusammen. Die Decken brachen mit Geprassel ein, brennende Balken stürzten hernieder, ein rother Dampf wirbelte aus den Dachlucken, nur zuweilen hörte man dumpfes Aechzen und das Wehegeschrei „Hülfe, Hülfe!"

„Ei warum nicht gar!" murmelte Archipp mit tückischem Lächeln und starrte mit heimlicher Freude in die Flammen.

„Herzensarchipp," flehte Jegorowna, „rette die elenden Leute, Gott wird Dir's lohnen!"

„Ei warum nicht gar!" brummte der Schmied.

In diesem Augenblicke zeigten sich Gesichter am Fenster — sie wurden eingeschlagen, ein furchtbares Geheul durchgellte den Hof — da stürzte das Dach mit ungeheurem Krachen ein, die Flamme schlug über Schutt und Staub in die Höhe und — — Alles wurde still.

Bald liefen alle Bauern des Dorfes auf dem Hofe zusammen, die Weiber suchten ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, die Kinder jubelten und freuten sich über die hellen Flammen. Schon trieb der Wind die

Funken auf die Nachbarhütten — die Bauerhäuser fingen an zu brennen.

„So ist's recht! .... Jetzt ist Alles gut!" sagte Archipp, „'s muß sich schön mit ansehn von Pakroffsky aus!"

Eine Katze zeigte sich auf dem brennenden Scheunendach und schien unschlüssig, wohin sie springen sollte, da ringsum die Flammen aufschlugen. Das Thier schrie auf's Kläglichste, die Kinder auf dem Hofe weideten sich an seiner Todesqual und lachten laut auf: „Was habt ihr zu lachen, Teufelsbrut," rief der Schmied zornig, „ihr Unbarmherzigen habt noch eure Freude dran, wenn das Geschöpf des Herrn umkommt!" Dabei setzte er die Leiter ans brennende Dach und stieg hinauf. Das arme Thier merkte seine Absicht und hackte sich hastig an seinen Aermel. Stark verbrannt sprang der Schmied mit seiner Beute von der Leiter.

„Nun lebt wohl, Kinder," rief er dem bestürzten Haufen zu, „ich habe hier nichts mehr zu suchen, seid glücklich und denkt meiner nicht im Bösen!" —

Der Schmied verschwand, das Feuer wüthete noch einige Zeit fort. Endlich ließ die Flamme nach, nur die Kohlenglut glimmte noch hell durch den Dampf und das Nachtdunkel, und ringsumher standen die abgebrannten Einwohner von Kistenoffka.

Siebentes Kapitel.

Am folgenden Tage verbreitete sich die Nachricht von der Feuersbrunst in der ganzen Umgegend. Die verschiedenartigsten Muthmaßungen gingen darüber im Volke umher. Einige versicherten, daß Dubroffsky's Leute sich beim Begräbniß betrunken und das Haus aus Unvorsichtigkeit angezündet hätten, andere schoben die Schuld auf die Beamten, die bei der Uebergabe zu stark gezecht, viele erzählten auch, daß Dubroffsky selbst sammt Knechten und Gerichtspersonen in den Flammen umgekommen. Nur wenige erriethen die Wahrheit und zischelten sich ins Ohr, daß der Urheber des schrecklichen Unglücks kein andrer sei — als der eigentliche Erbe von Kistenoffka. Trojekuroff erschien im Verlauf des Tages auf der Brandstätte und stellte selbst die weitern Nachforschungen an. Es ergab sich, daß der Kreishauptmann, der Assessor des Landgerichts, ein Sachwalter und ein Schreiber, ferner Wladimir Dubroffsky, die alte Jegorowna, der Hofknecht Grigori Grischka, der Kutscher Anton und der Schmid Archipp verschwunden seien, — wohin, war unbekannt. Die Bauern sagten aus, daß die Gerichtspersonen verbrannt wären, als das Dach zusammengestürzt sei. Ihre von

den Flammen geschwärzten Leichname wurden unter dem Schutt hervorgezogen. Die Wächter sagten aus, daß sie Dubroffsky und den Schmied Archipp wenige Minuten vor dem Brande gesehn. Aus allen Andeutungen ging hervor, daß der Schmid Archipp noch am Leben und der Hauptanstifter, wenn auch nicht der einzige, des Brandes sei. Auf Dubroffsky ruhte gleich starker Verdacht. Kyrill Petrowitsch fertigte einen umständlichen Bericht über das ganze Ereigniß an den Gouverneur ab und die Sache ward wie gewöhnlich in die Länge gezogen, um zuletzt ganz einzuschlafen.

Bald gaben andere Gerüchte Stoff für die Neugierigen und Schwätzer. Es zeigten sich Räuber und verbreiteten Schrecken in der ganzen Umgegend. Die Maßregeln, welche man gegen sie nahm, blieben unzulänglich. Straßenraub und Frevel allerlei Art, einer kühner als der andere, erschreckte die ganze Umgegend. Weder auf der Landstraße, noch in den Dörfern war man vor Ueberfall sicher. In leichten Brischken jagten die Räuber am hellen Tage durchs Land, hielten Posten und Reisende an, plünderten die Edelleute auf ihren Landsitzen und steckten die letztern in Brand. Vom Anführer der Bande, seinem Verstande, seiner Kühnheit und einer gewissen Großmuth, die ihm eigen sein sollte, erzählte man sich Wunder. Der Name

Dubroffsky war in aller Munde und Jedermann überzeugt, daß er und kein Anderer an der Spitze der kühnen Frevler stand. Nur Eins nahm Wunder: Trojekuroffs Landsitz blieb verschont, keine Scheuer ward bei ihm geleert, kein Wagen ihm angehalten. Mit seiner gewöhnlichen Hoffart schrieb Trojekuroff dies nur der Furcht zu, welche sein Name der ganzen Umgegend einflöße, sowie der besonders guten Polizei, die er auf seinen Gütern habe. Anfangs spottete man über Trojekuroffs Hochmuth und war mit jedem Tage gewärtig, die ungebetnen Gäste würden Pakroffsky heimsuchen, wo sich reiche Beute für sie vorfand; doch am Ende war man genöthigt, Trojekuroff Recht zu geben und einzugestehen, daß sogar die Räuber ihm eine unbegreifliche Ehrfurcht bezeigten. Trojekuroff triumphirte, und bei jeder Nachricht von einem abermaligen Raube, den Dubroffsky ausgeführt, ließ er seinen Spott über den Gouverneur, die Kreishauptleute und Regimentskommandeurs aus, denen Dubroffsky immer mit heiler Haut entschlüpfte.

So kam der 1ste Oktober heran, der Namenstag des Kirchenheiligen und Schutzpatrons von Pakroffsky.

Achtes Kapitel.

Die einzige Tochter Trojekuroffs stand um diese Zeit im 17ten Jahre und in der vollen Blüthe ihrer Schönheit. Ihr Vater liebte sie über alle Maßen, und wenn er seine wunderlichen Launen auch an ihr ausließ, so kam er doch oft ihren leisesten Wünschen zuvor, oft wenn er durch harte, ja rohe Behandlung ihr eben erst wehe gethan. Von ihrer Anhänglichkeit vollkommen überzeugt, vermochte er doch nie ihr Zutrauen zu gewinnen. Sie hatte sich gewöhnt, Gedanken und Gefühle vor ihrem Vater zu verbergen, da sie niemals mit Sicherheit vorauswissen konnte, welche Aufnahme denselben zu Theil werden konnte. Ohne Freundin wuchs sie beinahe in Einsamkeit auf. Die Frauen und Töchter der Nachbarn kamen selten in das Haus Trojekuroffs, dessen Gespräche und Belustigungen nur die Gegenwärt der Männer vertrugen. Die eigne Tochter erschien nur selten bei den Gastgelagen des Vaters. Eine bedeutende Bibliothek, zum großen Theil aus den Werken der französischen Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts bestehend, war ganz ihrer Verfügung anheimgegeben. Ihr Vater, der niemals ein anderes Buch in die Hände nahm, als die „Perfekte Köchin", konnte ihr bei der Aus-

wahl der Lectüre nicht zur Hand gehen, und Marie, nachdem sie Bücher jeder Gattung durchblättert, blieb natürlicher Weise bei den Romanen stehen. Solchergestalt vervollständigte sie ihre Erziehung, die ehemals unter Anleitung der Demoiselle Michaud begonnen hatte. Besagter Mlle. Michaud hatte Trojekuroff das vollkommenste Zutrauen und ein solches Wohlwollen geschenkt, daß er am Ende genöthigt war, sie heimlich nach einem andern Landsitz zu befördern, als die Folgen dieses freundschaftlichen Verhältnisses allzu sichtbar wurden. Mlle. Michaud hinterließ ein ziemlich freundliches Andenken. Sie war eine herzlich gute Person und benutzte den Einfluß, den sie sichtbar auf den Hausherrn äußerte, nie zum Bösen, wodurch sie sich von der großen Anzahl ihrer Nebenbuhlerinnen rühmlich unterschied. Selbst Trojekuroff liebte sie dem Anschein nach mehr, als andere; auch wurde ein krausköpfiger Bube, ein neunjähriger Taugenichts, im Hause erzogen und für seinen Sohn gehalten, obschon eine Menge barfüßiger Lümmel, die dem Hausherrn glichen wie ein Tropfen Wasser dem andern, auf dem Hofe herumliefen und mit zum Hausgesinde zählten. Bald verschrieb Kyrill Petrowitsch aus Moskau einen französischen Gouverneur für den kleinen Sascha. Dieser Letztere kam grade kurze Zeit nach den erwähnten Raubanfällen in

Pakroffsky an. Er gefiel dem Hausherrn ungemein durch sein angenehmes Aeußere und schlichtes Benehmen. Kyrill warf einen Blick auf die Zeugnisse und den Brief seines Verwandten, der den jungen Menschen als Gouverneur empfahl; nur mit der Jugend des Ankömmlings schien er nicht ganz zufrieden. Nicht etwa, daß er der Meinung gewesen wäre, jener liebenswürdige Fehler sei vereinbar mit jener Geduld und Erfahrung, welche der Beruf des Lehrers erfordert — Kyrill Petrowitsch hatte ganz andere Zweifel, und er beschloß, dem jungen Franzosen dieselben ohne Weiteres mitzutheilen. Zu diesem Behuf ließ er sofort seine Tochter holen, um ihm als Dollmetscher bei dem Franzosen zu dienen, da er selbst nicht Französisch verstand.

„Komm' her, Marie," begann er, „und sage dem Musje, daß ich ihn annehmen will, nur unter der Condition, daß er sich nicht untersteht, meinen Mädels nachzulaufen, sonst soll den Hundekerl ein heil'ges Kreuzdonnerwetter erschlagen .... übersetz ihm dies mal, Mascha!"

Marie ward bis über die Ohren roth und zu dem Lehrer gewendet, sagte sie ihm in gutem Französisch, daß der Vater Bescheidenheit und gute Aufführung von ihm erwarte.

Der Franzose verbeugte sich und erwiederte: er hoffe

wenigstens seine Achtung zu verdienen, wenn er auch sein Wohlwollen nicht zu gewinnen sich schmeicheln dürfe.

Marie übersetzte Alles Wort für Wort.

„Gut, gut," sagte Trojekuroff, „er braucht weder Achtung noch Wohlwollen, 's handelt sich hier nur um Sascha und daß er diesen schreiben, lesen und die Geographie lehrt .... das ist Alles .... übersetz' ihm das!"

Das Mädchen milderte die groben Ausdrücke in der Rede ihres Vaters und somit ward der Franzose entlassen und ihm sein Zimmer im Seitengebäude angewiesen.

Marie, die mit den Vorurtheilen der Aristokratie aufgezogen war, schenkte dem neuen Hausgenossen nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Ein Lehrer war für sie eine Art von Diener, Arbeiter oder Handwerksmann, und dergleichen Leute zählte sie nicht zu den Männern. Auch bemerkte sie weder den Eindruck, den sie auf Mr. Desorges hervorgebracht, noch seine Verlegenheit, sein Zittern und ein gewisse Veränderung in der Stimme, wenn er ihr in den Weg kam. Später begegnete sie ihm mehrere Tage nach einander, ohne ihm nur einen Blick zuzuwerfen. Unerwarteter Weise erhielt sie jedoch eine andere Meinung von dem Monsieur.

Auf Trojekuroffs Hofe wurden gewöhnlich einige junge Bären aufgezogen und machten eine der Hauptbelustigun-

gen des Edelmannes aus. So lange sie klein waren, wurden die Bären fast tagtäglich ins Gastzimmer gebracht, wo er stundenlang mit ihnen herumtobte und sie mit Katzen und Hunden zusammenhetzte. Wuchsen sie heran, so legte man sie an die Kette, in Erwartung einer wirklichen Bärenhatz. Zuweilen führte man sie auch unter das Fenster des Herrenhauses und rollte ihnen ein leeres Weinfaß zu, das inwendig mit starken Nägeln ausgeschlagen war; der Bär beroch Anfangs das Faß und streckte dann ganz sacht seine Tatze aus, fuhr aber, von den Nägeln verletzt, alsbald brummend zurück; er steckte die Tatze noch tiefer hinein, und noch stärker verwundet ward er immer ungeberdiger. Zuletzt gerieth er völlig in Wuth, warf sich mit Geheul auf das Faß, bis man der armen Bestie endlich den Gegenstand des vergeblichen Ingrimms wegnahm. Zuweilen spannte man ein Paar Bären an die Britschka, wohl oder übel mußten sich einige von den Gästen einsetzen, dann ließ man die Kette aus den Händen und die Bestien los ins Weite. Herr Trojekuroff wollte sich bei solchen Stückchen ausschütten vor Lachen. Eines der Besten war aber wohl das Folgende:

Ein ausgehungerter Bär ward in ein leeres Zimmer gebracht und daselbst mittelst eines Seils an einen in der Mauer befestigten Ring angebunden. Der Strick war fast

so lang wie das Zimmer, jedoch so, daß nur der gegenüberliegende entfernte Winkel vor dem Anfall der furchtbaren Bestie sicher stellen konnte. Man führte gewöhnlich unter irgend einem Vorwande einen Neuling in das Zimmer und stieß ihn hinein, worauf schnell die Thür hinter ihm abgeschlossen und das unglückliche Opfer mit dem zottigen Einsiedler allein gelassen ward. Der beklagenswerthe Gast mit abgerissenem Rockschoß, oft schon die Krallen seines Genossen im Nacken fühlend, suchte schnell den sichern Winkel auf, wo er zuweilen ganze Stunden lang, dicht an die Wand gepreßt, zusehen mußte, wie das ingrimmige Thier zwei Schritte vor ihm herumsprang, sich kerzengrad' bäumte und an der Kette zerrte, um den Feind zu erreichen. Einige Tage nach des Lehrers Ankunft dachte Trojekuroff sich den Spaß mit ihm zu machen und ihm das Bärengemach zu zeigen. Eines Morgens ließ er den Franzosen rufen und führte ihn selbst in den dunklen Korridor; plötzlich flogen die Flügelthüren auf, Deforges ward, ehe er zur Besinnung kam, von zwei Bedienten hineingestoßen und die Thür eiligst verschlossen. Als er etwas zur Besinnung kam, sah er den Bär im Winkel liegen. Dieser roch den Gast von Weitem, schnaubte, stellte sich auf die Hinterfüße und schritt auf den Feind los. Deforges behielt seine Geistesgegenwart und blieb

ruhig stehn. Der Bär näherte sich erst langsam — als er noch wenige Schritte entfernt war, griff Deforges schnell nach einem Terzerol, das er aus der Tasche gezogen, trat auf die Seite, zielte der Bestie ins Ohr und drückte los. Der Bär stürzte zusammen. Alles lief herzu, die Thür' ward aufgerissen und Kyrill Petrowitsch trat ein, bestürzt über die Entwicklung seines Späßchens.

Sofort wollte er Aufklärung über die Sache haben. Wer hatte den Franzosen vor dem Scherze gewarnt oder weshalb trug er ein geladenes Pistol in der Tasche?

Marie ward herbeigeholt. Sie kam und verdollmetschte die Fragen ihres Vaters.

„Ich wußte kein Wort von dem Bären," antwortete Deforges ruhig, „doch trage ich immer ein Pistol in der Tasche, weil ich nicht gesonnen bin, Beleidigungen hinzunehmen, für die ich in meiner Stellung keine Genugthuung fordern darf."

Marie blickte ihn verwundert an und übersetzte seine Rede. Kyrill Petrowitsch erwiderte kein Wort, befahl den todten Bären herauszuschleppen und ihm das Fell abzuziehn, dann sagte er, zu seinen Leuten gewendet: „Ein richtiger Bursche .... weiß der Teufel, er hat sich nicht gefürchtet." Von diesem Augenblicke an schätzte er Deforges und dachte nicht mehr, ihn auf die Probe zu stellen.

Auf Marien machte der Vorfall einen noch stärkern Eindruck. Die Sache kam ihr nicht aus dem Sinne: überall sah sie den getödteten Bären und Deforges ruhig dabeistehen und ihr gleichgültig Red' und Antwort geben. Sie fand, daß Muth und stolzes Selbstgefühl nicht blos das ausschließliche Eigenthum eines Standes sei, und sie fing seit jenem Tage an dem jungen Lehrer eine Achtung zu bezeugen, die von Stunde zu Stunde merklicher ward. Zwischen ihnen entspann sich indessen noch ein anderer Verkehr. Marie hatte eine Stimme und nicht geringe Anlage zur Musik und Desforges erhielt den Auftrag, ihr Unterricht zu ertheilen. Mariens Zuneigung zu dem Franzosen wuchs immer mehr, obschon sie sichs selbst noch nicht eingestehen mochte.

Neuntes Kapitel.

Am Vorabend des erwähnten Festtages kamen die Gäste herzugefahren. Einige wurden im Herrschaftshause und den Seitengebäuden, andere beim Verwalter untergebracht, mehrere beim Geistlichen und bei den bemittelteren

Bauern. Die Ställe waren vollgepfropft mit den Pferden der Reisenden, Hof und Schuppen mit den verschiedenen Equipagen versperrt. Um neun Uhr Morgens ward zur Messe geläutet. Alle zogen nach der neuen steinernen Kirche, die Kyrill Petrowitsch hatte bauen lassen und die er alljährlich mit neuen Spenden bereicherte und schmückte. Es hatte sich eine so große Menge vornehmer Beter versammelt, daß die Bauern kein Unterkommen in der Kirche finden konnten und sich an die Kirchthür und Mauer hinstellen mußten. Die Messe sollte beginnen: man wartete nur noch auf Kyrill Petrowitsch. Bald kam er in einer prächtigen Kalesche mit sechs Hengsten bespannt angefahren und feierlich schritt er an der Seite Mariens nach seinem Platze. Aller Blicke waren Marien zugewendet — die Männer bewunderten ihre Reize, die Frauen musterten ihren Putz. Jetzt stimmten die Sänger aus Trojekuroffs Hauskapelle auf dem Chore ihren Gesang an; Kyrill Petrowitsch fiel von Zeit zu Zeit mit ein, betete andächtig, ohne sich rechts oder links umzuschauen und mit stolzer Demuth bückte er sich bis zur Erde, wenn der Diakon mit verstärkter Stimme des „Begründers dieses Heiligthums" gedachte.

Die Messe war vorüber; Kyrill Petrowitsch küßte zuerst das Kreuz. — Nach der Kirche waren alle Anwesende

zur Tafel geladen. Der ganze Haufe umschwärmte den mächtigen Edelmann, die Nachbarn traten ehrerbietig zu ihm heran, die Damen umringten Marien. Trojekuroff ging hinweg, grüßte rechts und links, setzte sich in die Kalesche und fuhr nach Hause. Der ganze Schwarm eilte hinterdrein.

Die Zimmer waren angefüllt mit Gästen, jeden Augenblick zeigte sich ein neues Gesicht und kaum vermochte man sich zu dem Herrn vom Hause heranzudrängen. Die Frauen ließen sich ehrbar im Halbkreis nieder, die Männer umschwärmten den Tisch, der mit Kaviar und Liqueur's besetzt war, und machten ein betäubendes Geräusch. Im Speisesale ward ein Tisch von 80 Couverts gedeckt, die Diener liefen geschäftig hin und her, pflanzten die Bouteillen und Krystallflaschen auf und zupften am Tischtuch. Endlich rief der Haushofmeister mit vernehmlicher Stimme: „'s ist aufgetragen!" und Kyrill Petrowitsch schritt zuerst nach seinem Platze, hinter ihm drein die Damen, welche unter Beobachtung des Vorrangs mit wichtiger Miene ihre Plätze einnahmen, während die Mädchen im Gedränge einander anstießen und wie eine furchtsame Herde Zicklein — ihnen gegenüber die Männer — sich alle zusammensetzten. Am Ende der Tafel nahm Deforges neben dem kleinen Sascha Platz.

Die Diener gaben die Speisen den Gästen nach dem Range herum und behalfen sich in zweifelhaften Fällen mit Lavaterschen Hypothesen, obwohl immer gerade irrthümlicher Weise, Kyrill Petrowitsch überschaute heitern Muthes seine Tafel und genoß in vollkommnem Maaße das Glück des Gastgebers. Plötzlich hörte man eine Kalesche in den Hof rollen. „Wer ist das?" fragte der Hausherr. Ein Diener ging und brachte die Meldung. Die Thür ging auf und — Herr Anton Paphnutowitsch Spitzun, ein dicker Mann von 50 Jahren mit rundem blatternarbigem Gesicht und dreifachem Unterkinn wälzte sich in den Saal. Er bückte sich rechts und links, lächelte und stammelte Entschuldigungsphrasen.

„Ein Couvert her!" schrie Kyrill Petrowitsch; „bitte schönstens, Anton Paphnutowitsch, setz' Dich her und erkläre uns, was das heißen soll: bist nicht bei mir in die Messe und obendrein zu spät zu Tisch gekommen? .... Das sieht Dir gar nicht ähnlich, Du bist sonst ein gottesfürchtiger Mensch und iß't gern 'was Gutes?"

„Bitte um Vergebung," schnarrte Anton Paphnutitsch und band sich die Serviette im obersten Knopfloch des gelben Nankinrocks fest, „bitt' um Verzeihung, Freund Kyrill Petrowitsch, ich hatte mich bei Zeiten auf den Weg gemacht, kaum war ich aber zehn Werst vom Hause,

brr! da bricht die Schiene am Vorderrade mitten entzwei ... was ist zu machen! Zum Glück war's nicht weit von einem Dorfe ... Ehe wir den Wagen fortbrachten, den Schmied aufgesucht und Alles so halb und halb in Stand gesetzt hatten, waren drei richtige Stunden vergangen ... was war zu machen! Den nächsten Weg zu nehmen, durch den Kistenoffker Wald getraute ich mich nicht und machte lieber den Umweg ... war nichts zu machen!"

„Hä, hä!" spottete der Hausherr, „Du scheinst mir eben kein großer Held ... was hast Du denn zu fürchten?"

„Ei wie denn, Kyrill Petrowitsch und den — Dubroffsky? Eh man sich's versieht, hält er einen in den Klauen. Er ist ein Kerl, der keinen ungerupft vorbeiläßt und mir zög' er, meiner Treu, das Fell doppelt vom Leibe!"

„Was hast Du denn für'n Vorzug, Bruder?" fragte Trojekuroff.

„Und der Prozeß mit dem sel'gen Andrei Gawrilowitsch?" murmelte der Dicke etwas leiser. „War ich's doch, der zu Ihrer Befriedigung, wenn auch nach Pflicht und Gewissen dargethan, daß Dubroffsky kein anderes Recht auf den Besitz von Kistenoffka habe, als Ew. Excellenz Gnade! Gott habe den Alten selig, er hat verspro-

chen, sich dafür auf seine Art bei mir abzufinden und der Junge wird sich wohl das Versprechen gemerkt haben. Bis jetzt, Gott sei's gedankt, haben sie bei mir nur 'ne Scheune ausgeleert, 's fehlte aber nicht viel, daß sie mir auch ins Haus gekommen wären ..."

„Im Hause giebts wohl vollauf Arbeit," bemerkte Kyrill Petrowitsch lächelnd, „die rothe Schatulle ist zum Brechen voll!"

„Damit sieht's schlimm aus, Herr, 's gab wohl 'ne Zeit, jetzt aber ist nichts mehr darin zu finden!"

„Nu schweig still, Anton Paphnutitsch .... Wir kennen Dich schon: wo kommt denn all' Dein Geld hin? Lebst zu Hause wie ein Schwein, giebst Niemandem ein Stück Brod, schindest Deine Bauern — und scharrst nur Alles zusammen ..."

„Sie belieben immer ihr Späßchen zu treiben," brummte der Gekränkte mit süßsaurem Lächeln in den Bart, „Gott weiß es, daß ich ein ruinirter Mensch bin!" Zu gleicher Zeit verschluckte er den bittern Scherz seines Wirthes mit einem fetten Bissen Gänseleberpastete. Kyrill Petrowitsch aber wendete sich zu dem neuen Kreishauptmann, der ihm zum ersten Male einen Besuch abstattete und am andern Ende des Tisches dicht neben Deforges saß.

„Nu, Herr Kreishauptmann," begann er in spotten-

dem Tone, „zeig' uns mal Deine Courage und fange den Dubroffsky!"

Der Angeredete ward verlegen, verneigte sich lächelnd und fing endlich an zu stottern: „Woll'n unser Möglichstes thun, Ihre Excellenz."

„Hm! Möglichstes thun... Thut lange Euer Möglichstes und wird doch immer nichts draus!"

„Das ist die reine Wahrheit, Ihre Excellenz," antwortete ganz verwirrt der Kreishauptmann.

Die Gäste lachten.

„Ich mag den Kerl wohl leiden, weil er so aufrichtig ist," meinte Trojekuroff zu seinen Nachbarn gewendet, „aber schade ist's um den sel'gen Kreishauptmann.... Wäre der nicht verbrannt, so hätten wir gewiß Ruhe im ganzen Umkreise... Aber sagt mir doch, was man von Dubroffsky hört? Wo hat man ihn nur zuletzt gesehn?"

„Bei mir ist er gewesen, Kyrill Petrowitsch," rief eine Weiberstimme, „und hat vergangenen Montag bei mir zu Mittag gegessen."

Aller Blicke wendeten sich der Sprecherin zu. Mehrere Gäste bestürmten die Wittwe Globow, den Hergang der Sache genauer zu erzählen.

„Vor allen Dingen ist zu merken," begann sie, „daß ich vor etwa drei Wochen den Verwalter mit einem Briefe

für meinen Iwan auf die Post schickte. Ich verwöhne meinen Jungen nicht und bin's auch nicht im Stande, wenn ich's gleich wollte; aber Sie wissen's ja selber, 'nen Offizier in der Garde muß man doch ordentlich nach seinem Stande erhalten, nu und ich gebe ihm mein Bischen Einkünfte zur Hälfte ab, so viel in meinen Kräften steht ... Im Briefe waren 2000 Rubel; ob mir gleich Dubrowsky dabei in den Kopf kam, dachte ich doch: 's ist nicht weit nach der Stadt, sieben Werst Alles in Allem, 's wird schon hinkommen. Ich warte und warte: Abends kommt mein Verwalter wieder, kreideweiß, abgerissen und zu Fuße. Ich fange an zu jammern: was hast Du, was haben sie Dir angethan? ... Ach, beste Frau Anna Sawischna, die Räuber haben mich ausgeplündert, hätten mich beinahe sogar todt gemacht. Dubrowsky war selber dabei, und wollte mich aufhängen, zuletzt erbarmte er sich meiner und ließ mich laufen, aber Alles hat er mir abgenommen, bis auf Pferd und Wagen .... Ich ward fast ohnmächtig; himmlischer Vater, was soll mit meinem Wanuschka werden! — dachte ich. Da half Alles nichts, ich schrieb ihm 'nen Brief, erzählte ihm Alles und schickte ihm meinen Segen ohne einen Groschen Geld. Es verging 'ne Woche und noch eine. Auf einmal kommt 'ne Kalesche in meinen Hof gefahren. Ein General, heißt's,

will mich sprechen. Ich — laß' ihn unterthänigst bitten. Kommt Euch ein Mann zu mir herein, von etwa 35 Jahren, ein schmucker Schwarzkopf mit Schnauz- und Backenbart und rekommandirt sich mir als ehemaliger Freund und Kamerad von meinem Iwan Andrejwitsch, Gott hab' ihn selig, — sagt, er wäre vorbeigefahren und hätte sich nicht enthalten können, mir einen Besuch zu machen, da er erfahren habe, daß ich hier wohne. Ich setzte ihm vor, was wir grade im Hause hatten, wir sprechen von Dem und Jenem, zuletzt kommt die Rede auf Dubroffsky. Da erzähl' ich ihm mein Herzeleid mit dem Gelde. Mein General runzelt die Stirn ... Das ist seltsam, sagt er, ich habe immer gehört, daß Dubroffsky nicht 'nen Jeden anfällt, sondern nur allbekannte reiche Kautze und mit denen theilt er noch und plündert sie nicht rein aus, aber 'nen Todtschlag kann ihm Keiner nachsagen... Steckt nicht vielleicht darunter 'ne Schelmerei? Lassen Sie mir doch den Verwalter holen .... Ich schicke nach dem Verwalter. Kaum hat der meinen General gesehen, wird der Kerl starr und steif.... Erzähl' er doch, lieber Freund, fängt der General an, wie ihn Dubroffsky geplündert und obendrein hat aufhängen wollen? Mein Verwalter zitterte am ganzen Leibe und fiel dem General zu Füßen. — Ich bin schuldig, gnäd'ger Herr, habe mich

sündlich vergangen und gelogen. — Nu wenn dem so ist, meinte der General, so erzähle Deiner Herrin, wie die Sache zugegangen ist, damit ich's anhöre ... Der Kerl war fast von Sinnen. Nu mach' nur und erzähle, wo Du Dubroffsky begegnet bist, fing der General wieder an. — Bei den zwei Erlen, gnäd'ger Herr, stotterte der Kerl. — Was hat er denn zu Dir gesagt? — Er fragte mich, wer bist Du, wohin gehst Du und weshalben? — Und hernach? — Hernach verlangte er den Brief und's Geld, und da gab ich's ihm hin. — Und was that er? — Ach, gnäd'ger Herr, ich bin schuldig ... Nu rede nur, was that er? — Er gab mir den Brief und's Geld wieder und sagte: geh' in Gottes Namen und bring's auf die Post. — Nu? — Gnade, Gnade! — Ich will Dich kriegen, Täubchen — rief der General wild und zu mir sprach er: Lassen Sie in dem Kerl seiner Lade nachsuchen und geben Sie'n nur mir in die Hände, daß ich ihn zurechtbringe .... Jetzt merkte ich, wer die Excellenz war, da durfte man nicht viel spaßen. Der Kutscher band den Verwalter am Bocke der Kalesche fest, das Geld ward gefunden. — Der General aß bei mir zu Mittag und fuhr gleich nach Tische mit dem Kerl fort. Am andern Tage fanden meine Leute den Verwalter an einer Eiche im Walde aufgehangen und mit ganz zerfetztem Rücken." —

Alle hörten stillschweigend die lange Erzählung an, vorzüglich die Mädchen. Viele schenkten Dubroffsky insgeheim ihre Zuneigung und erblickten in ihm einen Romanhelden, besonders Marie, deren Phantasie mit den geheimnißvollen Schrecknissen einer Radcliff genährt war.

„Und Du glaubst, daß Dubroffsky selbst in Deinem Hause war, Anna Sawischna?“ fragte Trojekuroff. „Da bist Du stark im Irrthum ... Ich weiß nicht, wer bei Dir war, aber Dubroffsky ist's nicht gewesen.“

„Wie denn ... nicht Dubroffsky? Und wer hält denn sonst die Leute auf der Landstraße an und untersucht sie?“

„Das weiß ich nicht, aber Dubroffsky ist's nicht gewesen. Ich erinnere mich seiner noch als Kind, 's ist möglich, daß sein Haar schwarz geworden, damals war's ein blonder Krauskopf; auch das weiß ich gewiß, daß er nur fünf Jahre älter ist, als meine Marie und er ist daher nicht 35, sondern ungefähr 23 Jahr alt.“

„Ganz recht, Ihre Excellenz,“ meinte der Kreishauptmann, „ich habe die Personalbeschreibung des Wladimir Dubroffsky bei mir. Darin ist auch gesagt, daß er nur 23 Jahr alt ist.“

„Aha!“ rief Trojekuroff, „à propos, lies uns doch die Geschichte vor, 's ist nicht übel den Kerl genau zu

kennen, damit man ihn festkriegen kann, wenn er einem in den Weg kommt."

Der Hauptmann zog ein ziemlich schmutziges Papier aus der Tasche, faltete es mit wichtiger Miene auseinander und fing gedehnten Tones an zu lesen. Dubroffsky's Signalement, nach den Aussagen seines ehemaligen Hofgesindes zusammengestellt, war folgendes:

Alter: 24 Jahr.
Statur: mittlere.
Gesicht: glatt.
Bart: rasirt.
Augen: braun.
Haare: blond.
Nase: gerade.

Besondere Kennzeichen: sind keine zu vermerken gewesen.

„Das ist Alles?" fragte Trojekuroff.

„Alles," erwiederte der Hauptmann und faltete sein Papier zusammen.

„Gratulire, Herr Hauptmann! Das ist mir'n Papier ... Nach Eurem Signalement da wird's nicht schwer halten, den Dubroffsky aufzuspüren! Wer ist nicht mittlerer Statur, hat 'ne gerade Nase, blondes Haar u. s. w.? Ich will drauf wetten, daß Du drei Stunden mit dem

Dubroffsky selber sprichst und nicht weißt, mit wem Dich der Schwarze zusammengeführt hat. Da ist nichts zu sagen, ihr Gerichtsleute seid mir schlaue Hechte."

Der Hauptmann steckte still sein Papier in die Tasche und legte sich ein ungeheures Stück Gänsebraten mit Welschkohl auf den Teller. Indessen liefen die Diener herum und gossen die Gläser voll, die Propfen des künstlichen Donchampagners, der in wohlwollender Ergebenheit für ächten getrunken wurde, flogen an die Decke; die Gesichter rötheten sich, das Gespräch wurde lauter, unverständlicher und die Lustigkeit immer geräuschvoller.

„Ich muß mich nur selbst'mal in die Sache mischen," hob Trojekuroff abermals an, „und dem Dubroffsky mit meinen Leuten zu Leibe gehn. Ich will schon seine Schlupfwinkel ausfegen, wenn ich nur erst so'n Dutzend Kerlen den Garaus gemacht habe. Meine Leute gehn auf'n Bären los und fürchten sich nicht vor Diebsgesindel."

„A propos, was macht Ihr Bär?" fragte ängstlich Anton Paphnutitsch und dachte dabei an die gefährliche Nähe des zottigen Gesellen, mit dem ihn sein spaßhafter Wirth früher auch einmal im Bärenzimmer zusammengebracht.

„Der hat sich empfohlen, — erwiederte Kyrill Petrowitsch, „er ist'n Ehrentod gestorben von Feindeshand ...

dort sitzt sein Meister!“ dabei zeigte Trojekuroff auf den Franzosen, „er hat sich für Dich gleich mitabgefunden... mit Verlaub zu sagen, erinnerst Du Dich noch, Anton Paphnutitsch?...“

„Ei warum denn nicht?“ erwiederte der Gefragte, „besinne mich sehr wohl auf den Spaß... Schade um den Bären, solch' ein kluges Thier findet man wahrlich nicht wieder! ... Warum hat ihn der Musjeh todtgemacht?“

Der Hausherr erzählte mit sichtbarem Behagen die verwegene That des Franzosen, denn er besaß die glückliche Gabe mit Allem, was ihn umgab, zu prunken. Die Gäste horchten seiner Erzählung aufmerksam zu und starrten Deforges mit Verwunderung an. Der Letztere schien kaum zu ahnen, daß von seinem Heldenmuth die Rede war, er saß ruhig neben seinem muthwilligen Zöglinge und machte demselben allerlei Bemerkungen über seine Aufführung bei Tisch.

Endlich, nach dreistündiger Dauer, ward die Tafel aufgehoben, der Wirth legte die Serviette auf den Tisch. Alle standen auf und drängten sich ins Gastzimmer, wo Kaffee, Karten und die Fortsetzung des Zechgelages der Gäste harrte, das so löblich im Speisesaal begonnen hatte.

Zehntes Kapitel.

Gegen zehn Uhr des Abends wollten mehrere Gäste aufbrechen, der Wirth aber, den der Punsch aufgeheitert hatte, befahl die Hofpforte zu schließen und erklärte, daß bis zum nächsten Morgen kein Mensch aus dem Hause gelassen werde. Bald hörte man die Klänge der Geigen und Hoboeen, die Flügelthüren wurden geöffnet und der Ball nahm seinen Anfang. Der Wirth mit seinen Vertrauten saß in einer Ecke, leerte ein Glas nach dem andern und hatte sein Wohlgefallen an der Fröhlichkeit der jungen Leute. Die Mütter spielten Karten. Alles, was nur von tanzfähigen Männern da war, mußte wohl oder übel mittanzen, da es an Kavalieren mangelte. Deforges, der vortrefflich walzte, erndtete allgemeinen Beifall bei den Damen, Mariens Wahl fiel wiederholt auf den gewandten Franzosen, was hier und da bei dem weiblichen Geschlecht zu spöttischen Bemerkungen Anlaß gab ...

Es war Mitternacht, Trojekuroff machte dem Ball ein Ende, befahl das Souper aufzutragen und legte sich selbst schlafen.

Die Entfernung des Wirths gab den Gästen mehr

Freiheit, die Kavaliere wurden weniger zurückhaltend mit ihren Scherzen, die Mädchen kicherten oder wurden zuweilen bis über die Ohren roth, wenn ihre Nachbarn ihnen Geheimnisse zuflüsterten, die Mütter schrien sich immer lauter über den Tisch ihre boshaften Bemerkungen zu, die Männer tranken und disputirten immer eifriger, kurz das Souper war ungemein lustig.

Nur ein Gast nahm nicht Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Anton Paphnutitsch saß verdrüßlich und stirnerunzelnd an seinem Platze, sprach kein Wort, aß nur in der Zerstreuung und schien äußerst unruhig. Die Erzählung von den Räubern hatte seine Einbildungskraft aufgeregt und zwar nicht ohne Grund. Als Anton Paphnutitsch dem Hausherrn auf's Heiligste versicherte, daß die rothe Schatulle leer sei, hatte er in der That nicht gelogen — sie war wirklich leer. Die sonst darin aufbewahrten Bündel Kassenscheine waren in den Ledergurt gewandert, den er auf dem Leibe unter dem Hemde trug. Nur durch solche überaus große Vorsicht vermochte er sein Mißtrauen und eine ewige Furcht zu beschwichtigen. Jetzt wo er in einem fremden Hause übernachten sollte, war ihm nur bange, daß man ihm sein Nachtlager in irgend einem abgelegenen Zimmer anweisen möchte, wo sich leicht Diebe einschleichen konnten. Er suchte emsig

nach einem zuverlässigen Schlafgefährten und seine Wahl fiel endlich auf Deforges. Sein Aeußeres, das nicht gewöhnliche Körperkraft verrieth und der Heldenmuth, den er bei der Begegnung mit dem Bären bewiesen, dessen sich Anton Paphnutitsch nicht ohne geheimen Schauder erinnerte, bestimmten den furchtsamen Knauser in seiner Wahl. Als man vom Tische aufstand, drehte er sich einige Male um den jungen Franzosen, hustete und räusperte sich, und rückte endlich mit der Sprache heraus:

„Hm, hm,“ schnarrte er, „Musjeh, kann man nicht in seinem Loche die Nacht zubringen, sintemalen... laß' er sich sagen...“

„Que desire, Monsieur?“ fragte Deforges mit einer höflichen Verbeugung.

„Ach, ach, wie schlimm, daß er noch nicht russisch gelernt hat, Musjeh! Sche we, mua sche wu kuscheh... versteht er mich?“

„Monsieur, vous n'avez qu'à ordonner,“ erwiederte Deforges.

Anton Paphnutitsch war äußerst zufrieden mit seinen Kenntnissen im Französischen und machte sich sogleich fertig.

Die Gäste wünschten sich gute Nacht und eilten nach den angewiesenen Schlafzimmern, Anton Paphnutitsch folgte

Deforges ins Seitengebäude. Die Nacht war äußerst dunkel. Deforges zündete unterwegs eine Laterne an, während sein Begleiter zuweilen die Hand ans Herz drückte, um sich zu überzeugen, daß der theure Ledergurt noch an der alten Stelle sei.

Nach ihrer Ankunft brannte Deforges ein Licht an und beide entkleideten sich. Anton Paphnutitsch besichtigte noch Thür und Fenster und schüttelte während dieser nicht sehr tröstlichen Musterung wiederholt mit dem Kopfe. Die Thür war nur durch einen Riegel verschlossen, die Fenster hatten keine Läden. Er versuchte es, sich gegen Deforges zu beklagen, aber seine ziemlich beschränkte Kenntniß des Französischen hinderte ihn an einer gehörigen Auseinandersetzung und er war genöthigt, seinen Klagen Einhalt zu thun, als er sah, daß ihn der Franzos nicht verstand. Ihre Betten standen einander gegenüber, beide legten sich nieder und Deforges löschte das Licht aus.

„Purkua wu fähr, purkua wu fähr?" — schrie Anton Paphnutitsch, ohne sich auf das rechte Wort besinnen zu können. „Ich nicht lieben dormir im Finstern."

Deforges schien seine Expektorationen nicht zu verstehen und wünschte ihm eine gute Nacht.

„Verdammter Heide!" brummte der ängstliche Geizhals und hüllte sich in seine Decke. „Warum mag er nur

das Licht auslöschen! Aber um so schlimmer für ihn ... Ich kann ohne Licht nicht schlafen ... Musjeh, Musjeh!" schrie er lauter, „sche weh awek wu parleh." Deforges antwortete mit keiner Silbe und fing an zu schnarchen.

„Schnarcht die französische Bestie," murmelte Anton Paphnutitsch, „und mir kommt kein Schlaf in den Sinn; eh' man sich umsieht, schleichen sich Diebe zur Thür herein oder klettern durchs Fenster und die Bestie weckt man mit Kanonenschüssen nicht auf .... Musjeh, Musjeh! .... Hol' dich der Teufel!"

Endlich schwieg Anton Paphnutisch, Müdigkeit und der Dampf des Weines bewältigten zuletzt seine Furcht; er fing an einzuschlummern und bald lag auch er im tiefsten Schlummer.

Fürchterlich war sein Erwachen. Noch im halben Schlummer fühlte er wie ihn Jemand leise am Hemdskragen zerrte. Anton Paphnutisch schlug hastig die Augen auf: Im bleichen Lichte des Herbstmorgens sah er Deforges an seinem Bette stehen... Der Franzos hielt in einer Hand ein Terzerol und mit der andern schnallte er dem zitternden Knauser den theuren Ledergurt los. Anton Paphnutitsch ward halb ohnmächtig. „Kes ke seh, Musjeh, kes ke seh?" stöhnte er mit schwacher Stimme ...."

„Schweig!“ antwortete der Franzos im reinsten Dialekte seines Schlachtopfers. Schweig oder Du bist des Todes! .... Ich bin Dubroffsky! .....“

Elftes Kapitel.

Geraume Zeit vor diesem Vorfalle saß eines Tages auf der Station ***, im Winkel des Passagierzimmers ein Reisender mit bescheidener und geduldiger Miene, an dem sogleich der Roturier oder Ausländer zu erkennen war, d. h. ein Mensch, der sich auf keiner Poststation etwas anmaßt. Seine Britschka stand vor der Thür und erwartete noch einige kleine Reparaturen; ein kleiner Mantelsack lag darauf, ein hagerer Zeuge nicht sehr glänzender Verhältnisse. Der Passagier forderte weder Thee, noch Kaffee, sondern sah aus dem Fenster und pfiff sich ein Stücklein zum größten Mißvergnügen der Frau Stationsaufseherin, die hinter einem Verschlage saß.

„Was hat nur der verdammte Ketzer zu pfeifen?“ brummte sie verdrießlich. „Ich wollte, daß der Kerl platzte ...“

„Laß ihn doch pfeifen," sagte ihr Mann, „was ist da für'n Unglück!"

„Laß ihm Pferde geben und mag er machen, daß er fortkommt," warf die Alte ein.

„Geduld, Geduld! Ehe man sich's versieht, kommen ordentliche Passagiere und man hat nicht genug Pferde im Stall, der Franzose kann warten ... Ho!" rief der Aufseher plötzlich und machte das Fenster auf, „was kommt dort gejagt?... He, he, wie geschwind, wie der Wind — das muß ein General sein ..."

Eine Kalesche hielt am Eingange. Ein Diener sprang vom Bock, öffnete den Schlag und gleich darauf trat ein junger Mann im Soldatenmantel und weißer Mütze ins Zimmer, der Diener trug eine Schatulle hinter ihm drein und stellte sie auf den Tisch.

„Pferde!" rief der Offizier in befehlendem Tone.

„Sogleich," erwiederte der Aufseher dienstfertig, „bitt' um den Postschein."

„Habe keinen ... Ich fahre nicht auf der Landstraße fort ... Kennst Du mich denn nicht mehr, Alter!"

Wie der Blitz flog der Alte hinaus, als er den Offizier genau betrachtet; draußen trieb er die Knechte zur Eile an. Der Offizier ging unterdeß im Zimmer auf und

ab, trat an den Verschlag und fragte die Aufseherin leise: wer der Passagier sei?"

„Weiß der Himmel," erwiederte sie, „ein Franzos ... Sitzt schon seit fünf Stunden hier, wartet auf Pferde und pfeift... 's ist 'n wahrer Ekel mit dem Menschen..."

Der Offizier ging auf den jungen Mann zu und redete ihn französisch an. — Der Franzose erzählte ihm, er sei als Hauslehrer bei einem Edelmann in der Umgegend engagirt, er habe gedacht heute noch an Ort und Stelle zu sein, doch warte er schon seit 5 Stunden vergeblich auf Pferde.

„Bei wem sind Sie engagirt?" fragte der Offizier.

„Beim General Trojekuroff."

„Was ist das für ein Trojekuroff?"

„Ma foi, Monsieur... Man sagt ihm nicht viel Gutes nach, er soll ein wahrer Tyrann in seinem Hause sein, und kein Mensch mit ihm auskommen ..."

„Und Sie wollen's riskiren, bei ihm in Dienst zu treten?"

„Was ist zu machen?... Er bietet mir 3000 Rubel jährlichen Gehalt und freie Station. Ich habe eine alte Mutter, der ich den halben Gehalt zu schicken gedenke, mit dem Uebrigen hoffe ich mir in fünf Jahren ein Kapitälchen zu ersparen, um unabhängig leben zu können

und alsdann bon soir, je vais à Paris et je me mets dans des affaires de commerce ..."

„Kennt Sie Jemand in Trojekuroffs Hause?"

„Kein Mensch ... Er hat mich aus Moskau verschrieben durch einen Verwandten, bei dem einer meiner Landsleute als Koch engagirt ist, dieser Letztere hat mich empfohlen. Wir sind alte Bekannte, da ich mit ihm bei einem Zuckerbäcker in der Lehre stand, auch suchte ich einen Platz comme garçon confiseur; allein wie ich hörte, daß es in Ihrem Lande bei weitem vortheilhafter sei de faire le precepteur, so änderte ich meinen ersten Entschluß ..."

Der Offizier ward nachdenkend.

„Wenn Ihnen nun Jemand den Vorschlag machte," hob er nach einer kurzen Pause an, „statt jener unsichern Hoffnung, Ihnen sogleich 10,000 Rubel in baarem Gelde auszuzahlen, unter der Bedingung, daß Sie unverzüglich ihre Rückreise nach Paris antreten? ..."

Der Franzose starrte den Offizier verwundert an, lächelte und schüttelte ungläubig den Kopf.

„'s ist angespannt!" rief der Aufseher ins Zimmer.

„Ohne Scherz," fuhr der Offizier fort, „ich gebe Ihnen die 10,000 Rubel und verlange dafür nichts, als Ihre schleunige Abreise und ... Ihre Papiere." — Zugleich

öffnete er die Schatulle und zog ein Päckchen Assignaten daraus hervor.

Der Franzose riß die Augen weit auf und wußte nicht, was er davon denken sollte. „Meine Abreise ... meine Papiere," stotterte er. „Sie treiben Ihren Scherz mit mir! ... Was sollen Ihnen meine Papiere? ..."

„Das kümmert Sie nicht ... Ich frage nur, wollen Sie auf meinen Vorschlag eingehn oder nicht?"

Der Franzose, der seinen Ohren noch immer nicht traute, nahm hastig seine Papiere aus der Brieftasche und reichte sie dem Offizier. Dieser überflog sie rasch.

„Der Paß — Empfehlungsschreiben — Taufzeugniß — die Sache ist in Ordnung," rief er, hier ist Ihr Geld, nun machen Sie, daß Sie fortkommen ... Adieu!"

Der Franzose stand wie betäubt da. Der Offizier drehte sich noch einmal an der Thür um: „Ich habe eine Hauptsache vergessen ... Ihr Ehrenwort, daß die Sache unter uns bleibt ..."

„Mein Ehrenwort," erwiederte Jener, „doch à propos, wie soll ich ohne Papiere fortkommen?"

„In der ersten Stadt, wo Sie ankommen, zeigen Sie an, daß Sie von Dubroffsky angefallen und gänzlich ausgeplündert worden sind. Man wird Ihnen Glauben

schenken und die nöthigen Zeugnisse ausstellen. Adieu, bon voyage!"

Der Offizier ging hinaus, setzte sich in die Kalesche und fuhr blitzschnell davon. Der Aufseher blickte ihm aus dem Fenster nach; als die Kalesche ihm aus dem Gesichte war, drehte er sich zu seiner Frau um und sagte: „Pachomia, weißt Du auch wer das war?... Dubroffsky war's!"

Die Alte riß schnell das Fenster auf, doch es war schon zu spät.

„Hast auch gar kein Gewissen," grollte sie, „einem so was nicht eher zu sagen, nun kann's wieder lange dauern, ehe man Dubroffsky wieder zu sehn kriegt ... Du gottloser alter Kerl!"

Der Franzose stand immer noch wie eingewurzelt da; der ganze Vorfall schien ihm ein Traum, doch das Päckchen Assignaten in seiner Tasche überzeugte ihn von der Wirklichkeit des wunderbaren Zusammentreffens. Endlich gegen Abend erhielt er die ersehnten Pferde, freudig stieg er in seine Britschka und fuhr im langsamen Trabe auf der Landstraße weiter.

Dubroffsky, im Besitz der Papiere des Franzosen, erschien in Trojekuroffs Hause und ward angenommen, denn er und kein Anderer war der sogenannte Deforges.

Was auch seine geheime Absicht sein mochte, bisher hatte er sich nichts gegen Trojekuroff zu Schulden kommen lassen. Zwar bekümmerte er sich wenig um die Erziehung des kleinen Sascha, hielt nicht streng auf genaues Lernen der Aufgaben, die nur zum Scheine gegeben wurden und ließ seinem Zögling völlige Freiheit, Unfug zu treiben; dafür aber gab er sich die größte Mühe mit der musikalischen Ausbildung seiner Schülerin und saß oft zu halben Tagen mit ihr am Klavier. Alle im Hause waren dem sogenannten „Gouverneur" gewogen. Trojekuroff liebte ihn wegen seiner Gewandheit im Schießen, Marie wegen seines unbegränzten Eifers und seiner Zuvorkommenheit, Sascha wegen der Nachsicht mit seinen muthwilligen Streichen und die Dienerschaft wegen seiner Freigebigkeit, die sich dem Anschein nach gar nicht mit seinem Stande vertrug. Er selbst schien eine große Anhänglichkeit an die Familie zu haben und sich unter deren Mitglieder zu zählen.

Von seinem Eintritt ins Haus bis zu der gedachten Festlichkeit war ungefähr ein Monat verstrichen und kein Mensch argwohnte, daß sich unter dem bescheidenen jungen Franzosen der furchtbare Räuber verbarg, dessen bloßer Name alle Edelleute der Umgegend mit Schrecken erfüllte. Die ganze Zeit über hatte sich Dubroffsky nicht

aus Pakroffsky entfernt, doch die Gerüchte von seinen Räubereien dauerten, Dank sei's der erfinderischen Einbildungskraft der Landbewohner, immer noch fort, vielleicht auch daß seine Bande während der Abwesenheit des Anführers ihr Handwerk forttrieb.

In jener Nacht nach dem großen Feste, wo Dubroffsky mit dem elenden Paphnutitsch, seinem persönlichen Feinde und einem der Haupturheber seines Unglücks, in einem Zimmer übernachtete, hatte er der Versuchung, Jenen zu züchtigen, nicht widerstehen können. Er wußte von dem Ledergurt, den der Geizhals trug, und beschloß sich desselben zu bemächtigen. Groß war die Bestürzung des armen Anton Paphnutitsch, als er den friedlichen Lehrer plötzlich in den gefürchteten Räuber verwandelt sah! —

Zwölftes Kapitel.

Es verging einige Zeit und das einförmige Leben der Bewohner von Pakroffsky ward durch keinen bedeutenden Vorfall unterbrochen. Kyrill Petrowitsch fuhr tagtäglich auf die Jagd; Lektüre, Ausflüge und der mu-

sikalische Unterricht beschäftigten Marien, hauptsächlich aber das Letztere. Sie fing an, auf die Stimme ihres Herzens zu hören — und sie mußte sich fast mit geheimem Unmuthe gestehen, daß sie gegen das Verdienst des jungen Franzosen nicht gleichgültig geblieben. Dieser überschritt jedoch die Grenzen der Ehrerbietung und des strengsten Anstandes nicht im Mindesten und beruhigte hierdurch ihren Hochmuth und die schüchternen Zweifel. So gab sie sich mit immer größerem Vertrauen der verlockenden Gelegenheit hin. Sie langweilte sich ohne Deforges, und beschäftigte sich nur mit ihm, wenn er zugegen war; über Alles wollte sie seine Meinung kennen und pflichtete ihm in der Regel bei. Vielleicht war sie noch nicht verliebt, denn nichts störte ihren Umgang mit dem angenehmen Gesellschafter, aber beim ersten zufälligen Hindernisse oder einem unerwarteten Schlage des Schicksals mußte die Flamme der Leidenschaft in ihrem Herzen auflodern.

Eines Tages trat sie in den Saal, wo Deforges ihrer wartete, und bemerkte verwundert eine ungewöhnliche Verlegenheit auf seinem bleichen Antlitz. Sie öffnete das Klavier, griff einige Akkorde; doch ihr Lehrer entschuldigte sich unter dem Vorwande heftigen Kopfwehs, die Lection für heute aussetzen zu müssen, und indem er die

Noten weglegte, steckte er ihr hastig ein Briefchen zu. Marie nahm dasselbe ohne viel zu überlegen, bereute dies aber sogleich, jedoch Deforges war schon aus dem Saale verschwunden. Marie ging eiligst auf ihr Zimmer, öffnete den Brief und las: „Ich erwarte Sie heute Abend um 7 Uhr in der Laube am Wässerchen: ich habe Ihnen eine nothwendige Mittheilung zu machen.“ Ihre Neugier ward auf's Lebhafteste gereizt. Schon längst erwartete sie ein Geständniß, daß sie zugleich wünschte und fürchtete. Es erfüllte sie mit geheimem Entzücken, die Bestätigung dessen zu hören, was sie längst geahnt hatte, und dennoch fühlte sie, daß es ihr nicht gezieme, eine solche Erklärung von einem Menschen anzuhören, der vermöge seiner Stellung niemals auf ihre Hand Anspruch machen durfte. Sie beschloß endlich nach langem Zögern, sich zu dem Stelldichein einzufinden, doch über Eines war sie noch mit sich in Ungewißheit: wie sie das Geständniß des Lehrers aufnehmen solle, ob mit vornehmem Unwillen oder mit freundschaftlicher Verheißung, mit spöttischem Scherz oder schweigender Theilnahme. — Unterdessen blickte sie fast jeden Augenblick nach der Uhr .... Die Dämmerung brach an, man brachte Licht. Es kamen Gäste und Kyrill Petrowitsch setzte sich mit ihnen an den Whisttisch. Jetzt schlug die Wanduhr drei Viertel auf Sieben — Marie

schlüpfte leise zur Thüre hinaus, die Stiege hinab .... schüchtern sah sie sich nach allen Seiten um und — eilte im Fluge nach dem Garten.

Es war äußerst dunkel, der Himmel mit Wolken bedeckt und man konnte kaum zwei Schritte vor sich sehen; allein Marie fand den bekannten Weg in der Dunkelheit und stand in wenigen Minuten vor der Laube; hier wollte sie einige Augenblicke stehn bleiben, um Athem zu schöpfen und kalt und ruhig vor Deforges zu erscheinen, allein dies war jetzt schon zu spät, denn dieser stand vor ihr.

„Ich danke Ihnen," hob er mit leiser, weicher Stimme an, „daß Sie meiner Bitte Gehör geschenkt haben; ich wäre in Verzweiflung gewesen, eine Weigerung von Ihnen zu erfahren."

Marie hatte schnell eine Phrase bereit und erwiederte kurz: „Ich hoffe, Sie werden mir keine Veranlassung geben, meine Nachgiebigkeit zu bereuen."

Er schwieg, um, wie es schien, etwas Muth zu fassen. „Die Umstände erfordern," begann er mit unsichrer Stimme, „ich muß Sie verlassen .... Sie werden vielleicht bald hören .... doch vor der Trennung bedarf es einer Erklärung zwischen uns."

Marie schwieg. In dieser Einleitung sah sie den Uebergang zu dem erwarteten Geständniß.

„Ich bin nicht der, für den sie mich halten," fuhr er fort, „nicht der Franzose Deforges ... ich bin Dubroffsky!"

Marie schrie laut auf.

„Um Gotteswillen, fürchten Sie nichts .... Fürchten Sie meinen Namen nicht .... Ich bin der Unglückliche, der durch Ihres Vaters Schuld aus dem väterlichen Hause getrieben wurde, um auf den Landstraßen zu rauben und zu plündern .... Doch weder um Ihret- noch um seinetwillen dürfen Sie mich fürchten. Alles ist vergessen .... Ich habe ihm verziehen um — Ihretwillen. Meine erste blutige That sollte es sein, mit ihm zu rechten. Ich schlich um sein Haus, spürte aus, wo ich Feuer anlegen, wie ich in sein Schlafzimmer dringen und ihm den Weg zur Flucht abschneiden wollte, — da erschienen Sie mir wie ein Engel des Friedens und mein Herz wurde versöhnt. Ich begriff, daß das Haus, wo Sie verweilen, geheiligt sei und kein Wesen, das mit Ihnen durch die Bande des Bluts verkettet ist, meiner Verwünschung anheimfallen dürfe. Ich entsagte meiner Rache, meinem Wahnsinn. Zu ganzen Tagen habe ich das Dorf umschlichen, in der Hoffnung, Ihr weißes Kleid nur aus der Ferne zu erblicken. Wenn Sie, nichts ahnend, im Freien umherwandelten, folgte ich Ihnen hinterdrein und barg mich von Busch zu Busch, glücklich in dem Gedanken,

daß ich Sie beschütze, daß keine Gefahr Ihnen da drohte, wo ich insgeheim verweilte. Endlich bot mir ein Zufall die Hand, in Ihr Haus zu kommen. Diese kurze Zeit war für mich der Gipfel alles Erdenglücks, die Erinnerung an dieselbe wird der Trost meines elenden Lebens sein .... Heute erhielt ich eine Nachricht, die mir die schleunigste Entfernung von hier gebietet. Ich scheide von Ihnen noch heute .... sofort .... Doch zuvor wollte ich mich Ihnen entdecken, um Ihren Fluch, Ihre Verachtung nicht auf mich zu laden. Denken Sie zuweilen an Dubroffsky. Wissen Sie, daß er zu Anderm bestimmt war — daß sein Herz Sie zu schätzen, zu lieben wußte, daß er niemals ...."

In diesem Augenblick hörte man ein gellendes Pfeifen. Dubroffsky schwieg, ergriff hastig Mariens Hand und drückte sie an seine Lippen. Das Pfeifen wiederholte sich.

„Der Ruf gilt mir," sagte Dubroffsky. „Leben Sie wohl, jede Minute Zögerung bringt mir Verderben ...."

Er trat aus der Laube. Marie blieb wie am Boden festgewurzelt stehn. Dubroffsky kehrte sich noch einmal um.

„Wenn Sie vielleicht einstmals das Schicksal bedrängt und Sie von Niemandem Hülfe noch Schutz zu erwarten

haben, dann versprechen Sie mir, sich an mich zu wenden, ich werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht .... Versprechen Sie mir, mein Anerbieten nicht zurückzuweisen?"

Marie schwieg und weinte wie ein Kind .... Man pfiff abermals.

„Sie stürzen mich ins Verderben," flüsterte Dubroffsky, „ich lasse Sie nicht eher, als bis ich Ihr Versprechen habe!"

„Ich verspreche es Ihnen," hauchte sie ihm mit gepreßter Stimme zu.

Er verschwand .... In tiefer Aufregung eilte Marie dem Hause zu. Ihr schien's von Weitem, als wäre ein Getümmel von Menschen auf dem Hofe; vor dem Hause fand sie eine dreispännige Britschka, die Leute liefen durcheinander, das ganze Haus war in Bewegung, Trojekuroffs Stimme durchgellte das Haus. Schnell eilte Marie die Stufen hinauf, befürchtend, daß ihre Abwesenheit bemerkt werde. Im Saale trat ihr Kyrill Petrowitsch entgegen; die Gäste umringten den Kreishauptmann und bestürmten ihn mit Fragen. Dieser Letztere, im Reisemantel und von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, begegnete ihnen mit geheimnißvoller und besorgter Miene."

„Wo bist Du gewesen, Mascha?" fragte Trojekuroff. „Hast Du Deforges nicht gesehen?"

Marie vermochte kaum eine verneinende Antwort zu geben.

„Stelle Dir vor," fuhr Trojekuroff fort, „der Hauptmann kommt, um ihn zu arretiren, und versichert mich, daß Deforges — Dubroffsky selber sei!"

„Das ganze Signalement .... Ihre Exzellenz," sagte ehrerbietig der Hauptmann.

„Ach, Brüderchen," unterbrach ihn Trojekuroff, „mach' daß Du mir fortkommst mit Deinem Signalement. Ich gebe Dir meinen Franzosen nicht eher heraus, als bis ich die Sache selbst untersucht habe. Wie kann man auf das Gerede Anton Paphnutitsch's hören! Hat der hasenherzige Dummkopf geträumt, mein Gouverneur habe ihn berauben wollen! .... Warum hat er mir's denn nicht gleich am andern Morgen gesagt?"

„Der Franzose hatte ihm schwer gedroht, Ihre Exzellenz," erwiederte der Hauptmann, „und ihm den Schwur abgenommen, still zu schweigen."

„Dummes Zeug," beschied ihn Kyrill Petrowitsch, „ich will mir gleich über die Sache reinen Wein einschenken lassen. Wo ist der Lehrer?" fragte er einen eintretenden Diener.

„Er ist nirgends zu finden," erwiederte dieser.

„So laßt ihn aufsuchen!" schrie Trojekuroff und fing

bereits an zu zweifeln. „Zeig' mir 'mal Dein schönes Signalement her," sagte er zu dem Hauptmann.

Dieser reichte ihm sofort das Papier hin. Trojekuroff überflog es und murmelte ein bedenkliches Hm, hm! — Der Diener kam zum zweitenmal mit der Nachricht zurück, daß der Lehrer nirgends zu finden sei. Marie war weder todt, noch lebendig .... sie zitterte wie Espenlaub. Trojekuroff selbst fing an, unruhig zu werden.

„Warum bist Du so bleich, Mascha," fragte er, „Du bist wohl recht erschrocken?"

Marie verneinte es und klagte über Kopfschmerz. Der Vater hieß sie auf ihr Zimmer gehen; sie küßte ihm die Hand und ging. Im Zimmer angelangt, warf sie sich auf's Bett und schluchzte laut. Das Kammermädchen eilte herzu, man entkleidete sie, rieb ihr die Stirn mit kölnischem Wasser und suchte sie mit aller Gewalt zu beruhigen; Marie lag fast ohne Leben auf dem Bette, endlich schien sie einzuschlummern.

Unterdessen ward das ganze Haus von oben bis unten durchsucht, der Lehrer aber nicht gefunden; Trojekuroff ging im Saale auf und ab und pfiff sein Sturmlied: „Schalle, Siegesdonner", die Gäste flüsterten geheimnißvoll mit einander, der Hauptmann machte ein Schafsgesicht, der Lehrer aber blieb verschwunden. Gewiß hielt er

sich irgendwo versteckt oder war bei Zeiten gewarnt! — Wo und wie blieb jedoch ein Geheimniß ....

Es schlug 11 Uhr und Niemand dachte an Schlaf. Endlich wendete sich Kyrill Petrowitsch an den Hauptmann und sagte unwirsch: „Nun, was wird's, willst Du bis zum Tage hier sitzen? Mein Haus ist keine Kneipe. Mit Deiner Schnelligkeit, Brüderchen, fängst Du den Dubroffsky nicht, wenn's überhaupt Dubroffsky war! Mach' daß Du nach Hause kommst und halte Dich ein ander Mal besser dazu .... Laßt anspannen," sagte er zu den Gästen gewendet, „ich will schlafen gehen!" — und ohne Weiteres ging er zur Thür hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

Der Winter verstrich, in Trojekuroffs Hause ging Alles wieder im alten Gleise. So kam der Maimonat heran. Um diese Zeit kehrte der Fürst Wereïsky, einer von Trojekuroffs Gutsnachbarn, aus dem Auslande zurück, um seine Güter zu besuchen, die er, so lang er lebte, noch nicht gesehen. Wereïsky's Gut lag 30 Werst

von Pakroffsky und ward in des Fürsten Abwesenheit von einem verabschiedeten Major verwaltet, der mit Trojekuroff keinen Umgang hatte. Der Fürst bewohnte sein Gut kaum drei Tage, als ihm die Einsamkeit unerträglich wurde, und so beschloß er, bei seinem Nachbar Trojekuroff zu speisen, obwohl er denselben zuvor nicht gekannt hatte.

Der Fürst war ungefähr fünfzig Jahre alt, schien aber bedeutend älter. Ausschweifungen aller Art hatten seine Gesundheit erschöpft und ihm deren unauslöschliches Siegel aufgedrückt. Demungeachtet war sein Aeußeres angenehm und die Gewohnheit, stets in der feinen Welt zu leben, gab ihm einen Anstrich von Liebenswürdigkeit, vorzüglich den Frauen gegenüber. Er bedurfte einer fortwährenden Zerstreuung, weil er sich unaufhörlich langweilte. Kyrill Petrowitsch fühlte sich erstaunlich geschmeichelt von seinem Besuch und nahm dies als einen Beweis der Hochachtung von Seiten eines Mannes von Welt auf. Nach seiner Gewohnheit zeigte er dem Gast alle Einrichtungen seines Hauses, auch die schönen Hundeställe. Der Fürst wäre beinahe in der Hundeatmosphäre erstickt und beeilte sich wegzukommen, indem er sich ein mit Eau de lavande besprengtes Schnupftuch vor Mund und Nase hielt. Der alterthümliche Garten mit seinen verschnittenen Linden,

dem viereckigen See und regelrechten Alleen mißfiel ihm über alle Maßen, er liebte Parks und die sogenannte Natur, dennoch lobte er Alles zum Schein und schien entzückt. Endlich kam den beiden Herren ein Diener entgegen und meldete, das Essen sei servirt. Man kehrte nach Hause zurück; der Fürst hinkte hinterdrein, ermüdet von der langen Wanderung, und die unselige Idee seines heutigen Besuchs bereuend.

Im Saale kam ihnen Marie entgegen — der alte Fant war geblendet von ihren Reizen. Trojekuroff wies dem Gast seinen Platz neben ihr an. Der Fürst schien wie neubelebt durch ihre Gegenwart; er wurde aufgeräumt und suchte durch eine interessante Unterhaltung ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Nach dem Essen schlug Kyrill Petrowitsch einen Spatzierritt vor; der Fürst entschuldigte sich, deutete auf seine Sammtstiefel und scherzte über sein Podagra. Endlich ward der Vorschlag zu einer Ausfahrt vom Fürsten angenommen, aber unter der Bedingung, daß seine liebenswürdige Nachbarin sie begleite. Es ward angespannt. Die beiden Alten setzten sich mit dem lieblichen Kinde ein und man fuhr fort. Das Gespräch stockte keinen Augenblick. Marie hörte mit Vergnügen die Scherz- und Schmeichelworte des galanten Weltmanns; plötzlich wandte sich dieser an Trojekuroff,

indem er auf eine nahe Brandstätte deutete, und fragte: was diese Brandreste zu bedeuten hätten und ob der Platz ihm zugehöre? —

Trojekuroff runzelte die Stirn. Die Erinnerungen, welche das niedergebrannte Höfchen des alten Dubroffsky in ihm aufweckte, gehörten nicht zu den angenehmen. Er erwiederte, daß der Platz ihm zugehöre, der frühere Besitzer aber Dubroffsky gewesen sei.

„Dubroffsky —", fragte der Fürst, „jener berüchtigte Räuber?"

„Seinem Vater," erwiederte Trojekuroff, „der Alte war auch ein gehöriger Räuber!"

„Und wo ist unser Rinaldo gegenwärtig? Sitzt er fest — lebt er noch?"

„Er lebt und geht frei herum. A propos, Fürst, Dubroffsky war ja schon einmal bei Dir."

„Im vergangenen Jahre, hör' ich, und hat da gesengt und geplündert. Nicht wahr, aimable voisine, es wäre nicht uninteressant, mit diesem romantischen Heros nähere Bekanntschaft zu machen?"

„Was da Interessantes," fiel ihm Trojekuroff ins Wort; „sie kennt ihn sehr genau! Er hat ihr volle drei Wochen Musikstunden gegeben, aber Gott sei's gedankt, nichts für seine Lektionen mitgenommen."

Damit fing Trojekuroff an, dem Fürsten die Geschichte von Deforges Aufenthalt in seinem Hause zu erzählen; Marie saß wie auf Nadeln. Der Fürst fand dies Alles sehr sonderbar und brachte ein anderes Gespräch aufs Tapet. Bei ihrer Zurückkunft ließ er sogleich seinen Wagen vorfahren, und ungeachtet dringender Bitte, die Nacht in Pakroffsky zuzubringen, fuhr er gleich nach dem Thee weg. Zuvor lud er Trojekuroff nebst seiner schönen Tochter zu sich ein, was dieser auch zusagte. Ungeachtet seines Stolzes hielt Trojekuroff doch den Nachbar, wenn er dessen Fürstenwürde, zwei Ordenssterne und ein Gut von 3000 Seelen in Betracht zog, einigermaßen für Seinesgleichen.

Vierzehntes Kapitel.

Einige Tage nach diesem Besuch fuhr Trojekuroff mit seiner Tochter zum Fürsten. Als er im Dorfe ankam, konnte er sich nicht genug wundern über die zierlichen und heitern Bauerhäuschen, sowie über das prächtige steinerne Herrschaftsgebäude im Geschmack der Schlösser englischer Edelleute. Vor dem Hause breitete sich ein grüner Rasen-

teppich aus, worauf Schweizerkühe weideten, deren Glöckchen lustig klingelten. Ein weitläuftiger Park umgab das Haus von allen Seiten. Der Fürst ging seinen Gästen bis an den Eingang entgegen und hob die schöne Nachbarin selbst aus dem Wagen. Sie traten in einen prächtigen Saal, wo der Tisch nur für drei Personen gedeckt war. Der Fürst führte sie zu dem hohen Bogenfenster und zeigte ihnen die reizende Aussicht. Der Wolgastrom breitete sich vor ihren Blicken aus, beladene Barken mit aufgespannten Segeln zogen vorüber, in der Ferne erblickte man kleine Fischerkähne. Am jenseitigen Ufer schimmerte eine blaue Hügelkette, die mit dem Horizont verschmolz, Felder und Dörfer vollendeten das lebensvolle Bild. Von hier geleitete sie der Fürst in seine reiche Gemäldegallerie, die er im Auslande zusammengekauft hatte. Der freundliche Wirth deutete Marien die verschiedenen Vorzüge, Mängel und den Inhalt der Gemälde, sowie die Geschichte ihrer Meister; auch sprach er nicht im herkömmlichen Stil des pedantischen Kenners, sondern mit Gefühl und Lebendigkeit. Marie hörte ihm mit Vergnügen zu. Endlich ging man zu Tische. Trojekuroff ließ den Weinen seines Amphitrions und dem Talente des Kochs volle Gerechtigkeit wiederfahren, Marie hingegen unterhielt sich unaufhörlich mit dem galanten Nachbar und

fühlte in der Gegenwart eines Mannes, den sie zum zweiten Mal in ihrem Leben sah, nicht im Mindesten Unbequemlichkeit oder Zwang. Nach Tisch schlug der Fürst seinen Gästen einen Spatziergang im Park vor. Der Kaffee ward nachbestellt und sie ließen sich in einem Lusthäuschen am Ufer eines See's nieder, der mit zahlreichen Inselchen bedeckt war. Plötzlich ließ sich eine Musik von Blasinstrumenten vernehmen und eine prächtige Gondel landete dicht an dem Häuschen. Der Fürst lud seine Gäste ein, in die Gondel zu steigen, und sie steuerten auf die Inseln zu. Ueberall fand Marie etwas zu bewundern, bald eine Statue, bald eine einsame Grotte, bald weckte ein Denkmal mit räthselhafter Inschrift ihre mädchenhafte Neugier, die von den galanten Anspielungen des Fürsten nicht befriedigt wurde. Die Zeit verstrich unvermerkt und die Dämmerung brach an. Der Fürst, die Abendkühle und den Thau vorschützend, lud zur Rückkehr nach Hause ein. Sie fanden die dampfende Theemaschine auf dem Tische und der Fürst forderte Marien auf, die Stelle der Wirthin in dem Hause eines Junggesellen zu vertreten. Marie bereitete den Thee und horchte verstohlen auf die unerschöpflichen Erzählungen des liebenswürdigen Schwätzers. Ein unerwarteter Schuß erschreckte sie plötzlich und — zahlreiche Raketen erleuchteten den Nachthimmel ....

Der Fürst reichte Marien den Shawl und trat mit ihr und Trojekuroff auf den Balkon. Marie freute sich wie ein Kind beim Anblick des schönen Feuerwerks, und Trojekuroff fühlte sich ungemein geschmeichelt, denn er nahm diese Aufmerksamkeit des Fürsten als Zeichen der Verehrung und des Wunsches, ihm zu gefallen, auf. Der Fürst war entzückt über Mariens Freude ....

Das Souper gab dem Mittagsmahl an Luxus nichts nach. Erst spät suchten die Gäste die ihnen angewiesenen eleganten Zimmer auf, und am andern Morgen verließ man den liebenswürdigen Wirth mit dem festen Versprechen, sich binnen Kurzem wiederzusehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Marie saß in ihrem Zimmer am Stickrahmen, die Fenster standen offen und die warme Sommerluft strömte herein. Mechanisch füllte sie den Canevas nach dem vorliegenden Muster aus, ihre Gedanken waren nicht bei der Arbeit, sondern schweiften in der Ferne — — da ward eine Hand am Fenster sichtbar, ein Brief fiel auf den

Rahmen nnd die Hand verschwand, bevor noch Marie zur Besinnung kommen konnte. Zu gleicher Zeit trat ein Diener herein und beschied sie zu ihrem Vater. Mit Zittern verbarg sie das Briefchen auf ihrer Brust und eilte ins Kabinet des Vaters.

Kyrill Petrowitsch war nicht allein, bei ihm saß der Fürst Wereïsky. Als Marie hereintrat, stand der Fürst auf und verbeugte sich mit einer an ihm ungewöhnlichen Verlegenheit.

„Komm her, Mascha,“ sagte Trojekuroff, „ich habe Dir eine Neuigkeit zu sagen, die Dir hoffentlich Freude machen wird .... Hier ist Dein Bräutigam, der Fürst hat um Dich angehalten ....“

Marie stand wie versteinert, Todtenblässe deckte ihr Gesicht. Sie sprach kein Wort. Der Fürst ging auf sie zu, ergriff sie bei der Hand und fragte sie mit einiger Bewegung: ob sie ihre Einwilligung gebe, ihn glücklich zu machen? — Marie sagte kein Wort.

„Natürlich willigt sie ein, natürlich,“ sagte Kyrill Petrowitsch, „aber Du weißt, Fürst, 's fällt 'nem Mädel schwer, mit der Sprache herauszurücken .... Nu, Kinder, umarmt Euch und seid glücklich!“ —

Marie rührte sich nicht von der Stelle, der alte Fürst küßte ihr die Hand; plötzlich liefen ihr die hellen Thrä-

nen über die bleichen Wangen. Der Fürst runzelte die Stirne.

„Marsch, marsch," rief Kyrill Petrowitsch, „wisch' Dir die Thränen aus dem Gesicht und komm dann wieder, aber mit lustiger Miene .... Eine Jede weint bei der Verlobung," fuhr er zu Weröisky gewendet fort, „das ist nun einmal so Sitte bei den Mädels. Jetzt, Fürst, komm her und laß uns von Geschäften reden, d. h. von der Mitgift ...."

Marie ergriff mit Hast die Gelegenheit, sich zurückzuziehen. Sie eilte auf ihr Zimmer, schloß sich ein und ließ ihren Thränen freien Lauf. Sie sah sich schon als Gemahlin des alten Fürsten, und er wurde ihr mit einem Male verhaßt und zuwider .... Die Ehe schien ihr der Tod. „Nein, nein," rief sie wiederholt, „lieber ins Grab, ins Kloster, — eher gehe ich zu Dubroffsky ...." Bei diesem Namen fiel ihr der Brief ein, rasch erbrach sie ihn, im Vorgefühl, daß er von Dubroffsky komme. Auch war er in der That von ihm und enthielt nur folgende Worte:

„Abends um 10 Uhr, an derselben Stelle."

Der Mond glänzte, die Nacht war lau und still, kaum ein Wind regte sich und leise rauschten die Bäume im Garten. Wie ein leichter Schatten flog das schöne

Kind an den bestimmten Platz. Noch war Niemand dort, plötzlich rauschte es im Gesträuch und Dubroffsky stand vor ihr ....

„Ich weiß Alles," sagte er mit leiser, trauriger Stimme, „gedenken Sie Ihres Versprechens."

„Sie bieten mir Ihren Schutz an," erwiederte Marie, „doch zürnen Sie mir nicht .... mir bangt davor. Auf welche Weise denken Sie mir zu helfen? ...."

„Ich könnte Sie von dem verhaßten Menschen befreien ...."

„Um des Himmels Willen, daß man ihn nicht anrührt! Wenn Sie mich lieben, so fügen Sie ihm kein Leid zu, ich will nicht die Schuld eines Frevels tragen ..."

„Ihm soll kein Leid geschehen, Ihr Wille ist mir heilig. Wo Sie genannt werden, darf kein Verbrechen geschehen .... Wie aber soll ich Sie vor der Härte Ihres Vaters schützen?"

„Mir bleibt noch eine Hoffnung; meine Thränen, meine Verzweiflung soll ihn rühren. Er ist hart, aber er liebt mich ...."

„Vergebliche Hoffnung! In Ihren Thränen wird er nichts sehen, als die den Mädchen gewöhnliche Furcht und den Widerwillen gegen eine Heirath, die nicht aus Liebe, sondern aus Berechnung geschlossen wird. Doch wenn er

sich in den Kopf gesetzt, Ihr Glück auch wider Ihren Willen zu machen, — wenn er Sie mit Gewalt zum Altar führt, damit Sie Ihr Leben für immer an der Seite eines siechen Greises vertrauern?"

„Dann bleibt mir nichts Anderes übrig .... Kommen Sie, ich werde — Ihr Weib!" —

Dubroffsky bebte, sein bleiches Antlitz bedeckte sich mit einer Purpurröthe; in demselben Augenblick ward er aber bleicher als zuvor. Er stand lange gesenkten Hauptes und schwieg.

„Bieten Sie Alles auf," hob er endlich an, „flehen Sie Ihren Vater an, werfen Sie sich ihm zu Füßen, schildern Sie ihm Ihre schaudervolle Zukunft, Ihre Jugend, die vor dem verpesteten Anhauch dieses ausschweifenden Greises verwelken wird. Sagen Sie ihm, daß aller Reichthum Ihnen auch nicht eine glückliche Minute aufwiegt, lassen Sie nicht ab, — fürchten Sie weder seinen Zorn, noch seine Drohungen — bis er Ihnen nur einen Schatten von Hoffnung gibt, um Himmelswillen lassen Sie nicht ab .... Wenn's zuletzt kein anderes Mittel giebt, so entschließen Sie sich zu der fürchterlichen Erklärung: Sagen Sie ihm dann, daß wenn er unerbittlich bleibt, Sie .... einen furchtbaren Beschützer finden würden ...."

Hier bedeckte Dubroffsky sein Gesicht mit beiden Händen, es schien ihm das Herz abzudrücken. Marie weinte.

„Trauriges Loos, das mir geworden," fuhr er fort und seufzte: „Ich hätte mein Leben für Sie hingegeben; Sie nur von fern zu sehen, Ihre Hand zu berühren, wäre eine Seligkeit für mich gewesen .... und wenn sich mir die Möglichkeit zeigt, Sie an mein wogendes Herz zu drücken und zu sagen: — „Ich bin Dein auf ewig!" — dann muß ich Unglücklicher jenes Glück fliehen und es mit Gewalt von mir stoßen. Ach, ich sollte den hassen, der .... doch ich fühle es, in meinem Herzen ist jetzt kein Raum für sanften Haß!"

Er umfing leise ihren schlanken Leib und zog sie sanft an sein Herz. Zutraulich lehnte sie die weiße Stirne an die Schulter des jungen Räubers und lange standen sie schweigend bei einander ....

„'s ist Zeit!" flüsterte Marie zuletzt.

Dubroffsky erwachte wie aus einem Traume. Er ergriff ihre Hand und steckte ihr einen Ring an den Finger.

„Wenn Sie meiner bedürfen sollten," sprach er, „so bringen sie den Ring hieher und legen ihn in die Höhlung dieses Baumes, ich werde dann schon Rath wissen."

Er küßte ihre Hand und verschwand im Dunkel zwischen den Bäumen.

Sechzehntes Kapitel.

Der Heirathsantrag des Fürsten Wereïsky war längst kein Geheimniß mehr für die Nachbarschaft. Trojekuroff nahm bereits Glückwünsche an und ließ Anstalten zur Hochzeit treffen. Marie verschob die entscheidende Erklärung von Tag zu Tag. Inzwischen war ihr Benehmen gegen den bejahrten Bräutigam kalt und gezwungen. Der Fürst kümmerte sich wenig darum — er forderte keine Liebe, sondern nur eine stillschweigende Einwilligung.

Allein die Zeit verstrich. Marie beschloß zuletzt, einen entscheidenden Schritt zu thun — sie schrieb dem Fürsten. Sie suchte das Gefühl der Großmuth in seinem Herzen anzuregen, offen gestand sie ihm, daß sie nicht die geringste Neigung zu ihm verspüre und flehentlich bat sie ihn, ihrer Hand zu entsagen und selbst ihr Beschützer gegen einen Gewaltschritt ihres Vaters zu werden. Eines Tages steckte sie dem Fürsten unvermerkt dies Schreiben zu. Dieser las es gleich nach seiner Rückkehr nach Hause und ward nicht wenig ergriffen von der Offenheit seiner Braut. Er begriff hingegen die Nothwendigkeit, deshalb seine Hochzeit um so mehr zu beschleunigen und hielt es

zu diesem Ende für zweckmäßig, seinem künftigen Schwiegervater den Brief zu zeigen.

Kyrill Petrowitsch tobte und wüthete, der Fürst bot Alles auf, um ihn zu bestimmen, daß er Marien nicht merken lasse, er wisse um den Brief. Er willigte endlich ein, doch beschloß er keine Zeit zu verlieren und die Hochzeit für den nächsten Tag anzuberaumen. Der Fürst fand diese Maßregel äußerst vernünftig und ging zu seiner Braut, der er sagte, daß ihr Brief ihn sehr betrübt habe, doch hoffe er mit der Zeit ihre Zuneigung zu verdienen. Der Gedanke, ihr zu entsagen, sei für ihn zu drückend und er fühle nicht die Kraft in sich, sein Todesurtheil zu unterschreiben. Damit küßte er ihr ehrerbietig die Hand und ging hinweg, ohne ihr ein Wort von dem Beschlusse ihres Vaters zu sagen.

Kaum war er zur Pforte hinausgefahren, als ihr Vater ins Zimmer trat und ihr in festem Tone befahl, sich für morgen bereit zu halten. Marie schon durch die Erklärung des Fürsten aufgeregt, zerfloß in Thränen und warf sich ihrem Vater zu Füßen:

„Vater!“ rief sie mit klagender Stimme, „es ist mein Tod! Ich liebe den Fürsten nicht, ich kann nicht sein Weib sein!“

„Was soll das heißen?“ schrie Trojekuroff. „Bis jetzt

hast Du geschwiegen und eingewilligt, und im Augenblick, wo sich die Sache entscheiden soll, willst Du Dich widersetzen aus bloßer Kaprice. Keine Kindereien, damit gewinnst Du nichts bei mir!“

„Es ist mein Tod!“ wiederholte das arme Kind. Weshalb wollen Sie mich verstoßen und einem ungeliebten Manne hingeben? Verstatten Sie mir bei Ihnen bleiben zu dürfen! Auch Ihnen wird's schwer werden, sich von mir zu trennen; und um so schwerer, wenn Sie bedenken, daß ich nicht glücklich bin. Vater, zwingen Sie mich nicht ... ich will lieber unvermählt bleiben!“

Kyrill Petrowitsch wurde von ihren Bitten ergriffen, doch verbarg er seine Rührung; er stieß sie von sich und sagte streng:

„Das ist lauter Geschwätz, hörst Du? Ich weiß besser, als Du, was zu Deinem Glück gehört. Alles Weinen hilft Dir nichts, übermorgen ist Deine Hochzeit!“

„Uebermorgen!“ klagte Marie. Gott im Himmel! Nein, nein das ist nicht möglich, das kann nicht sein! Hören Sie, Vater, wenn es Ihr fester Wille ist, mich ins Unglück zu stürzen, so werde ich schon einen Beschützer finden ... Sie selbst treiben mich aufs Aeußerste!“

„Was, wie?“ rief Trojekuroff, „Drohungen! Mir Drohungen? Ungerathene Dirne? Weißt Du auch, was

ich mit Dir zu thun im Stande bin? Du wagst es mir zu drohen, freches Geschöpf! Sprich, laß hören, wer Dein Beschützer ist?"

„Wladimir Dubroffsky!" antwortete Marie in Verzweiflung.

Trojekuroff glaubte, sie sei wahnsinnig geworden und blickte sie bestürzt an .... „Gut," hob er nach kurzem Schweigen an, „warte auf Deinen Befreier, unterdessen aber gehst Du mir bis zur Hochzeit nicht aus diesem Zimmer! ..." Mit diesen Worten ging Trojekuroff aus dem Zimmer und verschloß hinter sich die Thür.

Lange Zeit weinte das arme Kind, indem sie an die Dinge dachte, die ihrer warteten, aber die stürmische Erklärung hatte ihr Herz erleichtert und sie konnte über ihr Schicksal und über das, was sie zu thun habe, leichter nachdenken. Das Wichtigste für sie war jetzt, der verhaßten Vermählung zu entgehn, das Loos der Gattin eines Räubers schien ihr ein Paradies im Vergleich mit dem, welches ihrer beim Fürsten wartete. Sie betrachtete den Ring, den ihr Dubroffsky gegeben hatte. Sehnsüchtig wünschte sie ihn noch ein Mal zu sehen und vor dem entscheidenden Augenblicke bei ihm sich Raths zu erholen. Eine Vorahnung sagte ihr, sie werde ihn gegen Abend bei der Laube treffen und so beschloß sie, ihn daselbst zu er=

warten. Kaum brach die Dämmerung an, so schickte sie sich an, ihr Zimmer zu verlassen, allein — die Thür war verschlossen. Draußen hielt ihr Kammermädchen Wacht und sagte ihr leise, daß Kyrill Petrowitsch streng untersagt habe, sie heraus zu lassen. Schwergekränkt setzte sie sich ans Fenster und unentkleidet starrte sie bis tief in die Nacht hinein nach dem dunkeln Himmel. Gegen Morgen schlummerte die Gequälte auf ihrem Stuhle ein und die Strahlen der aufgehenden Sonne erweckten sie schon wieder aus ihren Schmerzensträumen.

Siebzehntes Kapitel.

Marien's erster Gedanke beim Erwachen war ihre schreckliche Lage. Sie klingelte. Das Kammermädchen kam an die Thür und erzählte ihr, daß Kyrill Petrowitsch gegen Abend zum Fürsten gefahren und erst spät wieder nach Hause zurückgekehrt sei. Er habe den strengsten Befehl ertheilt, sie nicht aus dem Zimmer zu lassen und genau Acht zu haben, daß Niemand mit ihr spreche, übrigens seien keine besondere Anstalten zur Hochzeit ge=

troffen, nur dem Geistlichen habe man befohlen, unter keinem Vorwande das Dorf zu verlassen. Das Mädchen eilte nach diesen Mittheilungen schnell davon.

Die schöne Gefangene ward durch diese Erzählung nur noch mehr in ihrem Trotz bestärkt. Ihr Kopf brannte wie Feuer, sie beschloß Dubroffsky von Allem Nachricht zu geben und sann auf ein Mittel, wie sie ihren Ring in die Höhlung der Eiche gelangen lassen könne. Ein Kiesel flog an ihr Fenster. Marie öffnete schnell und schaute in den Hof. Drunten stand der kleine Sascha und winkte ihr zu. Sie kannte seine Anhänglichkeit und freute sich über ihn:

„Guten Morgen, Sascha, was rufest Du mich denn?"

„Ach Schwesterchen, ich wollte nur wissen, ob Du etwas nöthig hast ... Der Papa ist sehr böse, er hat den Leuten verboten, auf Dich zu hören; aber sag's nur mir, wenn Du etwas haben willst, ich werde Dir's schon besorgen!"

„Danke schönstens, Brüderchen .... Höre Sascha," setzte sie hinzu, „Du weißt die alte Eiche mit der Höhlung bei der Laube?"

„Ja, liebe Schwester, ich weiß ..."

„Wenn Du mich lieb hast, so lauf' schnell dahin und leg' den Ring in die Höhlung, aber gieb Acht, daß Dich Niemand sieht!

Dabei warf sie ihm den Ring hinunter und schloß das Fenster.

Der Knabe erhaschte den Ring, fing aus Leibeskräften an zu laufen und stand in wenigen Minuten bei dem Baume. Hier schöpfte er Athem, sah sich schüchtern nach allen Seiten um und legte den Ring in die Höhlung. Als er Alles wohlbedächtig besorgt, schickte er sich an Marien sogleich davon zu benachrichtigen. Plötzlich trat ein rothhaariger, zerlumpter Bube aus der Laube, eilte auf die Eiche zu und ließ seine Hand in die Höhlung gleiten. Wie ein Eichhörnchen sprang Sascha auf den Buben los und klammerte sich mit beiden Armen an ihn fest.

„Was machst Du hier?" rief er dem fremden Buben zu.

„Was kümmert's Dich?" sagte dieser und suchte sich loszumachen.

„Laß den Ring liegen, Rothkopf!" schrie Sascha, oder ich will Dir's lehren!"

Statt aller Antwort schlug ihn dieser mit geballter Faust ins Gesicht, doch sein Gegner ließ ihn nicht los und schrie aus vollem Halse: „Diebe, Diebe! Zu Hülfe! zu Hülfe!"

Nach langem Ringen gelang es dem ältern und stärkern Buben den kleinen Sascha niederzuwerfen und ihm

die Gurgel festzudrücken; das arme Kind hatte kaum noch die Kraft, ihm am struppigen rothen Haar zu fassen, als plötzlich der Gärtner Stepan herbeieilte und den Bettelbuben wie einen Ball in die Höhe hob:

„Ei Du Bestie," begann der Gärtner, „wie unterstehst Du Dich's, unsern jungen Herrn zu schlagen?"

Sascha war unterdeß wieder aufgesprungen: „Hätt'st Du mich nicht ins Mäuschen gefaßt," rechtfertigte er sich, Du hättest mich wahrlich nicht untergekriegt. Gieb den Ring her und packe Dich fort!"

„Ei warum nicht gar!" rief der Junge, entwand sich des Gärtners Händen und wollte davon laufen; im Nu aber hatte ihn Sascha ereilt, im Rücken gefaßt und niedergeworfen. Stepan war unterdeß nachgekommen und hatte seinen Leibgurt abgenommen, um ihn zu binden.

„Den Ring her!" schrie Sascha.

„Warte, junger Herr," sagte Stepan, „wir wollen ihn zum Verwalter bringen, damit er dort Red' und Antwort giebt."

Der Gärtner hob den Buben auf, und trug ihn nach dem Herrnhofe; Sascha folgte hinterdrein, indem er ängstlich seine zerrissenen und beschmutzten Beinkleider betrachtete. Sie waren kaum ein Stück Wegs gegangen

als ihnen Kyrill Petrowitsch entgegentrat, der eben seine Hundeställe besichtigen wollte.

„Was ist das?" fragte er Stepan.

Stepan erzählte den Vorfall mit kurzen Worten. Kyrill Petrowitsch hörte aufmerksam zu.

„Und Du Schlingel," sagte er zu Sascha gewendet, „warum hast Du mit ihm angebunden?"

„Er hat den Ring aus dem Baume gestohlen, Papa... Befehlen Sie ihm, daß er den Ring herausgiebt ..."

„Was für 'nen Ring? Was für'n Baum?" fragte Trojekuroff hastig.

„Mir hatte Schwester Marie ... 's ist der Ring ..."

Sascha wurde verwirrt und fing an zu stottern. Trojekuroff runzelte die Stirn, schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Da steckt das Mädel drunter! Gesteh mir auf der Stelle Alles, oder ich will Dich durchhauen, daß Du nicht wissen sollst, wo Dir der Kopf steht ..."

„Gewiß guter Papa, ich ... Marie hat mich nichts geheißen, Papa!"

„Stepan," rief Trojekuroff, „geschwind, schneide mir ein Bündel frische Weidenruthen ab!"

„Ach lieber Papa," jammerte Sascha, „ich will ja Alles gestehen... Ich lief heute früh auf dem Hofe herum und da machte Schwester Marie das Fenster auf ... und

da ließ sie den Ring unversehens herunterfallen, — und da hob ich ihn auf und steckte ihn in den hohlen Baum, und — und — der Rothkopf wollte den Ring mausen."

„Sie ließ den Ring unversehens fallen," sagte Trojekuroff, „und da hast Du ihn in den hohlen Baum stecken wollen ... Ruthen her, Stepan!"

„Ach Papa, warten Sie ein wenig, ich will Alles erzählen ..."

Sascha erzählte den wirklichen Hergang; Trojekuroff wendete sich zu dem Bettelbuben.

„Und Du," fragte er, „wer bist Du?"

„Ein Hofjunge der Herren Dubroffsky," antwortete der Bube.

Trojekuroff's Antlitz verfinsterte sich: „Du scheinst mich nicht für Deinen Herrn anzusehen — gut! Aber was machst Du in meinem Garten?"

„Habe Beeren gemaust ... "

„Aha, wie der Herr, so der Knecht ... Aber wachsen denn die Erdbeeren bei mir auf Bäumen? Hast Du so etwas gehört?"

Der Bube sagte kein Wort.

„Papa," hob Sascha an, „befehlen Sie ihm, daß er den Ring herausgiebt."

„Schweig, Alexander," sagte Trojekuroff, „und ver-

giß nicht, daß wir nachher unsere Sache abmachen werden. Marsch, auf Dein Zimmer. Und Du Bursche scheinst mir's hinter den Ohren zu haben. Wenn Du mir die Wahrheit gestehst, so sollst Du keine Prügel und obendrein noch ein Trinkgeld haben. Gieb mir den Ring!"

Der Junge zeigte ihm die leere Hand.

„Nu warte, ich will Dich schon kriegen. Nu, wird's bald?"

Der Junge sagte kein Wort und machte ein Schafsgesicht.

„Gut," sagte Trojekuroff nach einer Weile, „Stepan, sperre den Jungen ins Hundeloch und paß' auf, daß er nicht davonläuft oder ich ziehe euch Allen das Fell über die Ohren!"

Stepan sperrte den Jungen ins Loch und stellte einen Wächter davor.

„Es ist kein Zweifel — Marie steht in Verbindung mit dem verwünschten Dubroffsky," dachte Kyrill Petrowitsch und ging laut pfeifend in seinem Zimmer auf und ab. Wenn sie ihn aber wirklich zu Hülfe gerufen hat, so kommen wir dem Burschen wenigstens auf die Spur und er soll uns nicht wieder entwischen ... Man muß die Gelegenheit benutzen ..."

Eine Britschka fuhr in den Hof, der Kreishaupt-

mann stieg aus. Trojekuroff befahl, den Jungen herzuführen und ging dem Hauptmann entgegen.

„Eine herrliche Nachricht!“ rief Kyrill Petrowitsch schon von weitem, „ich habe den Dubroffsky gefangen!“

„Gott sei Dank, Excellenz,“ erwiederte der Hauptmann und rieb sich vergnügt die Hände. „Wo ist der Kerl?“

„Das heißt ihn selber haben wir nicht, aber Einen von seiner Bande. Gleich wird man ihn herbringen. Er wird uns dazu verhelfen, daß wir den Hauptmann selber fangen. Da kommt er!“

Der Kreishauptmann, der einen fürchterlichen Räuber erwartete, war höchst verwundert, als er einen zwölfjährigen Knaben von schwächlichem Aeußern vor sich sah. Er wendete sich mit zweifelhaftem Blicke nach Trojekuroff hin und schien eine Aufklärung zu erwarten. Kyrill Petrowitsch erzählte die Schlägerei zwischen den Knaben, ohne jedoch Marien zu erwähnen. Der Hauptmann hörte aufmerksam zu und betrachtete alle Augenblicke den Buben, der fortwährend den Dummen spielte und auf Alles, was um ihn vorging, nicht im Mindesten aufzumerken schien.

„Erlauben Sie mir ein Wörtchen unter vier Augen, Excellenz,“ sprach endlich der Hauptmann. Kyrill Petrowitsch führte ihn in ein Nebenzimmer. Nach einer halben

Stunde traten Beide wiederum in den Saal, wo der Arrestant auf sein Urtheil harrte.

„Der Herr wollte Dich ins Stadtgefängniß abführen lassen," sprach der Hauptmann, „damit man Dir dort die Peitsche gäbe und Dich nachher in die Ansiedlungen schickte, ich habe bei ihm aber für Dich 'ne Fürbitte eingelegt und Dir Begnadigung ausgewirkt .... Bindet ihn los!"

Man band den Buben los.

„Bedanke Dich bei dem Herrn!" fuhr der Hauptmann fort.

Der Junge ging auf Kyrill Petrowitsch zu, bückte sich und küßte ihm die Hand.

„Nu mach' daß Du nach Hause kommst," sagte Trojekuroff, „und daß Du mir künftig keine Erdbeeren in hohlen Bäumen stiehlst!"

Der Bube lief zur Thür hinaus, sprang vergnügt die Treppe hinunter und eilte ohne sich umzusehen davon und über's Feld nach Kistenoffka. Am Anfang des Dörfchens blieb er vor einer verfallenen Bauerhütte stehn und pochte ans Fensterchen. Das Fenster ward zurückgeschoben und ein altes Weib ward sichtbar.

„Großmutter, ein Stück Brod," sagte der Bube,

habe den ganzen Tag nichts gegessen, ich sterbe vor Hunger!“

„Ach Du bist's, Mischa; wo hattest Du Dich hinverlaufen, Teufelsbrut?“ brummte die Alte.

„Will's Dir nachher erzählen, Großmutter ... Um's Himmelswillen, 'n Stück Brod!“

„Komm nur 'rein!“

„Kann nicht, Großmutter, muß noch wohinlaufen, Brod, Brod!“

Die Alte grollte und reichte ihm eine Brodrinde hin. Der Bube biß gierig hinein und trabte kauend weiter.

Die Dämmerung war unterdessen angebrochen und Mischa näherte sich dem Walde. Als er bei den zwei hohen Fichten ankam, die wie zwei Wächter am Waldeseingang standen, hielt er an, sah sich nach allen Seiten um und fing dann an auf den zwei Mittelfingern zu pfeifen, was er vermochte .... Er horchte auf — ein anhaltender, schneidender Pfiff antwortete ihm, — Jemand kam aus dem Walde auf den Knaben zugeeilt.

Achtzehntes Kapitel.

Kyrill Petrowitsch ging pfeifend im Saale auf und ab. Das ganze Haus war in Bewegung, Diener und Mägde liefen geschäftig durch einander. Auf dem Hofe versammelten sich die Leute. Im Toilettenzimmer arrangirte eine Dame, von den Kammermädchen umringt, den Kopfputz Mariens, die bleich und starr vor dem Spiegel saß. Nur dann und wann, so oft bei Befestigung der zahlreichen Brillanten ihr ein Weh geschah, ließ sie ein schmerzliches Ach! vernehmen, — — sonst gab sie keinen Laut von sich.

„Bald fertig?" erschallte Trojekuroff's rauhe Stimme an der Thür.

„Augenblicklich," antworte die Dame ... Betrachten Sie sich im Spiegel, Marie Kyrillowna," sagte sie zu Marien, „ob Alles so recht ist."

Marie stand auf und sagte kein Wort. Die Thüren wurden geöffnet.

„Die Braut ist fertig," sagte die Dame zu Trojekuroff, „lassen Sie den Wagen vorfahren ..."

„Nun in Gottesnamen, komm' her zu mir," sagte

Trojekuroff mit bewegter Stimme und nahm ein Heiligenbild vom Tische. Nimm meinen Segen, Marie!“

Das arme Mädchen fiel ihm zu Füßen und schluchzte...

„Vater ... Vater!“ sagte sie und Thränen erstickten ihre Stimme.

Trojekuroff beeilte sich, ihr seinen Segen zu geben; man hob sie auf und trug sie halb ohnmächtig in den Wagen. Neben ihr nahm die Brautmutter Platz und ein Kammermädchen stieg mit ein. Man fuhr zur Kirche. Dort erwartete sie der Bräutigam. Er ging der Braut entgegen, deren Todtenblässe und seltsamer Blick ihm auffiel. Sie wandelten neben einander durch das kalte, leere Kirchlein; hinter ihnen schloß man die Thüren. Der Geistliche trat hinter dem Altar hervor und begann sogleich die Ceremonie. Marie hörte nichts, sah nichts und hatte seit dem Morgen nur einen Gedanken: ob Dubroffsky nicht komme... Als aber der Pastor mit der herkömmlichen Frage zu ihr herantrat, erschrak sie heftig und wäre fast umgesunken, — doch sie zögerte noch mit der Antwort und hoffte und harrte noch immer. Der Geistliche wartete ihre Entscheidung nicht ab und sprach das unwiderrufliche Wort aus.

Die Ceremonie war zu Ende. Sie fühlte den kalten Kuß des widerwärtigen Gemahls auf ihren Lippen, sie

hörte die schmeichlerischen Glückwünsche der Anwesenden, und noch immer mochte sie nicht glauben, daß ihr Leben nun für ewige Zeit in Fesseln schmachte, daß Dubroffsky nicht herbeieile, sie zu befreien. — Der Fürst wendete sich jetzt mit Liebkosungsworten an sie, — sie verstand ihn nicht. Man trat aus der Kirche. In der Vorhalle drängten sich die Bauern aus Pakroffsky. Sie überflog die Menge mit raschem Blick und abermals versank sie in die frühere Stumpfheit. Die Neuvermählten setzten sich ein und der Wagen rollte im Fluge nach dem Gute des Fürsten, wohin Kyrill Petrowitsch schon zuvor aufgebrochen war, um das Paar zu empfangen. Allein mit seiner jungen Frau, war der Fürst nicht wenig bestürzt über ihre Eiseskälte, doch belästigte er sie nicht mit erheuchelten Phrasen und lächerlichem Entzücken, seine Worte waren schlicht und bedurften keiner Erwiederung. So waren sie ungefähr zehn Werst gefahren, die Pferde flogen über den hügeligen Feldweg und der Wagen berührte seine Federn kaum. Plötzlich hörte man das Geschrei von Nachsetzenden; im Nu war der Wagen angehalten und von einer Schaar bewaffneter Männer umringt. Eine hohe Gestalt mit halbmaskirtem Gesichte riß den Schlag von der Seite auf, wo die junge Fürstin saß und sagte: „Sie sind frei, steigen Sie aus!"

„Was soll das bedeuten?“ schrie der Fürst. „Wer ist der Mensch?“

„Dubroffsky,“ erwiederte die Fürstin.

Der Fürst verlor seine Geistesgegenwart nicht, schnell zog er ein Reisepistol aus der Wagentasche und feuerte es auf den maskirten Räuber ab. Die Fürstin schrie laut auf und deckte entsetzt ihr Gesicht mit beiden Händen. Dubroffsky war an der Schulter verwundet, sein Blut floß. Der Fürst benutzte den Augenblick und griff blitzschnell nach einem zweiten Pistol. Doch ehe er noch Zeit hatte abzudrücken, war er schon aus dem Wagen gerissen und ihm das Pistol von kräftiger Hand entwunden. Messer blitzten auf seiner Brust.

„Rühre ihn Keiner an!“ schrie Dubroffsky und seine wilden Gefährten ließen von ihrem Schlachtopfer.

„Sie sind frei!“ fuhr Dubroffsky zur Fürstin fort.

„Nun,“ sprach sie, „ist es zu spät, ich bin vermählt; die Frau des Fürsten!“

„Unmöglich!“ rief Dubroffsky in verzweifelndem Tone. Nein! Sie sind nicht seine Gemahlin, man hat Sie gezwungen ... Sie konnten nicht einwilligen!“

„Ich habe eingewilligt, er hat meinen Schwur —“ erwiederte sie mit fester Stimme. „Der Fürst ist mein Gemahl, geben Sie ihn frei und lassen Sie uns ziehen. Ich

habe nicht gelogen und Sie bis zum letzten Augenblicke erwartet ... doch jetzt ist Alles vorbei. Lassen Sie uns ziehen!"

Dubroffsky hörte sie nicht mehr. Der Schmerz seiner Wunde und die gewaltige Aufregung hatten seine Kräfte erschöpft. Er sank beim Wagen nieder, seine Gefährten umringten ihn. Er bemühte sich noch einige Worte hervorzubringen. Man setzte ihn auf sein Pferd, zwei Männer unterstützten ihn, ein dritter führte das Thier am Zügel. So verloren sie sich endlich auf einem Seitenpfade. Der Wagen blieb mitten im Wege stehen, die Diener geknebelt, die Stränge abgeschnitten; doch nichts war entwendet, kein Tropfen Blut von den Räubern vergossen worden, um das ihres Hauptmanns zu sühnen.

Neunzehntes Kapitel.

Mitten im Waldesdickicht, bei einem schmalen Wässerchen erhob sich eine kleine Erdfestung, aus Wall und Graben bestehend, dahinter sich einige Stroh- und Erdhütten befanden. Im Freien saß ein Haufe Männer, die an der bunten Tracht und Bewaffnung leicht als Räuber

zu erkennen waren. Vor ihnen loderte ein Feuer um den gemeinschaftlichen Speisekessel. Auf dem Walle saß ein Mann, zur Wacht ausgestellt, neben einer kleinen Kanone. Er war beschäftigt einen bunten Flicken auf seine Kurtka zu nähen und von Zeit zu Zeit blickte er sich nach allen Seiten um.

Unter dem Räuberhaufen ging ein irdener Krug von Hand zu Hand, aber ein seltsames Stillschweigen herrschte in dem Kreise. Die Männer hielten ihr Mittagsmahl; einer nach dem andern stand auf und sprach ein kurzes Gebet, dann zerstreuten sie sich, einige gingen in den Wald, andere in die Hütten oder streckten sich auf den grünen Rasen zum Schlummer hin.

Der Wächter war mit seiner Arbeit fertig, er räumte sein Werkzeug bei Seite, steckte die Nadel in den Aermel und betrachtete wohlgefällig den neuen Flicken auf dem alten Kleide. Darauf setzte er sich rittlings auf die Kanone und summte das alte traurige Lied: Warum rauschst du, meine Lust, grüner Eichenwald — Warum streckst du die langen Zweiglein heraus — Aus dem Blätterhaus — Grüner Eichenbaum! —

Er hatte kaum das Verslein gesungen, als sich die Thür einer der Strohhütten aufthat und eine Alte in

weißer Haube und reinlichem Anzuge auf der Schwelle erschien.

„Hör' auf, Stepka," sagte sie unwillig, „der Herr schläft und Du plärrst hier draußen, was Du nur kannst... Habt Ihr denn gar kein Gewissen und Mitleid?"

„Nu Petroffna, will nicht mehr singen," sprach der rauhe Mann demüthig, „mag unser Väterchen schlafen, daß er wieder heil wird!"

Die Alte verschwand in der Thür und Stepka ging auf dem Walle hin und her. In der Hütte, wo die Alte sich zeigte, lag hinter einem Verschlage auf dem Feldbette der verwundete Dubroffsky. Vor ihm auf einer Bank lagen zwei Pistolen, ein Säbel hing ihm zu Häupten. Der Boden und die Wände von Erde waren mit schönen Teppichen ausgeschmückt, im Winkel stand eine silberne Damentoilette und ein Spiegel. Auf dem Bette lag ein Buch, doch die Augen des Kranken schienen geschlossen, daß man nicht wußte, ob er schlummere oder nur nachdenke.

Plötzlich schrak Dubroffsky zusammen. Im Walde entstand ein Tumult, Stepka pochte ans Fenster.

„Väterchen Wladimir Andrejwitsch," sprach er, „die Unsern geben ein Zeichen, man ist uns auf der Spur!"

Dubroffsky sprang vom Lager auf, nahm seine Waf-

fen und trat aus der Hütte. Draußen tummelten sich die Räuber, bei seinem Erscheinen schwieg Alles ...

„Sind wir vollzählig?“ fragte Dubroffsky.

Man bejahte.

„Nun Jeder an seinen Platz!“ fuhr er fort.

In diesem Augenblick eilten drei von den ausgestellten Wächtern herbei. Dubroffsky ging ihnen entgegen.

„'s sind Soldaten im Wald, man umzingelt uns!“ berichtete Einer.

Dubroffsky ließ das Thor verrammeln und ging selbst die Kanone zu besichtigen. Stimmen hallten durch den Wald und kamen näher. Schweigend erwarteten die Räuber den Feind. Einige Soldaten zeigten sich und verschwanden alsbald wieder.

„Macht Euch fertig!“ rief Dubroffsky.

Ein Gemurmel erhob sich unter den Räubern, dann trat abermals die frühere Stille ein ... Man hörte in der Nähe Kommandoruf, die Gewehre blitzten zwischen den Bäumen. In wenigen Augenblicken zeigten sich gegen hundert und funfzig Soldaten, die mit Geschrei auf den Wall losstürmten. Dubroffsky legte die Lunte an — der Schuß krachte ... ein Mann war getödtet, mehrere verwundet. Es entstand eine Verwirrung unter den Soldaten, ihr Anführer aber stellte sich an die Spitze, Alle

folgten ihm und sprangen in den Graben. Die Räuber schossen unaufhörlich auf sie und griffen endlich zu den Aexten, um den Wall zu schützen, den die Soldaten mit doppelter Wuth zu erklimmen suchten, da schon viele von ihren Kameraden verwundet im Graben lagen. Ein blutiges Handgemenge entspann sich. Schon hatten die Soldaten den Wall erstürmt und die Räuber begannen zu weichen, als Dubroffsky mit gespanntem Pistol auf den Offizier losging und ihm ehe er sich's versah, in das Herz schoß. Der Offizier stürzte; schnell ergriffen ihn einige Soldaten, um ihn, ihren Anführer, in Sicherheit zu bringen, die anderen wichen zurück. Aufs Neue hierdurch ermuthigt, benutzten die Räuber diesen Augenblick der allgemeinen Bestürzung und warfen die Angreifenden mit leichter Mühe zurück. Der Sieg war entschieden. Dubroffsky sammelte seine Leute, ließ die Verwundeten herbeischaffen und verdoppelte die Wachen; dann schloß er sich abermals in seiner Festung ein ....

Dieses Ereigniß forderte die Regierung zu ernstlichen Maßregeln gegen Dubroffsky's verwegene Bande auf. Genaue Erkundigungen über seinen Aufenthalt wurden eingezogen und ein Regiment Soldaten abgeschickt, um

sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen. Man fing Einige von seiner Bande ein, die aussagten, er habe sich kurz nach dem Vorfalle von den Seinigen getrennt ....

Zuvor habe er noch seine Gefährten zusammenberufen und ihnen mitgetheilt, wie er gesonnen sei, sie zu verlassen; ihnen zugleich auch gerathen, ihre gräßliche Lebensweise aufzugeben.

„Ihr habt Euch unter meiner Führung etwas erworben," sprach er, „Jeder von Euch hat seinen Paß, mit dem er sich nach einem entfernten Kreis aufmachen und dort sein Leben auf ehrliche Art und im Wohlstande beschließen kann. Ihr seid aber sammt und sonders Gauner und wollt wahrscheinlich nicht von dem Handwerk lassen!"

Nach dieser Rede wäre er von den Gesellen geschieden und nur Archipp, der Schmied, mit ihm gezogen. Niemand wisse wohin.

Anfangs zweifelte man an der Wahrheit dieser Aussagen, denn die Anhänglichkeit der Räuber an ihren Hauptmann war bekannt. Man glaubte, sie wollten die Aufmerksamkeit nur von ihm ablenken, aber die Folge bestätigte Alles. Die furchtbaren Ueberfälle, Brand und Plünderung der Edelhöfe nahmen ein Ende, die Landstraßen wurden sicher. — Aus spätern Nachrichten erfuhr man, Dubroffsky sei außer Landes gegangen.

Das

Hohngelächter eines Todten.

Ein Kapriccio vom Fürsten Wladimir Odojeffsky.

Der Herbststurm erbrauste, der Strom stürzte wild über seine Ufer. Auf den breiten Straßen schwankten die Reverbèren hin und her und warfen lange gespensterhaft einherschwebende Schattenbilder; es schien, als würden die dunkeln Dächer, Basreliefs und Fensterrahmen bald vom Boden emporgehoben, bald aus der Höhe herabgeschleudert. In der großen Stadt herrschte noch überall Bewegung: die Trottoirs waren mit Fußgängern bedeckt; die nachtwandelnden Schönen gebrauchten den Sturm zum Vorwand, um ihr Antlitz zu verhüllen oder zu entschleiern, bald kehrten sie sich um, bald verweilten sie, die ausgelassene Jugend folgte mit lautem Gelächter hinterdrein, dem Winde dankend für sein unfeines Beginnen; das gesetztere Alter verurtheilte bald die Einen, bald die Andern mit strengem Richterspruch und beklagte nur im Vorüberwandeln, daß es ihm nicht mehr vergönnt sei, sich dem tollen Treiben beizugesellen. Das

Straßenpflaster hallte vom Rollen der rasch dahin fliegenden oder träg weilenden Rädern wieder und der dumpfe Schall dröhnte durch die Luft. Aus allen diesen verschiedenartigen und vereinzelten Bewegungen bildete sich ein Ganzes, das Leben jenes seltsamen Ungeheuers, aus aufgethürmten Steinhaufen geschaffen und eine bevölkerte Stadt genannt. Nur der Himmel blieb rein, schauervoll, bewegungslos und erwartete vergeblich den Blick, der sich zu ihm erhöbe.

So eben flog ein prächtiges Gespann über die von den steigenden Wellen sich hebende Brücke. Im Wagen saß ein junges Weib; ein blitzendes Stirnband schlang sich durch ihre schwarzen Flechten und schmolz mit den unverwelklichen Rosen zusammen, der blaue Sammetmantel beengte die breite Blonde, welche sich aus ihrem Kerker hervordrängte und das Gesicht der schönen Frau überströmte, gleich den Wolkenhüllen, mit denen die Maler die Köpfe ihrer reizenden Schöpfungen überschatten.

Neben der reizenden Gestalt saß ein Mensch in mittleren Jahren mit einer von den Physionomien, die weder durch Häßlichkeit der äußern Formen, noch durch Schönheit des geistigen Ausdrucks überraschen, die weder anziehen, noch zurückstoßen. Er gehörte zur Zahl derjenigen Leute, denen man, ohne durch ihren Anblick verletzt zu

werden, in einem Salon begegnet und an welchen man zwanzig Mal vorübergeht, ohne sie zu bemerken; für die man kein herzliches Wort hat, aber in deren Gegenwart man jene Gefühle fürchtet, die unwillkürlich sich vom Grunde des Herzens losreißen und uns so lange quälen, bis wir denselben Gestalt und Leben geliehen. Mit einem Worte, in Augenblicken starker geistiger Bewegung des eignen Innern wäre die Gegenwart dieses Menschen unbequem, beängstigend gewesen, im Moment der Begeisterung — würde man ihn aus dem Fenster geworfen haben.

Erschreckt von den Wogenbergen des wildtobenden Stroms, dem furchtbaren Geheul des Windes blickte das schöne Weib bald unwillkürlich aus dem Fenster, bald schmiegte sie sich angsterfüllt an ihren Begleiter, der sie mit verbrauchten Phrasen zu beruhigen suchte, wie sie die fühllose Kleingeisterei schon seit alten Zeiten erfand, die ohne inneren Glauben hingeworfen und ohne Ueberzeugung hingenommen werden. Indessen näherte sich die Karosse rasch einem hellerleuchteten Hotel, hinter dessen prächtigen Spiegelscheiben luftige Schatten unter den rauschenden Klängen der Ballmusik vorüberschwebten.

Plötzlich standen die Pferde still: feierliche Gesänge erschallten, dunkelrothe Flammen erhellten die Straße, Männer im schwarzen Kleide mit Fackeln in den Händen

schritten einher, hinter ihnen bewegte sich langsam der Katafalk. Das schöne Weib blickte hinaus, ein heftiger Windstoß erhob die eiseskalte Decke des Sarges und ihr schien es, als höbe auch der Todte sein fahles Antlitz und schaue sie an mit jenem unbeweglichem Lächeln, womit Todte der Lebenden spotten. Ein Seufzer drängte sich aus der gequälten Brust der holden Frau und fast bewußtlos drückte sie sich an die innere Wand des Wagens.

Es gab eine Zeit, wo sie die Züge dieses jungen Mannes schaute, wo sie ihn und jede Falte seines Herzens kannte, jedes halbgesprochene Wort seines Mundes begriff, wo sie jedes Zucken seines Auges wahrnahm — sie kannte, sie verstand ihn; damals aber war es eine jener Meinungen der Welt, welche gewöhnlich im Leben für unentbehrlich zur Begründung des Familienglücks gelten und denen man Genie, Tugend, Gefühl und gesunden Menschenverstand zum Opfer bringt, jedoch Alles nur für wenige Monate — eine Meinung der Art war es, welche einen unübersteiglichen Wall zwischen ihr und dem Jünglinge bildete. Sie gehorchte. Sie gehorchte aber nicht ihrem Gefühle, — nein, sie erstickte den heiligen Funken, der in ihrer Seele glühte, und beugte sich dem Dämon, der das Glück und den Ruhm der Erde vertheilt und der Dämon begrüßte freudig ihre Unterwerfung und lohnte ihr

durch „eine gute Partie" und nannte ihre Berechnung — Tugend, ihre vorurtheilsfreie Beschränktheit — Klugheit, ihre optische Selbsttäuschung — den Zug des Herzens, und das schöne Weib war beinahe stolz auf dieses Lob.

Doch in der Liebe des Jünglings vereinigten sich die heiligsten und edelsten Gefühle, sein Leben ward belebt durch ihr wohlthätiges Feuer, wie die prächtige duftende Aloe vom Strahl der Tropensonne, dem Jüngling waren die Augenblicke theuer, wo das Herz stürmischer klopft, in denen man Ewigkeiten lebt und wo die Engel in die geheimnißvolle Tiefe des Menschenherzens hinabsteigen.

Vergeblich wäre es gewesen, durch solche Gefühle das matte Herz des Weibes zu fesseln, welches ununterbrochen von den Berechnungen der Convenienz durchkältet war; vergeblich durch sie ihren Verstand zu begeistern, den fortwährend solche Richter der öffentlichen Meinung irre geleiteten, welche die Kunst verstanden, Andere nach sich zu beurtheilen, das Gefühl nach Berechnung, den Geist nach ihrer Kenntniß der Welt, die Poesie nach dem Gewinn, den sie abwirft, den Glauben nach schlau berechneter Politik und die Zukunft nach der Vergangenheit.

Und Alles wurde verschmäht — des Jünglings reine Glut und die Begeisterung, welche sie anfachte. Sie nannte diese Leidenschaft eine Aufwallung der Phantasie,

seine tiefen Qualen — eine vorübergehende Krankheit des Verstandes, das Flehen seiner Blicke — eine poetische Modegrille. — So führte ihn das Weib durch alle jene Täuschungen hindurch, die nichts im Herzen zurücklassen, als eine gräßliche Oede, nachdem Liebe, Hoffnung und edles Selbstgefühl daraus gewichen.

Jetzt, im Angesichte des Todten, las das schöne Weib die schwere Schuld, die sie verbrochen; in einem Augenblicke zog die ganze Vergangenheit durch ihr Herz und schwer fiel auf dasselbe des Jünglings Tod, nicht der des Leibes, denn die wild verzerrten Züge gaben schrecklichen Bericht von einem anderen Tode. Wer weiß, was aus dem Jüngling ward, als von der Kälte höllischer Qualen zusammengepreßt die Saiten auf dem harmonischen Grunde seiner Seele sprangen, als er erlag, erdrückt von der Last des kaum begonnenen Lebens, als seine Seele im vergeblichen Kampfe sich abmühte und gedemüthigt, doch nicht überzeugt, sogar den Zweifel mit Hohngelächter von sich stieß, — diesen letzten heiligen Funken des gebrochnen Herzens. Wer weiß, ob er nicht alle Künste der Verführung aus der Hölle heraufbeschwor, ob er nicht alle Süßigkeit schnöden Trugs, alle Wollust der Rache, alle Vortheile nackter, schamloser Niederträchtigkeit begriff; vielleicht, nachdem zuvor sein Herz vom Gebet durch-

glüht war, verwünschte der leidenschaftliche Jüngling alles, was Tugend heißt. Vielleicht versenkte sich alle Thatkraft, zu hohen Dingen im Leben ausersehen, in die Kenntniß des Lasters und erschöpfte dessen Gebiet mit gleicher Energie, als sie vor Zeiten die Wissenschaft der Tugend erschöpft haben würde, dieselbe Thatkraft, die den Stolz des Wissens mit der Demuth des Glaubens zu versöhnen bestimmt war, ließ vielleicht die bittere, erdrückende Reue sich mit dem Moment der Frevelthat verschmelzen ....

Die Karrosse hielt. Das bleiche, bebende Weib vermochte kaum die Marmorstufen zu ersteigen, obgleich der Hohn ihres Gemahls und Gefährten in ihr die schwindende Kraft wieder erweckte. Jetzt trat sie ein und bald darauf begab sie sich zum Tanze; doch das Blut ergoß sich siedend in ihr Gehirn, die fühllose, hölzerne Hand, die sie den tanzenden Paaren nachzieht, ruft ihr die glühende Rechte ins Gedächtniß, die sich krampfhaft ballte, wenn dieselbe die ihrige berührte, das unsinnige Getöse der Ballmusik weckt in ihr die Erinnerung an die Seufzer, welche sich der Seele des Jünglings entrangen.

Unter den dichtgedrängten Haufen befinden sich Menschen allerlei Gelichters, während der lustigen Weise des Contretanzes werden Tausende von Intriguen gesponnen, von Netzen ausgespannt, zahlreiche Aërolithen umkreisen

den Eintagskometen, der Verräther beugt sich in Demuth seinem Schlachtopfer; hier hörte man ein nichtssagendes, bedeutungsloses Wort an einen geheimnißvoll ersonnenen langjährigen Plan geknüpft, dort glitt ein verächtliches Lächeln über ein prächtig schönes Antlitz und machte einen flehenden Blick zu Eis gerinnen; da schleicht im Stillen die heimliche Sünde und triumphirende Niederträchtigkeit trägt hochmüthig den Stempel der Selbstverleugnung.

Ein dumpfes Geräusch wurde vernommen .... die schöne Frau wendete den Blick und sieht, wie einige sich leise ins Ohr flüstern, andere rasch aus dem Saale eilen und verstört und bebend wieder zurückkehren. Jetzt ergellte von allen Seiten das Geschrei: die Flut! die Flut! Alles stürzte nach der Pforte, doch schon war's zu spät! Die Wassermasse umdrängte bereits das Erdgeschoß. An einem andern Ende des Saales spielte noch immer die Musik; dort tanzt man noch, spricht von dem eitlen Treiben der Zukunft, überdenkt das schnöde vollbrachte Thun von gestern und das, was morgen zu beginnen sei — — dort weilen ferner Menschen, die niemals denken. Bald war jedoch die Schreckensbotschaft auch bis hieher gedrungen, die Musik verstummte, Alles gerieth in Verwirrung.

Was erbleichen nur alle Gesichter? Weshalb preßt

jener gewandte Redner die bebenden Lippen zusammen? Was stammelt die Zunge dieses trotzig blickenden Helden? Weshalb überstürzt sich diese stolze Dame in ungestümer Hast, während kaum zuvor jeder Schritt derselben eine Herablassung für die sie Umgebenden schien? Warum forscht dieser besternte Herr mit so ängstlichem Frageton, da jeder überflüssige Blick früher ihm eine Entwürdigung dünkte? So gibt es also für diesen Menschenknäuel noch etwas auf der Welt, außer ihren Alltagsintriguen, Kabalen und Kalkülen? O nein! — Alles ist Sinnestäuschung, leeres Geschwätz, Alles wird vorübergehen! Wiederum bricht der morgende Tag an und man fährt fort in dem begonnenen Treiben — seine Gegner zu stürzen, den Freund zu täuschen und zu neuen Aemtern emporzukriechen! Doch hört: Einige Tolldreiste, die noch weniger als alle Anderen etwas vom Leben oder Tode halten, versichern, daß die Gefahr gering und das Wasser in Kurzem wieder fallen werde; sie lachen, scherzen, schlagen vor, den Ball fortzusetzen, wie das Kartenspiel, sie freuen sich über die Gelegenheit, die sie veranlaßt, bis zur morgenden Nacht beisammen zu bleiben, denn im Verlauf dieser Zeit wird sie nicht die mindeste Langeweile plagen. Da drüben in dem geräumigen Gemache sind die Tafeln gedeckt, der kostbare Wein schäumt in den krystallnen

Behältern, alles, was von seltenen Erzeugnissen der Natur den Gaumen zu kitzeln vermag, ist auf den Schüsseln zusammengehäuft. Gleichviel, wenn auch ringsumher das Jammergeschrei der Sterbenden ergellt, jene Weltphilosophen haben es gelernt, ihr Herz schwachmüthigen Regungen zu verschließen. Doch bald hört ihr nichts mehr, ein Zittern befällt euch, der kalte Schweiß strömt von euch herab und Schauder durchzuckt eure Brust! Das Wasser schwillt immer höher und höher, vergeblich öffnet ihr die Fenster um Hülfe flehend, euch gibt nur das Pfeifen des Sturmwinds Antwort und die weißlichen Fluten, wie entfesselte Tiger, stürzen durch die glänzenden Scheiben. Noch eine Minute und die üppigen Gewänder eurer Frauen werden benetzt, — noch eine Minute und der prahlerische Ehrenschmuck auf eurer Brust vermehrt höchstens noch die eigne Schwere und zieht euch hinab in den kalten Abgrund. Wehe, wehe! Wo sind die allesvermögenden Hülfsmittel der Wissenschaft, welche der Naturgewalten spotten? Die Wissenschaft, ihr Herren, verging vor eurem Anhauch! Wo ist das Gebet, das Berge ebnet? Die Bedeutung dieses Worts habt ihr verloren! Doch was bleibt euch? Tod, Tod, der schreckliche, der langsame Tod! Aber Muth gefaßt: was ist der Tod? Ihr seid praktische, wohlerfahrne Leute; wohl wahr, ihr verschmäht die

Unschuld der Tauben und habt dafür die Klugheit der Schlangen gewonnen; ist's wohl möglich, daß ihr inmitten eurer feinen und schlauen Berechnungen nie daran dachtet, daß es ein so wichtig Ding geben könne? Probirt euren Scharfsinn am Tode, versucht an ihm eure gewöhnlichen Mittel: ob er sich nicht durch glattzüngige Rede täuschen, nicht erkaufen oder endlich anschwärzen läßt? Vielleicht wird er durch euren eiseskalten, selbstgefälligen und unerbittlichen Blick zurückgeschreckt? — Doch Alles umsonst! — Sieh', schon wanken die Mauern, ein Fenster stürzt und ein zweites, die Flut wälzt sich hindurch und erfüllt den Saal, sieh' da in der Oeffnung erscheint's riesengroß und schwarz .... Ist keine Rettung möglich? Nein, nein, der schwarze Sarg schwankt in den Saal — der Todte naht, die Lebenden zu besuchen und sie zu seinem Feste zu laden! Die Girandolen knistern und verlöschen, die Wogen peitschen das Parket und führen Alles mit sich fort, was ihnen begegnet: Gemälde, Spiegel, Blumen — Alles im wirren Durcheinander, Alles kracht und stürzt dahin. Zuweilen taucht aus dem Wogenschwall ein verstörtes Antlitz empor, es ergellt noch ein durchdringender Schrei und Alles verschwindet wieder in den Abgrund, nur der geöffnete Sarg schaukelt sich auf der Höhe der Flut und schlägt bald mit der Marmorwöl-

bung einer prächtigen Vase zusammen, bald wird er aufs Neue nach der Mitte des Saales getrieben ....

Vergeblich fleht das schöne Weib um Hülfe und ruft den Gemahl — sie fühlt bereits, wie die Gewänder sich fest an ihren Körper schmiegen, wie dieselben schwerer werden und sie in die Tiefe hinabziehn, da — plötzlich! — mit Donnergeräusch stürzen die Mauern, bricht die Decke zusammen und der Sarg, wie Alles, was sich im Saale befand, wird von den Wellen fortgerissen, hinaus ins unabsehbare Meer .... Alles schweigt, nur der Sturm braust und treibt die kleinen, rauchfarbigen Wölkchen vor dem Monde einher, und sein Licht, wie bläuliche Blitze, erleuchtet zu Zeiten den drohenden Himmel und den unerbittlichen Abgrund, über welchem der offne Sarg dahingeleitet, während die Woge das bleiche Weib, ein anderes Todesbild, ihm nachtreibt. Beide allein inmitten der empörten Elemente: der Todte und sie, sie und der Todte, keine Hülfe, keine Rettung! Ihre Glieder sind erstarrt, ihre Zähne aneinandergepreßt, ihre Kräfte versiegt, in bewußtloser Angst erfaßt sie den Rand des Sarges; der Sarg senkt sich nach ihrer Seite, das Haupt des Todten berührt den Kopf der schönen Frau, die kalten Tropfen träufeln von seinem Antlitz auf das ihrige, aus seinen erstarrten Augen grinst drohender Vorwurf und

bittrer Hohn. Von Schauder ergriffen läßt sie den Sarg los, und abermals, unwillkürlich von Liebe zum Leben getrieben, erfaßt sie denselben und wie zuvor senkt sich der Sarg, des Todten Antlitz schwebt über dem ihrigen und mit geschlossenem Munde zischelt er ihr ins Ohr: „Sei mir gegrüßt, Elisabeth, Du weltkluges Weib!“ — und eine unwiderstehliche Gewalt zieht sie hinab in die Tiefe. Schon fühlt sie, wie die salzige Welle ihre Zunge bespült, wie dieselbe ihr Ohr durchrauscht, wie sie das Hirnmark ihres Hauptes schwellt und das Auge blendet, und immer noch streckt sich der Todte über sie hin und sie vernimmt sein Hohngelächter: „Sei mir gegrüßt, Elisabeth, Du weltkluges Weib!“ —

Als Elisabeth die Augen aufschlug, lag sie auf ihrem Bett, die Sonnenstrahlen vergoldeten die grünen Draperien des Gemachs, und ihr Gemahl, im Fauteuil à la Voltaire verdrießlich gähnend, unterhielt sich mit dem Arzte.

„Wollen Sie gütigst bemerken,“ sprach der Letztere, „daß die Sache klar zu Tage liegt, denn jede starke Gemüthsbewegung, durch Aerger und Unwillen, betrübende

Erinnerungen oder krankhafte Zustände veranlaßt, wirkt unmittelbar aufs Herz, das Herz wiederum steht in Verbindung mit den Nerven des Gehirns, welche, verbunden mit den äußern Empfindungen, in deren Harmonie störend eingreifen; dann geräth der Mensch in einen schlafähnlichen Zustand, in welchem er eine ganz eigenthümliche Welt sieht, und hier gehört denn die eine Hälfte der von ihm wahrgenommenen Gegenstände der wirklichen Welt an, die andere aber der phantastischen Traumwelt in seinem Innern ....

Der im Lehnsessel Gähnende hörte schon längst kein Wort mehr von den wissenschaftlich pathologisch-psychologischen Auseinandersetzungen des gelehrten Doctors ....

Während dieses Vorgangs begegneten sich zwei Herren im Vestibul des Hotels.

„Nun, wie geht's mit der Fürstin?" fragte der Eine.

„'s hat nichts zu sagen ... Weiberpossen!" erwiederte der Gefragte. „Sie hat unsern Ball nur gestört durch ihre Ohnmacht, ich glaube steif und fest, daß das Alles nichts als Verstellung war, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn."

„Ach, scheltet sie nicht," fiel der Andere ihm ins Wort, „sie hat ohnedies ihr Theil schon von ihrem Manne bekommen; übrigens war's auch wirklich ärgerlich und es

hätte Jeden verdrossen, noch nie im Leben habe ich solch' 'nen Treffer gesehn, zehn Mal nach der Reihe zog er den König, in einer Viertelstunde gewann er fünftausend Rubel und wenn nicht ...."

Die letzten Worte verhalten im Getöse der vorüberfahrenden Equipagen.

Ein Jahr nach der gedachten Ohnmacht, auf einem hocharistokratischen Balle, unterhielt sich ein Mann in mittleren Jahren mit einer Dame.

„Es freut mich doppelt, Fürstin, Sie hier zu treffen," sprach er, „da ich eine Bitte an Sie habe .... Sind Sie morgen Abend zu sprechen?"

„Womit kann ich dienen?"

„Ich bin aufgefordert worden, Ihnen einen jungen, höchst interessanten Mann vorzustellen ...."

„Um Gotteswillen," unterbrach ihn die Dame in ärgerlicher Hast, „verschonen Sie mich mit diesen jungen, höchst interessanten Leuten samt ihren Träumereien, Gefühlen und Ideen. Man muß im Gespräch mit solchen Sujets immer an Alles denken, was man spricht, und das ist mir eben so lästig als langweilig, auch habe ich ein für alle Mal meinen Bekannten erklärt, mir nur Leute vorzustellen, die ohne Pretensionen sind, die vortrefflich vom gestrigen Balle und sonst nichts weiter sprechen; Solche

sollen mir immer willkommen sein und für sie steht meine Thür offen.“ —

Die Dame wendete ihr Gesicht — es war die schwachnervige Fürstin Elisabeth; der Herr, der sich so eben mit ihr unterhielt — ihr Gemahl, der Gähnende im Lehnstuhl, der glückliche Pointeur: ....

Der Sergeant

Iwan Iwanowitsch Iwanoff.

Von Nestor Kukolnik.

I.

Einleitung.

Unweit der Provinzialstadt Kostroma, fast dicht in der Nachbarschaft der Tatarenvorstadt auf einer kleinen Anhöhe stand der herrschaftliche Wohnsitz der Witwe Landuschewa. Einige Fuhrwerke und die daran befestigten Pferde ließen keinen Zweifel, daß Frau Barbara Sergejewna Gäste hatte, aus den zierlich aufgeputzten Wagen und Pferden konnte man sogar auf Gäste vornehmen Ranges aus der Stadt schließen, namentlich da unter den Kibitken sich auch — eine Kutsche befand. In Kostroma eine Kutsche! Und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts! Kein Wunder also daß am Hofthor ein Haufe müssigen Volks von beiderlei Geschlecht, die aus der Edelfrau nahem Dorfe und der Tatarenvorstadt herbeigelaufen waren, die Augen weit aufrissen.

„Du mußt wissen, Jerema, daß der Wojewode selbst

in dem Isba *) angekommen ist," sprach ein schlanker, ansehnlicher Bursch im schlichten aber reinlichen Kaftan.

„Siehst Du, erwiederte Jerema und zeigte auf die Kutsche, „das Fenster haben sie im Isba aufgemacht, doch wohl nur, um's auszulüften ..."

„Versteht sich um's auszulüften! Was meinst Du dazu, Jerema, wenn ich mit Marthen am Sonntag in dem Weltwunder zur Trauung führe?"

„Sieh' mal Einer, was der sich ausdenkt! Der Wojewode ist ein vornehmer Offizier, dem's nach seinem Range zukommt, in dem Fuhrwerke zu sitzen, aber Du wirst wohl auch im Schlitten hinkommen ...

„Wenn ich nur erst 'mal hinkomme! Was sagt nur die Herrschaft? Ich komme mit Marthen her um Erlaubniß zu bitten, und müssen grad' Gäste aus der Stadt hier sein, da werden sie sich wohl hüten, sich mit Unsereinem abzugeben ...

„Nun so laß es bis morgen ...

„'s ist nicht all' Eins, Jerema; wenn der Jungherr zu Haus, aber nicht schläft, kommt man gar nicht bei der Herrschaft an. Man muß es immer so einrichten, wenn er mit den Tataren auf der Hetz ist oder mit dem

---

*) Ein russisches Bauerhaus.

Djädka *) das Wild an der Wolga schießt oder den Mädchen nachstellt, und dann noch muß man auf der Hut sein ...“

„Ein Schalk ist der Jungherr, das muß wahr sein.“

„Ein schöner Schalk! Hat dem Andruschka schon die dritte Braut abgejagt und auf den Hof geschleppt ... Ein Kind, spricht die Herrschaft, behüte der Himmel vor solchem Kinde!“

Zu gleicher Zeit aber jagte auf kleinem Pferde ein junger Herr von achtzehn Jahren in den Hof, angethan mit einem zierlichen blautuchenen Halbpelz, die Zobelmütze auf dem Kopfe, wie's damals bei den Kindern der Edelleute Sitte war. Hinter ihm drein galloppirte auf ungeheurer Rosinante Jephremitsch, Landuscheffs Djädka, Hände und Füße in Bewegung setzend, um den theuren Pflegbefohlenen einzuholen, endlich schloß ein berittenes Gefolg den Zug. Wladimir, so hieß der Junker, sprengte mitten unter den Haufen, schwenkte die Peitsche und schrie: „Auseinander oder ich zerquetsche Euch!“

Die armen Gaffer stoben auseinander, nur Iwan, seine hübsche Begleiterin bei der Hand fassend, trat ein paar Schritte beiseit, ohne vor dem Reiter davonzulau-

---

*) Der Führer oder Aufseher eines jungen Herrn vom Stande.

fen. Wladimir warf dem verwegenen Burschen einen drohenden Blick zu, sah Marthen an und schrie auf: „Pfui der Schwarze, wie hübsch!“ Im Nu war er vom Pferde, die Zügel Iwan zuwerfend, dem er, ohne ihn anzusehen, zubrüllte: „Halte, Dummkopf!“ und sich gegen Marthen wendend, fragte er: „Aus was für 'nen Orte bist Du, schönes Kind?“

Marthe wurde roth bis über die Ohren. „Aus Kudinoffka,“ sagte sie.

„Aus unserm Dorfe ... und ich habe von Dir kein Wörtchen gewußt? Siehst Du, alter Schurke, hast das hübsche Mädchen gewiß für Dich selbst auf die Seite gebracht!“ Diese letzten Worte galten dem getreuen Rathgeber Jephremitsch.

Der Alte konnte nur mit Mühe seine struppige Mähre halten, er neigte sich bei des Junkers Rede demüthig und sprach:

„Wladimir Stepanitsch, ach Wladimir Stepanitsch! Was das betrifft ... aber man kann ja auch nicht Alle übersehen!“

„Wir kennen Dich schon, alter Kater, bist selbst ein Leckermaul. Hast Du nicht genug an dem, was nach dem Herrn übrig bleibt? Wie heißt Du Herzchen?“ fragte er das Mädchen.

„Martha," erwiederte sie schluchzend.

„Nun so gieb mir 'nen Kuß!" rief Wolodimir und faßte sie an beiden Händen.

„Rühre sie nicht an!" schrie Iwan außer sich vor Zorn und Eifersucht, dabei stieß er den Junker so unsanft bei Seite, daß dieser einen Augenblick wie ein Trunkner taumelte und dann unter die Füße seiner Rosinante fiel... Alle Zuschauer wurden bleich vor Schrecken, Jephremitsch und das Gefolge stürzten über Iwan her. Der Arme begriff sein Vergehen und ließ sich binden, ohne ein Wort zu verlieren.

„In den Stall mit dem Hunde!" brüllte der Junker, dort soll er sein Theil haben! Martha bringst Du zu den Strickerinnen, Jephremitsch, mit der will ich schon selbst fertig werden!"

Während Jephremitsch sich anschickte, Wolodomir's Befehle zu vollstrecken, stürzten wohl an hundert verschiedene Dienstleute aus den Thüren und schrien im Chore: „Wolodomir Stepanitsch, die Mama ruft!"

„Sagt nur ich hätte keine Zeit," herrschte ihnen der Junker unwirsch zu, „und wenn sie mich nöthig hat, mag sie nach dem Stall kommen; ich habe andere Dinge zu thun!"

Die Dienerschaft stand lautlos da, denn Keiner wagte

dem Junker zu widersprechen, nur Einer, der Narr des Hauses, ein Zwerg, Kyrill genannt, näherte sich ihm und rief kläglich mit feinem Stimmchen:

„Ach Du herzliebstes Kindchen, geh' doch hin zum Mutterchen, der Wojewode hat Dir auch was Gut's mitgebracht aus der Provinz!“

„Was für'n Wojewode?“ brummte Wolodimir.

„Der Brigadir, der Brigadir selber, Lubim Alexandrowitsch, wie ihn Dein Mutterchen heißt ...

„Gribojedoff gewiß, der ist ja gar nicht mit uns bekannt.“

„Ach Kindchen,“ fuhr der Zwerg fort, „bei den Wojewoden ist's so'n dummer Gebrauch, daß sie mit allen Leuten bekannt sind, wenn's ihnen nur in den Kopf kommt... Aber mitgebracht hat er Dir was Ordentliches, wie der Wojewode selber sagt. Das Mutterchen hat ihn ausgefragt, er rückt aber nicht heraus damit und spricht immer nur: Wir wollen warten bis Wolodimir Stepanitsch selber kommt.“

„Ephremitsch!“ schrie Wolodimir freudig auf, „mach' Du indeß Deine Sache, ich werde schon nachher im Stall mein Müthchen kühlen; rasch mit Marthen ins Hinterhaus zu den Strickerinnen ...“

Mit diesen Worten sprang er in einem Satz durch die Thür in das Innere des Hauses.

II.

Ein Brigadir aus alter Zeit.

Die Wohnhäuser der russischen Edelleute vor Peters Zeit waren von höchst origineller und man kann fürwahr sagen einfältiger Bauart. Das Wohnhaus bestand aus einem umfangreichen Erdgeschoß, welches Gesellschafts-, wie Speisezimmer und einen großen Saal einschloß; die unzweckmäßigen durch das Erdgeschoß sich kreuzenden Vorgemächer führten außerdem nach zwei höchstens drei andern Zimmern, einem Schlafzimmer, einem Gemach für die Heiligenbilder und einem Toiletten- oder Ankleidezimmer, einer Art von Rumpelkammer. Im obern Stock befand sich das Gastzimmer für nahe Freunde des Hauses, zuweilen wenn die Familie groß war, hatte man noch einen Erker angebaut, doch größtentheils wohnte der männliche Theil der Nachkommenschaft des Hauses in einem besondern Gebäude mit gleicher Vertheilung der Gemächer in demselben Gehöft. Nicht selten traf sich's, daß auf demselben Hofe noch zwei bis drei andere Wohnhäuser standen und eine gleiche Anzahl für das Haus- und Hofgesinde aller Art nebst Schuppen, Vorrathshäu-

sern und dabei andere Räume ohne Zahl und Ziel, kurz der Herrnhof glich mehr einem ganzen Dorfe oder Flecken, ringsherum aber zog sich fast immer eine hohe Umzäunung von Balken oder Planken mit zwei riesigen Thorflügeln und zahlreichen Hinterpförtchen.

Als Wolodimir in das Erdgeschoß des Hauses eintrat, bot sich seinen Augen ein prächtiges Schauspiel dar, welches er sonst nur an den hochfeierlichen Namensfesten seiner eigenen werthen Person, wie seiner Frau Mutter, zu schauen gewohnt war, und zwar stets mit besonderm Wohlbehagen. Wie an diesen glücklichen Tagen, so standen jetzt an dem langen und schmalen Tische zahlreiche Schüsseln bedeckt mit allerlei Sorten Fleisch, Fisch, Sauçen und Zukost von mannigfacher Mischung, dabei prangten Phiolen von verschiedener Form mit Liqueurs, Bier, Meth und andern Flüssigkeiten angefüllt, in der Mitte aber ragte, sich spreizend, über alle eine langhalsige Flasche überseeischen Weines hervor. Welche Sorte Weins es war, das vermochte weder Frau Barbara Sergejewna, noch Wolodimir Stepanitsch zu sagen, weil ihn des Letzteren Urahn einst vom Tisch des Zaren zum Geschenk erhalten hatte, als Landüsch, nach einem Feldzuge, der Gnade einer Einladung zum Mittagsmahle in den Zarenpallast gewürdigt worden war ... „Nimm Landüsch," sagte der

Zar und reichte ihm die Flasche dar, „trink' auf mein Wohlergehen ...“

„Werde mich wohl hüten zu trinken!“ dachte der Edelmann bei sich. Die Taschen waren damals von beträchtlicher Weite und die Flasche voll des überseeischen Gewächses barg sich unter den Falten des ihm von des Zaren eigner Schulter herunter huldreichst verliehenen Kaftans. Während der ganzen Dauer des Gastmahls, das sich bis tief in die Nacht verlängerte und nach aufgehobener Tafel, saß und ging Landüsch nicht anders als mit eingestemmtem Arm, damit man im Gedränge das kostbare Geschenk ihm nicht zertrümmere. Als er aber in die Heimath zurückkehrte, ließ er die ganze Flasche sorgfältig mit Pech überziehen, in ein Kästchen mit silbernem Deckel legen, das er der Sicherheit wegen mit einem Vorlegeschloß verwahrte, jedoch nicht in den Keller brachte, sondern ins Ankleidezimmer, wo es mit Vorrathsbetten ganz überdeckt wurde. Aus diesem geheimen Versteck kam das Kästchen nur bei den allerfeierlichsten Gelegenheiten an das Tageslicht, um — auf den Tisch gestellt zu werden, wobei der Hausherr nie ermangelte, die Geschichte der Flasche zum Besten zu geben, und nachdem man allen Anwesenden verstattet, dieselbe zu — betrachten, wurde sie sogleich wieder eingepackt, verschlossen und der Schlüssel

so sicher in der Tasche verwahrt, wie früher das Kleinod selbst, was alles mit der einer so wichtigen Ceremonie entsprechenden Feierlichkeit geschah. Die Verehrung für die Flasche ging aber soweit, daß man ihr heilende, ja magische Wirkungen zuschrieb. Als Wolodimir's Vater auf dem Sterbebette lag, ward in einem allgemeinen Familienrath vorgeschlagen, die geheimnißvolle Flasche zu öffnen und dem Kranken zehn Tropfen von dem Wunderelixir einzuflößen, ehe es jedoch zur völligen Entscheidung kam, war der bereits Halbtodte ganz todt und man konnte glücklicher Weise den kostbaren Saft sparen ...

Was in aller Welt mochte jetzt für ein Grund obwalten, daß Frau Barbara Sergejewna, den letztwillentlichen Verordnungen der Vorfahren zuwider, die Flasche entstöpseln ließ? ... Welche Gäste mußten es sein, denen man ein solches Opfer brachte? Die Gäste reduzirten sich auf eine einzige Person — und diese Person war der Wojewode von Kostroma, der Brigadir Lubim Alexandrowitsch Gribojedoff, der sich jetzt vergeblich sträubte gegen die unermüdlichen Aufforderungen der Hausfrau, zuzulangen von der Gottesgabe, unter deren Last die Tische erseufzten.

„Ein Stückchen Stör, Väterchen Lubim Alexandrowitsch!“

„Mag nicht.“

„Nun dann von dem Sterläd! Wahrlich mein Wolodja hat ihn selber heute in der Wolga gefangen ...“

„Ich esse nichts.“

„So lange wenigstens ein Stückchen Hasenbraten zu; bedenke, Wolodja hat ihn selbst mit den Tataren gehetzt ....

„'n Haas' ist 'ne Katz'!“

„So koste wenigstens von den grünen Erbschen, Wolodja hat sie selbst mit der Palaschka *) eingelegt.“

„Bin ich etwa 'ne Kuh, um das grüne Zeug zu fressen? ...“

„Ach, ... Du mein Herr, ich wollte ja Deine Erlaucht nicht kränken ...“

„Hochwohlgeboren ...“

„Verzeih mir die Sünde, ich wußte nichts davon, daß Du einen so hohen Rang hast ...“

„Sechste Klasse ...“

„Zu Befehl, Väterchen, danke unterthänigst für die Unterweisung. Aber sieh mir nur die Pfefferpilze an, die hat Wolodja selber mit den Mädchen gesucht und gesal-

*) Pelagia oder Palagia, im Diminutiv Palaschka, ein Frauenname.

zen. Mit Verlaub Deiner Gnaden, der Wolodja ist ein solcher Wirth, daß Du mir wahrlich unter den Alten im ganzen Umkreise so keinen Zweiten ausfindig machst, und erhält mir die Leute in der Gottesfurcht, sie sind schon von weitem vor ihm bange. Dabei ist aber das Söhnchen, wie Du selbst belieben wirst Dich zu überzeugen, noch ganz und gar 'n Kind. Und was für'n Alter? Nach Pfingsten geht er erst ins neunzehnte Jahr ..."

„Muß in den Dienst!"

„Was denkst Du nur Väterchen! So'n Kind schon in den Dienst, das hält's nicht bis zum ersten Abend aus ...

„Wird nicht gleich krepiren!"

„Ach ich bitt' um Himmelswillen, der Wolodja ist wohl 'n Kind, aber doch immer 'n Mensch ..."

„Nu wenn er 'n Mensch ist, so laß' ihn in den Dienst!" rief der Brigadir unmuthig. „Wie Viele habe ich schon nach ihm hergeschickt, Du aber giebst ihnen zu fressen und zu saufen und verdirbst mir die Leute durch allerlei Verführung, des Kaisers Dienst aber geschieht Abbruch; darum bin ich denn selber hergekommen mit der ganzen Wojewodenkanzlei, um ihn zu holen!"

„Väterchen, Herr, Hochwohlgeboren!" wimmerte Frau Barbara Sergejewna in Thränen gebadet. „Fünfzig Kreuzrubel gebe ich für's Armenhaus und dem Kaiser

zwei Soldaten, nur greife meinen Wolodomir nicht an! 's ist wahrlich nicht Edelmanns Sache mit dem Bauer in Reih' und Glied zu marschiren. Hab' ich's doch selbst gesehen in der Provinz, als die Piterburchschen Pulke durchzogen, wie sie in der Soldatenmontur gehen und die Beine allesammt auf dem Markte ausschlenkern mit den Bauerkindern, und einerlei Tuch und was für Tuch, daß die Seele davon 'ne Hornhaut bekommen möchte! Und was für 'ne Flinte, grad wie 'ne Kanone, es bringt meinen Wolodja um, Gott weiß es, das Kind geht drauf ... Wahrlich zwei Soldaten und funfzig Kreuzrubel kannst Du nehmen, Herr!"

„Dumm' Geschwätz! Giebst auch wohl mehr!"

„Versteht sich, Väterchen, warum sollt' ich denn nicht! Wahrlich hat Dich der Kaiser doch nicht umsonst zum Brigadir und Wojewoden bestellt! Ja der Kaiser, Gott schenke ihm langes Leben, bemerkt Alles und erräth gleich, wo Einem der Schuh drückt, dafür erbarmt er sich unser auch väterlich; früher zahlten wir 80 Kopeken Kopfsteuer und jetzt nur 74 vom Manne, gewiß hat ihm Gott im Kriege Geld die Fülle bescheert, die sechs Kopeken scheinen nicht viel und doch leben drei Arme 'nen ganzen Monat davon. Das nennt man Barmherzigkeit! Und so hat er uns auch in Kostroma so 'nen barm-

herzigen Wojewoden hingesetzt, denn das muß man Dir lassen, den Verstand kann man bei Dir mit Scheffeln messen, hast Du doch gleich ausgespürt, daß ich zu handeln gedachte ...“

„Ei was da für'n Handel! Vier Rekruten und 100 Rubel für's Armenhaus ...“

„Nu laß es mit dreien gut sein, wir haben hier viel Arbeit und brauchen Hände ...

„Vier muß ich haben!“

„Nu so sei's, wie Du willst und für Dich, unsern Wohlthäter, 50 Kreuzrubel noch obendrein ...“

„Bestechen willst Du mich!“ schrie der Brigadir. „Ich nehme nun gar nichts, aber den Sohn gieb 'raus.“

„Väterchen, Hochwohlgeboren, 's fuhr mir nur so heraus, ich will gleich sterben, wenn mir's nicht so herausfuhr; halte mir's zu gut! ...“

„Sieh' mir doch Einer an, was die sich ausdenkt! Unser Fiskal ist wie ein Spürhund und berichtet Alles gleich ins Gouvernement und von Moskwa ist's nicht weit bis zum Kaiser! Also mach' mir keine Flausen! Weiberhaar ist lang, aber ihr Verstand ist kurz!“

„So laß es bei der frühern Abrede und trink' auf des Kaisers Wohl ein Gläschen von dem raren Weine, der aus fremdem Lande überm Meere herstammt; Du hast ja

wohl gehört, was für'n Wein von uns aufbewahrt wird? ..."

Und damit hob die Frau an die Geschichte von dem Kleinod, das im Hause bewahrt wurde, aufzutischen. Sie wußte aber die Sache so beredt, so verlockend zu erzählen, daß die römische Standhaftigkeit Gribojedoffs erschüttert wurde; er begann zu schwanken und Frau Barbara Sergejewna eröffnete mit eigner Hand die Flasche, füllte einen Pokal und reichte ihn dem Brigadir, indem sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit jeder seiner Bewegungen folgte ...

„Wie wird's mit ihm werden, wenn er's probirt hat," dachte sie, „er wird stöhnen, daß man's in der ganzen Provinz hört!"

Der Wojewode verband mit dem rauhen Wesen des Soldaten zahlreiche Tugenden. Uneigennützigkeit war ihm eine unerläßliche Sache, sie bildete sein unnehmbares Eigenthum, das er von Kindheit an bei sich zu führen gewohnt war, das er trug wie Degen und Uniform. Ueber diesen Punkt sprach er deshalb nie, doch auf seine Enthaltsamkeit that er sich gern etwas zu gut und deshalb war es der ganzen Provinz, sowie dem Regimente bekannt: wie viel Gläser Wein oder Branntwein er in seinem Leben ausgetrunken. Fürwahr eine seltsame Erscheinung in

Rußland im neunzehnten Jahrhundert! Aus diesem Grunde war es auch nicht zu verwundern, daß der Brigadir den Pokal nicht mit einem Zuge leerte, wie es in einem, jedoch nicht geschriebenen, Kriegsartikul verordnet war, sondern allmälig schlürpfte, wie ein dickes Kaufmannsweib. Er schlürfte einige Tropfen und — spie sie rasch wieder aus. Der Schreck der Hausfrau läßt sich nicht beschreiben, mit weitaufgesperrtem Munde kauerte sie am Boden nieder und vermochte kein Wort hervorzubringen. Gribojedoff sah sie an und lächelte, wo nicht zum ersten Mal in seinem Leben, doch gewiß seit langen Jahren, dann aber sogleich die frühere strenge Miene wieder annehmend, sprach er:

„Ach ihr Narrenvolk, habt da den fremden Wein unter Federbetten versteckt gehalten, daß er sauer geworden, wie Essig, und dicker Schimmel drauf liegt! ...“

In diesem Augenblick trat Wolodimir ein.

„Was soll das heißen, Mutter, daß Du mir das Schreiberpack ins Haus läßt?“ rief der Junker ohne den Wojewoden eines Blickes zu würdigen. Vergeblich suchte ihn Frau Barbara Sergejewna durch Zeichen zum Schweigen zu bringen.

„Laß das Fratzenschneiden,“ fuhr der Bursch fort, „hast mir das kostbare Fläschchen zerbrochen, 's riecht

hier nach Branntwein schlimmer als im Kabak in der Vorstadt draußen. Das ist noch nicht Alles, setzt mir da Einer von dem Kanzlistenpack der Palaschka zu und wäre ich nicht mit dem Stock dazwischen gekommen, so möcht' es dem armen Dinge trüb ergangen sein. Warum ist aber das Volk hieher gekommen? Ich hab' nicht gern mit Kanzlisten zu schaffen!"

„Darum ... Dummkopf!" fiel ihm der Brigadir ins Wort, ... um Dich, vorlauter Bursch, unter die Soldaten zu stecken, Dir die Dummheit nach dem Kriegsartikel mit dem Stock auszutreiben und einen Rekruten fix und fertig nach Piterburch abzuliefern!"

„Unter die Soldaten! Bin ich etwa ein Bauerbursch?"

„Du bist kein Bauer, deshalb thut Dir auch der Kaiser die Ehre an, Dich unter die Garde zu nehmen!"

„Ei was hat der sich um mich zu scheren?"

„Der Kaiser?"

„Ja und wenn's der Kaiser selbst ist!"

„Ei, Du verwünschter Heide, was fällt Dir ein!"

„Und Du selber, was bindest Du mit mir an?"

„Mir thut Deine Mutter leid, sonst sollte mein eigner Brigadirstock Dir den Rücken weidlich durchwalken, Du ruchloser Bursch ..."

„Und wenn ich meine Leute rufe, so klopfen sie Dir

die Rippen aus, ohne viel zu fragen, ob Du der Wojewode bist. Ach, sieh doch, will in meinem Hause den Herrn spielen!"

„Ei, Du unreifer Bursch!"

„Schelt' nicht, wenn ich Dir rathen soll! Das hat Dir gewiß die da beigebracht ... von dem Burschen, 's ist Zeit, daß die Dummheit ein Ende hat!"

„Wart' ich will Dich lehren," unterbrach ihn der Brigadir, faßte ihn beim Kragen und schrie mit Donnerstimme: „Du bist Rekrut!" Zugleich zeigten sich durch die geöffnete Thür die Diener der Wojewodenkanzlei. Das Schreckenswort hatte eine magische Wirkung auf Mutter und Sohn. Wolodomir ward bleich und stumm, Frau Barbara Sergejewna aber, plötzlich von ihrem Starrkrampf befreit, warf sich dem Wojewoden zu Füßen und alle nur möglichen Jammerklagen und Beschwörungen entflossen ihrem Munde. Gribojedoff, der im Grunde nicht so hartherzig war, ließ sich erweichen, und forderte nur, daß bis zum nächsten Morgen alle verabredeten Bedingungen getreulich erfüllt würden.

„Deinen unreifen Burschen soll der Schwarze holen," fügte er hinzu, „wenn er sich nicht eines Andern besinnt, so will ich's ihm schon lehren, die Macht hab' ich immer in Händen, hier aber ist des Kaisers Vortheil, vier Bur-

schen für einen Taugenichts und hundert Rubel obendrein für's Armenhaus. Hörst Du's, morgen, oder ich schicke mein ganzes Regiment her, lasse Deinen Burschen einfangen und ihn am Strick zu Fuß nach Piterburch transportiren .... Ich lasse nicht mit mir spaßen .... Herr Assessor, laß die Wojewodenkutsche anspannen!" —

Der Wojewode mit seinen Leuten verließ das Gehöft. Frau Barbara warf sich vor dem Heiligenbilde im Betzimmer nieder und dankte unter Thränenströmen den heiligen Beschützern für die Rettung ihres Wolodja vom Soldatendienste. Dieser aber setzte die Zobelmütze auf und flog hurtig zur Thür hinaus nach dem Stalle. Der Verwalter, der Gesindeaufseher, der Djädka, der Schenkdiener, der älteste Stallknecht, der Schließer und viele andere Würdenträger aus dem Hofgesinde eilten von allen Seiten herbei und stürzten über Hals und Kopf nach dem Stall, um die Befehle des Gebieters und seine Machtsprüche in Person zu vernehmen. Auf der Diele lag gebunden der arme Iwan und ward von den Stallknechten ausgefragt.

„Fomitsch!" rief Wolodimir herantretend dem Verwalter zu; „wo ist jetzt unser Gefängniß?"

„Im alten Vorrathsmagazin," erwiderte dieser, „dort läßt's Einer wohl bleiben, durch's Fenster zu kriechen."

„Und wer von den Stallknechten hat gestern der Palaschka zugesetzt, als ich nach dem Essen schlafen ging.

„Jerema!" antwortete Fomitsch.

„Laß ihn binden!" —

Der Befehl ward im Nu vollstreckt.

„Und wer hat's gewagt, neulich bei den Spinnerinnen an's Fenster zu klopfen, als ich mit Jephremitsch mich da befand?"

„Sergej, der Ofenheitzer!"

„Bindet ihn! Und wer hat noch etwas verbrochen in dieser Woche?"

„Andruschka, der Hundewärter, hat in der Tatarenvorstadt einen jungen Hund für Deine Gnaden gestohlen. Die Tataren sind zu Barbara Sergejewna gekommen, um Klage zu führen, die Herrin hat aber gesagt, daß sie ohne Deine Gnaden 'ne so wichtige Sache nicht ausmachen kann!"

„Was Die Alles ausdenkt! Komm her, Fomitsch, binde den Burschen, warum hat er die graue Hündin nicht auch gestohlen? Hab' ich's ihm doch drei Mal ausdrücklich geheißen: Hund und Hündin! .... Komm, Fomitsch, Alle gebunden und fort ins Loch und morgen

bringst Du sie alle vier nach Kostroma grad' in die Wojewodenkanzlei. Morgen werden die Rekruten in der Provinz ausgehoben ....“

„Unter die Soldaten!“ jammerte Iwan und riß so an seinen Stricken, daß sie schier auseinanderflogen.

„Unter die Soldaten!“ höhnte der Junker fortfahrend: „Morgen gehörst Du schon nicht mehr mir zu, deshalb wollen wir heute mit einander Abrechnung halten. Heda, Stalljungen, die Peitsche her!“

„Schlag' ihn nicht, Wolodimir Stepanitsch!“ raunte Fomitsch dem Junker in's Ohr; „schlag' ihn nicht, sonst wird er in der Provinz nicht genommen.“

„Nu, wie Du meinst!“ erwiederte der Junker und ging verdrießlich bei Seite. „Aber 's ist schad' drum, hätte gern selbst meine Kräfte probirt, ihm den Paß unterschrieben und was auf den Weg mitgegeben! .... Wo ist Marthe, Jephremitsch?“

„Wie Du gnädig befohlen hast, bei den Strickerinnen ....“ sagte Jephremitsch sich bückend, und Alle begaben sich, dem Gebieter folgend, nach dem Hinterhause.

III.

Das Hinterhaus.

Das Hinterhaus eines russischen Edelmannes der frühern Zeit, vor Peter I., war gewöhnlich ein wahres Sodom. Hier wurde der junge Nachwuchs des Adels von Kindesbeinen an ohne besondere Mühe ganz unvermerkt und allmählig demoralisirt, hier sog man die Vorurtheile ein, welche bis auf den heutigen Tag Peters energischer Wille und die zunehmende Aufklärung nicht völlig auszurotten vermochten. Das durch die nahen Berührungen des Beisammenlebens entsittlichte Hofgesinde bemühte sich um die Wette, den Neigungen und Begierden ihrer jungen Herrschaft, als den künftigen Gebietern, zu Willen zu sein, rief in denselben immer neue und unreine Wünsche hervor, erzeugte so bei ihnen Aberglauben und die Vorurtheile des Pöbels, hegte und pflegte das Laster, nur aus stumpfer Rohheit, nicht etwa aus niederträchtiger Berechnung; denn aus jenen einmal geweckten Begierden bildete sich eine häusliche Tyrannei, wovon die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Aus diesen Gebrechen des Privatlebens im früheren Rußland gingen jene gewaltigen Mängel im Staatsleben hervor, gegen die selbst von den

durch Geist und Energie großen Czaren mit Mühe angekämpft wurde. Nur der genaue Beobachter des gesellschaftlichen Lebens in Rußland während jener mittelaltergleichen Zeit wird sich Charakter und Wesen der Bojarenempörungen deutlich machen können. Dann erst läßt sich die Wichtigkeit, der Zusammenhang und die Bedeutung der Ränke des Adels begreifen und darnach gewisser Maßen die Größe und Weisheit der Herrscher bemessen, welche dieser neuen Hyder das Haupt abzuschlagen suchten.

Zu der geschilderten Zeit war das häusliche Schalten und Walten des russischen Adels zertrümmert und theilweise vernichtet, doch nur in der Hauptstadt und durch Ukasen. Moskwa, das ungeheure Gouvernement, wie man es damals nannte, kämpfte gegen die neue Ordnung der Dinge an, die Provinzen, d. h. die größeren Städte und Kreise vernahmen den Wechsel der Verhältnisse mit tiefer Bestürzung, wie die Kunde von einem großes Weh und Unglück verheißenden Kometen; man verglich die Aenderungen mit den Einfällen der Tataren und gehorchte den Ukasen wie man dem bewaffneten Feinde den geforderten Tribut zahlte; man nannte jene Zeit das schwarze Jahr, und lebte der Ueberzeugung, daß es bald vorübergehen und die frühere Ordnung der Dinge zurückkehren werde.

In den Provinzen blieb noch immer das Hinterhaus die flamändische Kopie der Serails bei den Großen des Orients. In einer umfangreichen Küche bereiteten sechs Köche in den riesigen Kesseln das Mahl für die Herrschaft und ein zahlreiches Hofgesinde. Welch' Treiben in der Küche! Da gab's unaufhörliche Gäste: bald eine Spinnerin oder eine Nätherin, eine Strickerin oder eine Weberin, ein Wäscherin oder die Bettjungfer, der Stallknecht, das Stubenmädchen, der Hundewärter, ein Kammerdiener oder ein berittener Knecht. Zwölf Aufwäscherinnen plauderten vor Langeweile mit den Burschen an der Thüre, bald kam auch der Gärtner mit den Lehrlingen und Arbeitsleuten hinzu, nachdem im Garten Feierabend gemacht worden. Jetzt schlugen die Wächter mit Stöcken auf hölzerne Tafeln und aus allen Ecken und Enden strömte das Gesinde der Frau Barbara Sergejewna nach der Küche zusammen, zuletzt erschien auch die in den Hofstaat Neuaufgenommene, die Strickerin Martha. Niemand schenkte ihr besondere Aufmerksamkeit. Die neuen Erwerbungen dieser Art wiederholten sich so oft im Hause, seit der Junker sein Herz von dem Kammermädchen Parascha abgewendet hatte, daß fast keine Woche verging, ohne daß dieser Zweig des weiblichen Etats durch ein neues Subjekt vermehrt worden wäre. Kaum fand die Gesinde=

schaar ein Unterkommen in Küche und Anrichtezimmer. Jeder griff zu einem hölzernen Löffel und einem Stück Brot; worauf man Platz nahm, um die in glasirte Schüsselchen eingegossene Kohlsuppe zu schlürfen.

„Ei warum ißt Du nicht, Martha," hob der älteste Stallknecht an; „das hilft Dir All nichts, quälst Dich nur selbst unnützer Weise ab .... Wie der Herr die Sache befohlen hat, so wird's werden und nicht anders."

„Hab' keine Lust zu essen, Alter," erwiderte Martha und stützte sich bekümmerten Angesichts auf den Ellbogen. „Was mag nur mein Iwan machen?" sprach sie halblaut für sich.

Palaschka, die Nätherin, vernahm diese Worte und vor innerlicher Schadenfreude ganz roth, hob sie, sich mit spöttischer Miene an die Sprecherin wendend, an:

„Was Iwan macht? Mäuse fängt er im alten Vorrathsmagazin, der arme Teufel! Sie wird schon herrlich schlafen, aber wie wird's mit ihm werden!"

„Ja," fiel ihr der Stallknecht ins Wort, „das mußt Du wissen, Palaschka, denn Du bist eine Nätherin und schläffst mit den Spinnerinnen!"

„Je weiter vom Einen, desto näher dem andern!" erwiederte ihm die Dirne mit frechem Gelächter und schlug

ihm mit den Holzlöffel auf die Stirn. „Solches Pack wie Deinesgleichen darf sich nicht unter unsere Fenster wagen! Und schlafen kann man, soviel man will; die Frau selber getraut sich kaum ihre Nase in unsere Stuben zu stecken."

„Was sich nicht getrauen!"

„Freilich getraut sie sich's nicht! Neulich konnte sie nicht schlafen und ging mit Parascha auf dem Hofe hin und her, die hatte sie aus purer Bosheit zu uns hingeführt. Wie aber die Frau ihren Fuß auf die Treppe setzt, schreit ihr der Junker aus seinem Fenster zu: „Wo willst Du hin? Was hast Du dort zu schaffen, geh' schlafen, ich will schon selber nach den Leuten sehen!"

„Und was sagte die Frau drauf?"

„Was sollte sie sagen! Danke schönstens, Wolodimir, daß Du mir auf die Wirthschaft siehst!"

„Ob sie ihm auch wohl morgen „danke schönstens" sagt," fuhr der Alte fort und strich sich den grauen Bart; „wenn sie erfährt, daß er die drei flinksten Burschen und Iwan aus Kudinoffka unter die Soldaten abgegeben hat?"

„Unter die Soldaten!" schrie Martha mit verstörtem Blick.

„Still da!" rief ein Küchenjunge, „der Herr kommt!" Alles Gesinde an den Tischen erhob sich bei dieser

Nachricht und in Begleitung der vornehmsten Würdenträger seines Hofstaats trat Wolodimir ein.

„Martha, komm her zu mir!“ rief der Junker in der Thür stehen bleibend.

„Was willst Du von mir?“

„Komm her, so wirst Du's erfahren ....“

„Ich will nicht ....“

„So laß ich Dich herbringen.“

Die Dirne stand so entschieden und ungezwungen von ihrem Sitze auf, daß Alle sie verwundert anblickten; alsdann aber folgte sie dem Junker in das enge, schmutzige Gehöft.

„Nun, Martha, ich habe befohlen, Dich in die Zimmer zu nehmen,“ begann Wolodimir, „siehst Du, wie gut ich's mit Dir meine, so gieb mir auch 'nen Kuß.“

Martha aber stieß ihn heftig bei Seite und lief eiligst dem Herrnhause zu, Wolodimir ihr nach, ohne sie einholen zu können. Sie drang graden Wegs ins Schlafgemach, wo Frau Barbara Sergejewna sich eben von einem halben Dutzend ihrer Dienerinnen entkleiden ließ.

„Räuber, Diebe!“ schrie sie fast athemlos und ergriff ein Kissen.

Alle blickten sie verwundert an.

Dein Sohn ist ein Dieb, ein Räuber?“ begann sie

abermals und warf sich vor dem Bette der Hausfrau auf die Knie nieder. „Erbarme Dich meiner, Herrin Mutter! Gieb meinen Iwan nicht unter die Soldaten hin, 's ist mein Verlobter, mein Leben! Ich thue mir ein Leid an, Christus ist mein Zeuge; aber Deinem Sohne ergebe ich mich nicht!"

„Was schwatzest Du da, Bestie?" schrie aufgebracht Frau Barbara Sergejewna und schleuderte dem Mädchen ein Kissen an den Kopf. „Hat Dich Wolodimir etwa aufgefressen? Sprich, was hat er denn Dir angethan?"

„Was er mir angethan hat? .... Mit Gewalt hat er mich küssen wollen!"

„Ein rechtes Unglück! Nun was ist's weiter, ist er denn schon ein erwachsener Mann? Soll nicht einmal die Mädchen küssen dürfen und kann nicht einmal spaßen, das Kindchen! Wozu wäre er denn Gutsbesitzer und Herr, wenn er seine Leute nicht einmal anrühren dürfte? Ach Du liederliche Dirne, hat er vor dem Liebhaber mit Dir gespaßt und thust Du deshalb so verschämt? Du freches Geschöpf! Unter die Soldaten mit ihm, unter die Soldaten Deinen Iwan; Ordnung muß sein, will ihm lehren, ... auf meinem Hofe Unzucht treiben!"

In diesem Augenblicke stürzte Wolodimir athemlos ins Schlafgemach der Mutter.

„Und das siehst Du so mit an, Wolodimir?“ schrie sie. „Selbst des Nachts hat man keine Ruhe vor diesen liederlichen Vetteln! Pfui der Schande! Fort mit ihr vom Hofe und den Kerl unter die Soldaten! Hörst Du, Wolodimir, morgen schickst Du ihn in die Provinz. Marsch, aus meinen Augen, Du nichtsnutzige Dirne!“

Martha erhob sich rasch, bückte sich tief vor dem Heiligenbilde und sprach: „Herr, verzeih' mir meine Sünde und nimm mich in Deinen Schutz!“ — Damit flog sie wie der Wind davon.

„Fangt sie, fangt sie!“ schrie Wolodimir ihr nacheilend.

Am andern Tage in der Frühe wurden die Rekruten abgeliefert und die hundert Rubel für's Armenhaus bezahlt. Der Verwalter kehrte aus der Provinz wieder heim, Wolodimir aber war noch nicht wieder zurückgekommen. Er hatte sich in der Nacht mit Jephremitsch und den berittenen Knechten aufgemacht, Marthen zu verfolgen. Vor Anbruch der Nacht kam er wieder, jedoch mit leeren Händen. Todtmüde warf er sich auf's Bett, alle Diener nach der Verfolgten aussendend. Gegen Morgen hörte man auf dem Hofe unter Wolodimir's Fenstern rufen: „Gefunden!“

Das ganze Hofgesinde lief zusammen; der Junker

stürzte aus seinem Schlafgemach hervor, Frau Barbara Sergejewna desgleichen, die Hundewärter hielten Marthen an Stricken fest. Die Dirne war bleich, aber still und gefaßt.

„Wo habt ihr sie gefunden?“ fragte der Junker.

„Zu Hause, bei Vater und Mutter, im Schlafe haben wir sie aus dem Bette geholt.“

„Wo aber war sie die ganze Zeit über?“

„In der Stadt .... bei wem, will sie nicht sagen.“

„Was sollen wir aber mit ihr anfangen?“ fragte Frau Barbara Sergejewna.

„Darum laß Dich unbekümmert!“ erwiderte der Junker unwirsch. „Fomitsch!“ sprach er zum Verwalter gewendet, „die härteste Küchenarbeit für die Dirne, gieb ihr weder Ruhe noch Rast!“

„Was für ein kluges Kind mein Wolodimir ist!“ rief die Hausfrau mit freudestrahlendem Blicke, alsdann aber gingen Alle auseinander und begaben sich zur Ruhe.

IV.

Neue Gäste.

Frau Barbara Sergejewna hatte eben geruht, aus dem Badezimmer wieder zurückzukehren. Hinter ihr drein wälzten sich zwei Zwerginnen und der Zwerg Kyrill, Paraschа trug ihr die Duschegreïka*) und die Pantoffeln nach, einige andere Dirnen geleiteten die Herrin ins Ankleidezimmer. Die Hausfrau ließ sich jetzt vor einem kleinen Spiegel in silbernem Rahmen und auf silbernen Füßen nieder und eine höchst wichtige Ceremonie begann. Es war ein Sonntag und Frau Landüschewa schickte sich an, nach Kudinoffka zur Frühmesse zu fahren, wohin schon längst ein berittener Knecht mit dem Befehl an den Priester abgegangen war, mit der Messe auf die Gutsherrschaft zu warten. Deshalb hatte auch Frau Barbara Sergejewna beschlossen, sich ein wenig herauszuputzen, denn ohnehin hätte an Wochentagen ein Fremder gewiß so leicht nicht bemerkt, daß sie die Herrin und Edelfrau sei, und noch dazu überaus reich, die von ihrem Gemahl

*) Wörtlich: Seelenwärmer. Ein leichtes Uebergewand von Wolle oder Seide ohne Aermel, welches bis auf die Hüften herabgeht.

zweitausend Bauern ererbt und der eignen nicht weniger hatte. Jetzt banden ihr die Mädchen die Zöpfe los, um ihr das Haar zu kämmen.

„Behutsam!" schrie die Gebieterin den Dirnen zu. „Du, Parascha, was hältst Du Maulaffen feil? Ohrfeige sie, siehst Du nicht, wie sie mich raufen?"

Parascha vollstreckte alsbald nach Kräften den erhaltenen Befehl.

„Und was thut ihr denn den Mund nicht auf, ihr Teufelsbrut!" schalt Frau Landüschewa jetzt die Zwerge.

„Weil Du selber ihn bis jetzt noch nicht zugemacht hast," erwiederte Kyrill. „Unsere drei Stimmen mit einander gehen wahrlich durch Deine hindurch, wie ein Faden durch ein Nadelöhr, Gott sei's gedankt! Nicht umsonst sprach gestern einer der Kanzlisten von Dir: „Was für'n böses Weib!"

„Und was war das für 'n Bursche?"

„Nicht eben sehr ansehnlich war er, das muß man sagen; glich den neuen Werstpfählen, die man kürzlich am Wege hingestellt hat."

„Ei das war auch nöthig! Wußte ohnehin Jedermann, daß bis Kostrowa funfzehn Werst sind, nun haben sie aber gemessen, bis sie dreiundzwanzig herausgebracht, Alles um der Abgabe willen! Nur um die Leute

noch ärger zu drücken! Weiß Gott, was sie Alles noch ausdenken werden! Vor Zeiten fuhren uns unsere Bauern nach Moskwa, jetzt setzen sie Posten und Posthalter hin. Mag gar nicht dran denken, was Alles gemacht wird ... Parascha, schlag' zu, sie haben mich wieder gerauft ... Was denkst Du wohl, Kyrill, 's war vielleicht ein ordentlicher Mensch, der Kanzlist von gestern?"

„'s ist mir nicht erlaubt, zu denken, so denk' ich auch nicht!" erwiederte der Zwerg höhnisch.

„Wer hat Dir's verboten?"

„Dein Junkerchen selber ...."

„Hat in der That recht, mein Wolodimir, Du bist satt und bekleidet, was hast Du da weiter nöthig zu denken?" —

„Dasselbe hab' ich auch Marthen gesagt: Närrin, was denkst Du nur? Ach, spricht sie, wenn man nicht abläßt, so nehme ich ein Messer oder gehe ins Wasser, aber die Hand lege ich an mich ...."

„Ein Messer, ein Messer!" schrie Frau Barbara Sergejewna, stieß die Dirnen bei Seite und stürzte mit aufgelösten Haaren hinaus auf die Eingangsstufen. Zur selben Zeit aber rollte ein Wägelchen, von sechs Kosaken begleitet, in den Hof. Verwundert über die Seltsamkeit des Aufzugs und den um diese Zeit nicht erwarteten Besuch, ver-

gaß Landüschewa ihres Kostüms und eilte dem Gast entgegen.

Aus dem Wäglein aber stieg ein langer hagerer Herr von etwa funfzig Jahren.

„Ist Barbara Sergejewna zu Haus?“ fragte er ziemlich trocken.

„Und was hast Du mit ihr zu verhandeln?“

„'ne Kleinigkeit!“

„Ei wer bist Du denn, Du Vogelscheuche?“

„Der Provinzialfiskal Wasili Pasuchin ....“

Obgleich Frau Barbara Sergejewna sehr kräftiger Constitution und beträchtlichen Leibesumfangs war, doch bei dem Gedanken, daß diese Vogelscheuche selbst den Wojewoden zittern mache, überfiel sie ein gewaltiger Schrecken, und aus vollem Halse begann sie zu schreien:

„Wolodimir, Wolodimir, mache Dich fort! Nimm den Hengst, den man aus Moskwa gebracht hat und rette Dich! Heda, Parascha, Fomitsch, Kyrill!“ — und so rief sie fast den halben Kalender ab.

Pasuchin stand schweigend vor ihr und verzog keine Miene. Als aber der Strom von Namen aus ihrem Munde hervorstürzte, sprach er trocken:

„Laß das Schreien, Weib, 's hilft Dir nichts! Ich sage Dir's kurz und bündig: der Wojewode hat wider

seine Pflicht gehandelt; wenn's der Kaiser erführe, würde er seinen Bescheid erhalten. Deine Leute wird man Dir für die nächste Rekrutenaushebung anrechnen. Du aber gieb den Sohn heraus, er steht auf meiner Liste! Der Wojewode ist gutmüthig, wenn auch unwirsch; ich aber bin streng, obgleich freundlichen Aussehns!"

„Nu, das nenn' ich mir freundlich!" sagte Frau Landüschewa mit zitternder Stimme.

„Und bin ich's denn nicht?" warf Pasuchin ein. „Müßte Deinen Sohn von Rechtswegen mit Kosaken ins Gouvernement schicken, mags aber nicht thun. Was er auch für'n Vogel, er ist doch immer ein Edelmann ...."

„Und ein Edelmann, wie er ist ...."

„Falle mir nicht in die Rede, weiß wohl besser als Du, was sich ziemt. Nach dem Ukas muß er in der Garde dienen, deshalb schaff' ihn mir nach drei Tagen nach Piter, bis Mittwoch um die zehnte Stunde spätestens, wo nicht, so laß ich ihn schon ausfindig machen und er soll sein Lebelang als gemeiner Soldat in einem Feldregiment bleiben. Da ist kein Erbarmen! Damit er sich aber zur bestimmten Zeit aufmacht und den Weg auch findet, soll mein Kosak Jakim hierbleiben und auf Deine Rechnung den Burschen bis nach Piter bringen. Das ist

Alles, Frau Barbara Sergejewna! Gehab' Dich wohl! Du, Jakim, bleibst, wie Dir geheißen!"

Das Wäglein rollte zum Hofthor hinaus, die fünf Kosaken hinterdrein, Jakim aber saß ab und führte sein Pferd in den Stall.

V.

Der feierliche Einzug.

Auf der Admiralitätsseite der Moskauer Landstraße zog sich ein langer Zug bedeckter und unbedeckter Schlitten hin, lauter große Gestüdpferde, das Geschirr aber und die Tracht der Kutscher und Vorreiter gewährten den Anblick der seltsamsten Mummerei. Zahlreiche Dirnen mit Pelzmützen oder Tüchern um den Kopf, in Hasenpelze oder Decken gehüllt, Kutscher mit den verschiedenartigsten Kleidungsstücken angethan, die Hände in langen ledernen Fausthandschuhen oder in Lappen gewickelt, auf dem Haupte hohe, pelzverbrämte Mützen oder zerrissene Käppchen schauten aus den Schlitten hervor.

„Da habt ihr die Residenz!" hob Frau Barbara Sergejewna an, indem sie die Filzdecke des verdeckten Schlit-

tens lüftete. „Der Teufel weiß, wo man ist! Ein Wald ist das, aber keine Straße! ....“

In der That hatte sie so Unrecht nicht, denn nur wenige Wohnhäuser lagen zerstreut am jenseitigen Ufer der Fontanka. Nur der Palast Scheremetieffs und die Anitschkoff'sche Vorstadt von der einen Seite, sowie die Kalinkinsche von der andern, belebten ein wenig die Wildniß längs den Ufern des vielgenannten Flüßchens.

„Wohin aber jetzt fahren! Hier, glaube ich, ist nirgends ein Gasthof zu finden. 'ne wahre Einöde, verzeih' mir's Gott! Archipp, ruf' den Kosaken Jakim; dazu hat ihn ja der Fiskal mitgegeben, daß er uns den Weg zeigen soll .... Nun zeig' uns doch, wohin wir fahren sollen!“ rief Frau Landüschewa zu dem Kosaken gewendet.

„Was weiß ich,“ erwiederte der Kosak; „bis Piter mag's noch weit sein, dort ist aber der Fluß, zu sehen ist hier auch kein Mensch; 's ist mir, als ob da unten sich 'was in die Luft hinausstreckte, vielleicht mag's Piter sein, fahre nur drauf los ....“

„Was bist Du aber für'n Führer, wenn Du den Weg nicht weißt!“

„Bin mein Lebtag nicht in Piter gewesen.“

„Es ist mir am Ende auch ganz gleich! Zeig' uns jetzt den Weg und damit sind wir fertig!“

„Meinetwegen," rief der Kosak ebenso gleichgültig, „so fahr' grad' aus!"

Man fuhr zu; aber plötzlich änderte sich die Scene am jenseitigen Ufer der Fontanka. An vielen Stellen zeigten sich durch die Bäume, welche hier eine Perspektive bildeten, zierliche Häuschen nach holländischer Bauart, viele von zwei Stockwerken. Unaufhörlich begegneten den Ankommenden zahlreiche Schaaren von Arbeitsleuten aller Art, je näher man der Admiralität kam, desto mehr traf man auf Schlitten und Menschen. In der deutschen Vorstadt, wo sich jetzt die beiden Morskajastraßen hinziehen, erblickte Frau Landüschewa drei oder vier Kutschen mit vier Pferden, langgespannt; die mit den Peitschen knallenden Kutscher in rothen, gelben und blauen Kaftanen hatten dreieckige Hüte auf dem Kopfe und schauten gleichgültig in das Getriebe. Auf dem Anger vor der Admiralität war eine große Anzahl von Buden aufgeschlagen, in denen Handelsleute Speisen und Getränke aller Art feilboten.

„Nun, 's scheint wir sind an Ort und Stelle," sprach der Kosak, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Zug hielt abermals still.

„Aber wo sind wir denn?" schrie zornig Frau Barbara Sergejewna. „Siehst Du nicht, daß hier ein Jahr-

markt gehalten wird .... wo ist aber Piterburch? Hier ist ja kein einzig menschliches Gesicht zu sehn .... Lauter Njemtzi*)."

„Was weiß ich drum; wohl möglich, daß es Njemtzi sind."

Frau Barbara Sergejewna hielt's nicht länger aus vor Ungeduld; rasch knöpfte sie die Decke los, warf noch einige Federkissen auf Wolodimir, daß er sich ja nicht erkälte, und sprang aus dem Schlitten.

„Da ist auch Niemand, den man fragen könnte," rief sie aufgebracht, „dazu hört man nicht einmal ein Wort Russisch sprechen."

„Heiße Piroggen!" schrie neben ihr ein bärtiger Kerl auf gut Russisch.

„Ach, mein Gott," fuhr sie jammernd fort, „da ist auch nicht ein bekanntes Gesicht, nichts als Bauern, mit denen zu sprechen einer Edelfrau nicht geziemt. Archipp, frage den Burschen, wie weit's noch ist bis Piterburch."

Der Diener that, wie ihm geheißen.

Der Gefragte lachte laut auf.

„Ist Dir's nicht genug an dem, was Du siehst," rief er, „was willst Du noch für ein Piter?"

*) Njemtzi, d. h. die Stummen, werden die Deutschen in Rußland genannt.

Abermals schickte Frau Landüschewa ihre Boten aus, um sich nach einem Gasthofe zu erkundigen, als ein Mann im reichen Pelz sich durch die aus Neugier herzugeströmte Menge hindurchdrängte und höflich die ungestüme Fragerin bat, ihm ihre Wünsche mitzutheilen.

Mit einer Flut von Worten erzählte sie ihm ihr Leid, ihre Reiseschicksale und Herkunft, und beklagte sich bitter, daß man in der Residenz so schlecht für Aufnahme der Edelleute gesorgt habe und sie nicht einmal wisse, wo sie mit den Ihrigen bleiben solle.

„Aber, Herrin,“ erwiederte der Mann, „bei uns gibt's Posthöfe und Osterien!“

„Was für Namen!“ schrie Frau Barbara Sergejewna, „lieber will ich in der Kälte umkommen, als meinen Fuß in ein Haus der Njemtzi setzen!“

Lächelnd bedeutete sie der Mann, daß die Gasthöfe nur für das niedere Volk bestimmt seien, und rieth ihr zugleich, sich eine Wohnung in einem Privathause zu suchen.

Abermals jammerte die Edelfrau über die neue Erfindung der „Häuser“ statt der „Höfe“, doch fand sie sich zuletzt in ihr Schicksal und ward mit ihrem Bekannten handelseins, für 300 Rubel ein Quartier in dessen eigenem Hause zu nehmen; zugleich drängte sie ihn, ihr und

ihrem zahlreichen Gefolge eiligst den Weg dahin zu weisen.

Als der Mann eben den Kutschern Befehl ertheilte, wälzte sich ein dichter Menschenstrom vorüber.

„Laß uns noch ein wenig warten," sprach der freundliche Wegweiser, „bis der Kaiser mit seinen Masken vorüber ist."

„Was schwatzest Du da?" schrie Frau Landüschewa. „Der Kaiser selbst, und mit wem?"

„Mit Masken ...."

„Und was ist das für'n Ding?"

„Du wirst es gleich selber sehen ...."

Er hatte es kaum gesagt, als vier Läufer von übermäßiger Dicke, die langsam und mit größter Mühe die Füße fortbewegten, sich an der Ecke der Seeakademie zeigten. Das Volk ließ den Fastnachtsaufzug der Frau Landüschewa und stürzte nach der Admiralitätsallee zu. Hinter den originellen Zugführern kamen die Schlittenlinien, lange Schlitten, worin zehn bis fünfzehn Personen in einer Reihe Platz fanden. Im vordersten Schlitten saß ein Bräutigam im vollständigen Kardinalscostüm. Das Volk schwenkte die Mützen und begrüßte ihn unter Jauchzen mit dem Zuruf: der Knäs-Papst! der Knäs-Papst! — Ihm folgte der Cäsar Romadanoffsky im

Kostüm des Königs David, und in den übrigen Linien saßen: die Kaiserin, beide Zarizen und die Zarewna, die Kronprinzessin, die Prinzessinnen, die Staats= und Hofdamen, die hohen Hof= und Staatschargen, die fremden Gesandten, Offiziere, Doktoren, Gerichtsbeamte und Andere mehr. Die Kostüme sämmtlicher Theilnehmer an dem Zuge bildeten eine Galerie aller Völker der Erde und ihrer Sitten, da sah man Chinesen neben Venetianern, Amerikanern und Türken, Läufer und Erzbischöfe, geharnischte Ritter und rothgekleidete Doktoren, Ungarn und Polen, Norweger und Kalmücken, Wallfischfänger und Steuerleute, Armenier und Japanesen, preußische Postillone und Jäger, Tungusen, Macedonier, Bernhardinermönche und zahlreiche Fantasiekostüme, wie sie nur die tollste Einbildungskraft aussinnen mochte. Die Damen trugen zierliche Schalmeien in den Händen, die Männer aber die verschiedenartigsten Gegenstände, als: Trommeln, Pfeifen, Hörner, kupferne Becken, Zittern, Geigen, Flöten, Glöckchen, Balalaiken, Stäbe, Angelruthen und viele Dinge, deren ursprünglicher Zweck schwer zu erkennen war, da sie nur in Bruchstücken bestanden. Jeder spielte auf seinem Instrumente, ein Höllenlärm, der sich mit nichts auf der Welt vergleichen ließ. Der seltsame Zug bewegte sich, da es die schnellfüßigen

Zugführer so beliebten, nur äußerst langsam vorwärts. Frau Barbara Sergejewna verlor fast alle Besinnung, sie schlug das Kreuzeszeichen, spie wiederholt aus, hielt sich bald die Augen, bald die Ohren zu, sagte mit lauter Stimme Gebete her; kurz sie wußte nicht, was zu thun, noch wohin sich verbergen. Zum Unglück weckte die Hochzeitsmusik auch den bisher in wahrhaftem Todesschlummer liegenden Wolodimir auf.

„Was ist das für'n Teufelsspuck?“ schrie er und warf die Kissen beiseit.

Die Mutter suchte ihn zu beruhigen, redete ihm zu, fortzuschlafen, und gab vor, daß ihm nur die Ohren gelten. Aber Alles vergebens. Der Junker sprang aus dem Schlitten und hielt sich vor Lachen die Seiten, als er die seltsame Prozession erblickte.

In demselben Augenblicke kam von der entgegengesetzten Seite ein anderer Maskenzug auf Schlitten. Unter den Masken befand sich der Czar Peter selbst, als Matrose gekleidet. Er stand aufrecht in seinem Schlitten, wahrscheinlich um Alles besser übersehen zu können, und neben ihm zu Pferde befand sich der Generalpolizeimeister Diwier, begleitet von zahlreichen Polizeibeamten und Kosaken.

„Der Kaiser!“ rief der Begleiter der Frau Landüschewa.

„Dort zu Pferde?“ fragte sie bestürzt.

„Nein, der im Schlitten steht und das Volk zu beiden Seiten grüßt.“

Krampfhaft erfaßte Frau Barbara Sergejewna ihr Söhnlein und warf sich mit dem Gesicht auf die Erde. Der Kaiser, der dies sofort ansichtig wurde, befahl Diwier, sich zu den Fremden zu verfügen und sie aufstehen zu heißen, indem er hinzufügte:

„Sag' ihnen, daß sie den Ukas beobachten. Wann werde ich ihnen endlich einmal den Knechtssinn austreiben!“

Diwier ritt auf die Ankömmlinge zu, mitten durch's Gedränge.

„Heda, Weib,“ schrie er ihr in rauhem Tone zu, „was wälzest Du Dich im Schnee? Der Kaiser hat befohlen, daß um seinetwillen sich das Volk nicht im Koth wälze! Steh' auf!“ —

„Geduld!“ erwiederte die Angeredete erschrocken. „Darf man auch den Kaiser nicht einmal grüßen? Und wo soll man ihm denn einen Gruß darbringen, wenn nicht auf der Straße!“ —

„Erfülle seinen Befehl,“ fuhr Diwier fort, „das ist der beste Gruß; Du wälzest Dich im Staube, wie's aber im Herzen aussieht, ist 'n ander Ding?“ —

„Bist Du denn ein Prophet?“ versetzte bestürzt Frau Barbara Sergejewna. Während dem hatte Diwier in dem Begleiter der Fremden, wie es schien, einen alten Bekannten gefunden, denn er unterhielt sich ganz vertraulich mit ihm, zum Abschied ihm noch die Hand schüttelnd. War Frau Landüschewa von allem Vorgefallenen außer Fassung gebracht, so verlor sie jetzt vollends die Besinnung, denn sie schloß aus Diwiers Benehmen, daß der Mann, welcher ohne Weiteres neben dem Kutscher Platz genommen, wahrscheinlich von sehr hohem Range sein müsse.

„Väterchen, Herr!“ schloß sie ihre Fluth von Entschuldigungsworten. „Rechne mir's nicht so streng an, steht Dir's ja doch nicht auf der Stirn geschrieben, wer Du bist; Du siehst aus wie'n Kaufmann oder wohlhabender Bürgersmann und Gott weiß was Du zu bedeuten hast!“

Der Mann tröstete sie mit lächelnder Miene, hieß ihr sich in den Schlitten setzen und befahl den Kutschern ihm zu folgen. —

VI.

Der Brautwerber.

Das geräumige Haus auf Wasili-Ostrow, durch dessen Pforte jetzt der lange Wagenzug der Frau Landüschewa einfuhr, gehörte dem unbeweibten Herrn Alexei Stepanowitsch Sybin, der es bisher auch allein bewohnt hatte. Es war nach der neuen durch Peter eingeführten Art gebaut, zwei Stockwerke von Holz ruhten auf steinernem Fundament und auf beiden Seiten breiteten sich noch zwei Flügel aus; so schloß es alle Bequemlichkeiten für das Bedürfniß des städtischen Lebens in sich. Der sorgsame Hausherr hatte alle Zimmer wohl durchheizen lassen und Frau Barbara Sergejewna lief jetzt aus einem ins andere Gemach, indem sie mit besonderer Behaglichkeit anordnete, wo das große Gastzimmer, wo Schlaf-, Bet- und Toilettenzimmer sein, wo Wolodimir, wo Jephremitsch, wo die Stubenmädchen und Anderes vom Größten bis zum Kleinsten ein Unterkommen finden solle. Die Küche nebst Pertinenzien befand sich im Flügel. Unterdeß lief auch Wolodimir aus einem Zimmer ins andere und traf über dieselben Anordnungen nach seinem Sinne. Wie gewöhn-

lich gerieth er darüber mit der Mutter in Streit und wie gewöhnlich blieb er — Sieger. Die Mädchen und die männliche Dienerschaft trugen unterdessen aus den Schlitten den verschiedenartigsten Hausrath herbei, den sie auf Geheiß der Hausfrau auf — und auf das des jungen Gebieters wieder umstellten. Dieser befahl vor Allem den Vorrath von Getränken, sowie an geräucherten und gesalzenen Gegenständen von den Banden zu befreien, machte sich gleich drauf über dieselben her, verließ sie auch nicht eher wieder, als bis er sich voll und dick gegessen. Nachdem sich der Junker dergestalt mit Trockenem und Feuchtem gehörig gestärkt hatte, ging er nach alter Gewohnheit hinab auf den Hof um ein wenig zu spaßen, theilte den Kutschern und Köchen rechts und links mit der kleinen Handpeitsche einige Hiebe aus und machte sich endlich an die Scheuermägde. In dem zeitweiligen Reiseetat befanden sich deren nur zwei: die arme Martha und — Palaschka, die in Folge einer Hof- und Serailintrigue von ihrer Höhe herabgestürzt und zu dieser schmählichen Standeserniedrigung verurtheilt worden war. Während Palaschka auf alle nur mögliche Weise die Gunst des Gebieters wiederzugewinnen suchte, galt Martha bei dem ganzen Hofgesinde für eine Närrin und Halsstarrige. Schläge wie Versprechungen, Drohungen wie Schmeichelworte blieben bei

ihr fruchtlos; sie war ganz abgehärmt und weinte unaufhörlich um ihren Iwan. Trotz aller Frechheit und Zügellosigkeit des Junkers hatte er doch eine gewisse Scheu vor Marthen und obschon er sie nicht selten schlug, so machte er mit ihr doch eine Ausnahme von dem andern Hofgesinde, die er zu allen Tageszeiten prügelte und versparte seine Züchtigungen immer auf die Zeit nach dem Frühstück, Mittagessen und Abendbrod. An diesem Tage jedoch, wo er sich wie gesagt dick und voll gegessen, war er absonderlich freundlich gegen Marthen und versetzte ihr nur drei Hiebe. Dies schienen jedoch nur die Liebkosungs-Preliminarien zu sein, denn der Junker setzte sich sogleich auf die Küchenbank und hielt der Dirne folgende Rede:

„Nun Martha, ich habe mich Deiner erbarmt! Willst Du, so mache ich Dich zur Edelfrau. Ich bin wahrlich, der Teufel soll's holen, kein übler Kerl und 's ist Zeit, daß ich mich verheirathe. Gehorchen mußt Du mir doch, da ist's immer besser dem Manne. Auch ist's bequemer 'ne Frau zu prügeln; mit 'ner Frau hat kein Mensch Mitleid, ich aber will mich schon Deiner erbarmen, das sollst Du sehen! Du sollst mir gewiß keine Vorwürfe machen, daß ich Dich nicht lieb hätte, meine Mutter hat vom Seligen gewiß soviel nicht bekommen, als Du von mir auf Dein Theil erhalten sollst. Du kannst's glauben,

sie trauert noch jetzt darüber, daß sie Niemand hat, der sie schlägt. Abends sitzt sie zuweilen in Gedanken da, daß es 'n Spaß ist, sie nur anzusehn und dann spricht sie: „Ob ich wohl den Kanzlisten heirathe?" — Ja und sie hätte ihn genommen, wenn ich's nur zugäbe. Sie hat sich schon in der Provinz erkundigt, ob er gestreng oder nicht, aber Gott sei's gedankt, die Leute sagten: Nicht dran zu denken, der ist so feig, daß ihn der Aufwärter in der Kanzlei mitunter prügelt! Da hat sie gleich die Lust verloren. So Einen bekommst Du nicht an mir, bin ganz nach dem Vater gerathen! Was meinst Du Marthe? Und bis wir Hochzeit halten, können wir immer schon mit einander wie Liebesleute thun!"

„Nur Einer ist mein Bräutigam, Herr, dem ich mich vor Gott versprochen habe!"

Ein Hieb mit der Peitsche war des Junkers Antwort.

„Eher sterben, als 'nem Andern angehören! ..."

Der Junker schlug stärker zu.

„Und wenn ich keine Kräfte mehr habe, so giebt's noch ein tiefes Wasser!"

Die Hiebe regneten auf die arme Dirne, sie vermochte es nicht länger auszuhalten und erhob ein Jammergeschrei. Der Hausherr trat heraus und eilte nach der Küche, hinter ihm drein Frau Barbara Sergejewna.

„Was ist das für'n Lärm im Hause?“ fragte Sybin.

„Mein Wolodimir sieht nach der Wirthschaft,“ antwortete die besorgte Mutter, „sei ja nicht böse, Väterchen, aber wir haben Leute, daß Einen Gott davor bewahren möge!“

„Aber warum hast Du sie mit nach Piterburch geschleppt, Frau? Bei uns hättest Du Leute miethen können, soviel Du willst ...“

„Wo denkst Du hin, Väterchen! 's ist wohl nur Dein Spaß! Wir Edelleute sollten gemiethete Diener halten! dazu hat ja der Herrgott die Leibeigenschaft eingesetzt, daß der Edelmann ordentliche Diener habe! Was soll man aber mit bezahlten Leuten machen, die zu nichts auf der Welt zu gebrauchen sind? Bei uns Edelleuten ist 'n solcher Brauch nie erhört gewesen. Und wenn wir unsere eigenen Leute nicht auf den Hof nehmen, wo sollen wir denn mit allem Zuwachs hin, wenn wir'n nicht verschenken oder wegwerfen? Bei uns kommt kein junger Hund aus dem Hause, wir haben auf Lebenszeit Alles im Ueberfluß, Gott sei's gedankt!“

„Was kümmert's mich, wirthschafte wie Du's verstehst, doch muß ich Dir eins sagen, daß Ruhe auf meinem Hofe herrscht ...“

Frau Landüschewa versprach dem Befehl nachzukommen.

„Das ist Eins, das Andere aber ist: die Polizei läßt fragen, wer Du bist, sowie auch, woher und weshalb Du kommst?“

„Was kümmert sie sich drum!“

„’s ist Befehl, Frauchen! Der Ukas ...“

„Ei bei Euch giebt’s ja auf Tritt und Schritt ’nen Ukas ...“

„Die Welt ist groß, ’s braucht vielerlei, und wo’s Noth thut, da ist ein Ukas!“

„Aber was braucht man nur zu wissen, wer in die Residenz gekommen ist? Auch sind wir kein hergelaufenes Volk, überm Meere her, wir sind gute Edelleute und kommen von unserm eignen Grund und Boden!“

„Der Kaiser will’s aber wissen ...“

„Der Kaiser selbst? Ach mein Gott, welche Ehre! Wie hat er’s nur erfahren? Gewiß hast Du’s ihm zu Ohren gebracht, Väterchen!“

„Ich nicht aber die Ordnung.“

Bei dem Schreckensworte „Ordnung“ wurde Frau Barbara Sergejewna plötzlich ganz muthlos, denn es preßte ihr Herz zusammen, als ob sie der Alp drücke.

„Man will alle alten Edelleute zu Grunde richten,“ hob sie mit kläglicher Stimme an und blickte nach dem Junker, „schon haben sie uns in allen Bezirken aufgeschrie-

ben und nun treibt man uns in das Sumpfloch herein! Mein Herz hat's geahnt und die Nachbarn sagten mir's obendrein: geh nicht mit, Barbara Sergejewna, schick' ihn allein hin! Ich wäre besser dran gewesen!"

„Bist Du denn auf Befehl hergekommen?"

„Versteht sich auf Befehl! Der verwünschte Fiskal hatte Tag und Stunde festgesetzt, „bringe den Sohn ins Regiment," und damit hat's 'n Ende!"

„So hatten die Nachbarn Recht. Deine Mühe war umsonst und die Ordnung will's so haben ..."

Frau Barbara Sergejewna zog bei dem Worte „Ordnung" abermals ein saures Gesicht.

„Wie ist Dein Name?" fuhr der Hausherr fort.

„Was kümmert's Dich nur? Du bist vielleicht auch so ein Fiskal?"

„Aber kein gewöhnlicher, sondern der Oberfiskal vom Piterburcher Gubernium, Frauchen!"

Die wohlbeleibte Edelfrau ward leichenblaß, die Zunge klebte ihr am Gaumen und versagte ihr den Dienst; sie brachte nur abgebrochene Phrasen und halbverständliche Worte hervor.

„Sei barmherzig, Väterchen," stammelte sie, „rechne mir's nicht an ... 's ist seit meiner Kindheit nicht richtig bie mir im Kopfe ... ich habe so meine Stunden ... ich

thue sonst Niemand was zu Leid, nur seit mein Seliger verstorben, red' ich vor lauter Gram mitunter irre ..."

„Hast Du's gehört, Martha?" sprach Wolodimir zu der Dirne.

„Wie ist aber Dein Name?" fuhr der Oberfiskal fort.

„Wahrlich 'ne Edelfrau, schon im funfzehnten Gliede, getauft Barbara, nach meinem Vater Sergejewna, nach dem Manne Landüschewa genannt, Witwe, 36 Jahr alt und Gutsbesitzerin, wenn Gott mir die Besinnung läßt, will ich Dir alle unsere Erbgüter herzählen!"

„Spare Dir die Mühe. Wieviel hast Du Kinder?"

„'nen einzigen Sohn, Wolodimir, nach seinem Vater Stepanowitsch, 19 Jahr alt, bis zum Ukas war er noch 'n Kind; der Fiskal hat ihn aus purer Bosheit unter die Erwachsenen hineingeschoben."

„Und aus welcher Provinz?"

„Kostroma'scher Kreis dicht bei der Provinz ..."

„Aha, Wasilij Iwanitsch hat Dir den Weg gezeigt?"

„Wasilij Iwanitsch Pasuchin. Was Du für'n Gedächtniß hast! Das muß man sagen, würdige Leute wählt sich der Kaiser aus und weiß was zwei tausend Werst weit in der Provinz vorgeht. Wahrlich das ist 'n Kaiser, Gott schenke ihm alles Wohlergehn! Unser Fiskal ist so gutmüthig, so freundlich! Wahrlich würdige Leute!"

„Gutmüthig ist er, denn hättest Du noch um einen Tag gezaudert, so wäre Dein Sohn auf Lebenszeit in'n Feldregiment gesteckt worden wegen Ungehorsam gegen des Kaisers Befehl. Nun gebe der Himmel, daß sie ihn noch in die Garde nehmen, morgen ist der letzte Termin; versäume es nicht und schicke den Sohn bei Zeiten ins Kriegscollegium, Morgens früh in der fünften oder sechsten Stunde."

„Wo wohnt sie denn?"

„Ein Ort ist's, aber kein Weib! Mein Diener soll's Deinem Sohne zeigen."

„Ich werde ihn schon selber hinbringen. Bin ich denn nicht seine Mutter, soll ich das Kind fremden Händen überlassen?"

„Wie Du denkst," sprach Sybin, „ich werde übrigens morgen auch im Kriegscollegium sein."

VII.

Die Rekrutenannahme.

Mehrere niedrige mit Lehm beworfene Häuschen bei der Dreieinigkeitskirche auf der sogenannten Petersburger

Seite enthielten damals die obersten Reichsbehörden, die Kollegien (wie damals die Ministerien nach dem von Leibnitz entworfenen Plane genannt wurden) und außerdem den Senat. Der Pallast der „zwölf Kollegien" auf Wasili-Ostrow erhob sich um diese Zeit kaum noch über sein steinernes Fundament. An den Eingängen brannten Laternen und die zahlreichen Schlitten vor den Thüren gaben Zeugniß, daß die Sitzungen längst schon begonnen, obgleich es erst sieben Uhr Morgens war. Schatten gleich sah man menschliche Gestalten aus einer Lehmhütte in die andere gleiten.

„Der Schlitten Seiner Durchlaucht!" schrie jetzt der Thürhüter des Kriegskollegiums auf die Straße hinaus und ein geräumiger Schlitten mit sechs langgespannten Pferden und berittenen Kutschern in kurzen Halbpelzen von Sammet mit Biberfell und goldenen Tressen besetzt, in kurzen Beinkleidern von Elenhaut und blanken Sporenstiefeln, flog vor die Eingangsstufen, zwei von Gold strotzende Lakaien schlugen die prächtige Bärendecke mit vergoldeten Klauen und Troddeln behangen zurück, die Thürhüter aber stellten sich kerzengrad auf, den durchlauchtigsten Fürsten erwartend. Im engen Vorzimmer stand Fürst Mentschikoff, von den vornehmsten Beamten umgeben, während man ihm den kostbaren Zo-

belpelz reichte; auf der reichgestickten Uniform schimmerte das blaue Band des Andreasordens und die hohe gepuderte Perücke gab der majestätischen Gestalt ein noch stolzeres Ansehen. Der Vicepräsident Lascy, die Mitglieder des Kollegiums Fürst Trubezkoi, Karl Hochmuth, Oberst Ignatieff und Prokuror Paschkoff geleiteten den Präsidenten bis vor die Thür, mit einer leichten Kopfneigung stieg er in den Schlitten, die Haiducken schrien den Kutschern zu: „In's Winterhaus!" und rasch flog das Sechsgespann auf der Newa dahin. Der Vicepräsident nebst den Mitgliedern des Kollegiums kehrten wieder in den Sitzungssaal zurück, die Kanzlisten machten sich rasch an die Arbeit, Sybin trat ein, um die ihm obliegenden Revisionen mit dem Fiskal des Kollegiums vorzunehmen. Es verging keine halbe Stunde, so kam auch Frau Landüschewa mit ihrem Sohne in der Kanzlei an.

„Herr Secretair," hob Sybin an, „hat die Annahme in die Garde schon aufgehört?"

„Seit gestern, Eure Hochgeboren!" erwiederte dieser.

„Und was geschieht mit denen, die es versäumt haben sich einschreiben zu lassen?"

„Dem Ukas zufolge treten sie als gemeine Soldaten in die Feldregimenter, ohne auszudienen."

„Und verstattet der Befehl gar keine Nachsicht?“

„Sr. Durchlaucht, der Herr Präsident, geruhten gestern zu befehlen, daß wenn sich noch Einige von den Edelleuten anmelden sollten, sie in dem Ingermanländischen Regimente Sr. Durchlaucht unter gleichen Bedingungen, wie bei der Garde, anzunehmen.“

„So schreiben Sie den Junker Landüscheff in das Regiment ein ...“

Eure Hochgeboren wollen denselben gefälligst selbst an die Behörde abliefern, damit man sich überzeugen könne, ob er zum Dienste tauglich ist oder nicht. Vielleicht wird er ausgeschossen ...“

„Nun wenn Du tauglich bist,“ rief unwillig Frau Barbara Sergejewna dazwischen, „so wird man meinen Wolodimir gewiß nicht ausschießen, laß uns nur hingehen in Deine Behörde!“

Sybin warnte die Edelfrau hier ihre Zunge zu wahren, der Obersecretair aber befahl dem Junker Landüscheff in den Sitzungssaal einzutreten. Die Mutter wollte ihm folgen, aber der Thürhüter hielt sie zurück. Während dieselbe noch gegen das Wort ankämpfte, trat schon der Obersecretair mit dem Junker wieder heraus.

„Er ist tauglich,“ sprach er, „man muß ihm den Befehl für das Ingermanländische Regiment ausfertigen!“

Und sich zu dem Rekruten wendend fügte er hinzu: „Du Landüscheff wirst mit diesem Befehl Dich schnell nach der Regimentskanzlei aufmachen, vor Tagesanbruch wirst Du wohl noch hinkommen."

Der Ukas ward ausgefertigt und der Junker machte sich von seiner Mutter begleitet auf den Weg. In der Regimentskanzlei angelangt, las der dienstthuende Adjutant den Befehl, rief einen Boten und befahl ihm, den neuen Rekruten dem Sergeanten Jefimoff abzuliefern.

Frau Barbara Sergejewna folgte abermals dem Sohne.

Der Sergeant Jefimoff war ebenfalls von altem Adel, doch der Dienst hatte ihm in wenigen Jahren den übermäßigen Hochmuth ausgetrieben; daß er Edelmann war, mochte man höchstens noch aus seiner Art sich auszudrücken und einer gewissen Höflichkeit bemerken. Er warf einen prüfenden Blick auf Mutter und Sohn, dann auf den Ukas und indem er den ganzen Zusammenhang der Geschichte errieth, beschloß er sogleich dem feindseligen Widerstreben der Beschränktheit gegen die Dienstpflicht ein Ende zu machen.

„Ein tüchtiger Bursch!" rief er Wolodimir anblickend. „Möge Dir der Himmel bei der künftigen Wahl zu meinem Platze verhelfen. Doch ist keine Zeit zu verlieren und heute noch mußt Du in Reih und Glied; Du bist ein Edel-

mann und kein eingelieferter Rekrut, brauchst nur ein Mal Acht zu geben und hast den Handgriff weg. Nun marsch in die Compagnie! Du aber, Mütterchen, mach' daß Du nach Haus kömmst und bete für den Sohn, daß er sich rasch zum Offizier aufdient. Ein Jährchen und noch eins mag er immer Soldat bleiben, 's ist'n prächtig Ding um so'n Soldatenleben! Die Knochen wie das Herz werden Einem grad gemacht. Weh ist's Einem und doch lustig zu Muth, man hungert und friert und ist bei alledem guter Dinge. 's ist noch'n Glück, daß Du unter die Infanterie gerathen bist, unter den Dragonern hat man zwei Stück Vieh am Halse, sich selbst und das Pferd. Nun mach Dich auf! Bitt' um Vergebung, Frau, 's ist aber Zeit, daß Du nach Hause kommst. Wir Leute im Dienst haben nicht einmal zum Sprechen Zeit, müssen die Kompagnie revidiren!"

„Wie nach Hause? Und Wolodimir?" rief Frau Landüschewa verwundert.

„Wolodomir bleibt in der Kompagnie ..."

„Und ich sollte ihn Deinen Händen überlassen?"

„Und wenn auch meiner Hand, sie ist'n Bischen schwer, 's wird aber schon ohne Prügel abgehen ..."

„Prügel! Ich sollte zugeben, daß man mein Kind

schlägt? Und wozu hätte ich denn meine Nägel?" und die Edelfrau hob ihre fleischige Rechte empor.

„Ach Mütterchen, bei uns wird nicht lange gefackelt! Willst Du im Guten nicht nach Hause gehen, so bringen wir Dich auch so fort. Jerema, Iwanoff, die Frau da in den Schlitten gesetzt! Ich habe keine Zeit, 's wird Appell geschlagen, komm Landüscheff!"

Jefimoff faßte den Junker beim Arm und ging mit ihm hinaus. Seine Stelle nahm Wolodimir's ehemaliger Stallknecht Jerema und Iwan aus Kudinoffka, Marthens Bräutigam ein. Frau Landüschewa erkannte ihre Leute nicht, diese aber hatten die treffliche Herrin auf den ersten Blick wiedererkannt und blieben beide wie versteinert stehen.

„Vorwärts Jerema!"

„Geh' Du voran, Iwan!"

„Ich wag's nicht!"

„Ich auch nicht!"

„Wenn sie böse wird, so schickt sie Einen wie sonst in den Stall! Nu mag kommen, was da will, dem Befehle muß man gehorchen!" sprach Jerema, sich ein Herz fassend, schlug ein Kreuz und schleifte die frühere Herrin mit Gewalt nach der Thür.

Iwan stand unbeweglich mit niedergeschlagenen Augen da und vermochte kein Wort herauszubringen.

„Ach ihr Knechtsgesindel!“ schrie Frau Barbara Sergejewna. Bei meinem Hausherrn werde ich über Euch Klage führen, der ist der Oberfiskal im Piterburchschen Gubernium, und bekomme ich da kein Recht, so gehe ich an den Senat, zum Kaiser!“

„Kümmere Dich nicht um die Drohungen! Schaffe sie hinaus!“ so erscholl daneben die starke Baßstimme des höflichen Sergeanten, und Iwan, wie aus dem Schlafe erwachend, machte das Kreuzeszeichen und half seinem Kameraden die Edelfrau vollends hinausbringen.

Beide Soldaten kehrten mit Ehrenzeichen des im hartnäckigen Kampfe vergossenen Blutes zurück, Jerema trug verschiedene Nägelmahle auf der Nase, Iwan's linke Backe zeigte die Spuren der fünf rechten Finger seiner Herrin. Frau Landüschewa lief rasch um die Lehmhütten herum, pochte an die Fenster, stieß Verwünschungen in Menge aus und schlug zuletzt eine Thür ein. Dies letzte Attentat ward Veranlassung, daß der Offizier auf den Rapport des Sergeanten, ein bewaffnetes Kommando gegen die Edelfrau ausschicken mußte, welche die Kanzlei des Ingermanländischen Regiments belagerte. Iwan nahm an dieser Expedition Theil, die mit der Instruction ins Feld geschickt wurde: den Feind mit Gewalt in sein Quartier zurückzubringen, hier aber die Polizei von dem

Beginnen in Kenntniß zu setzen, damit die verwegene Angreiferin sich schriftlich verbindlich mache, hinfort nicht mehr ungerufen auf dem Territorium des Ingermanländischen Regiments zu erscheinen .... Das ganze Hofgesinde stürzte der Gebieterin entgegen, die gleich einem Feldstück unter militairischem Convoi nach Hause gebracht wurde.

Der Oberfiskal übernahm selbst das Amt der Polizei und führte Frau Landüschewa ins Gastzimmer um die Unterzeichnung der Friedensklausel zu fordern.

„Väterchen Alexei Stepanitsch!" schrie die trostlose Mutter, „schaffe mir meinen Sohn wieder! Mag er lieber sterben, nur in meinen Armen, aber so sehe ich ihn niemals wieder! Das ist kein Regiment, aber 'ne Wolfsgrube, 'ne Falle für uns Edelleute! Sie spießen meinen Wolodimir oder bringen ihn auf andere Weise um, ich habe sie Alle mit eigenen Augen gesehen, man merkt's gleich an den Fratzen, daß es Raubgesindel ist!"

„Unterfange Dich nicht die redlichen und getreuen Diener des Kaisers zu beschimpfen, Du möchtest vor Gericht deshalb zur Verantwortung gezogen werden, denn ich selbst bin verpflichtet, solche Dinge dem Kaiser zu melden; also setz' Dich lieber und unterschreib'!"

„Was denkst Du aber, Väterchen! Für wen hältst Du

mich? Ich bin 'ne Edelfrau, kein hergelaufen Weib oder 'ne Priestersfrau! Beleidige mich nicht, Hochgeboren, und thu' mir den Schimpf nicht an; die ganze Provinz würde mit Fingern auf mich deuten und lachen!"

„Und mit Recht! Laß sie lachen, aber unterschreib!"

„Aber, Herr, bedenke doch daß ich 'ne Edelfrau bin, wie soll ich denn schreiben ..."

„So schreibe: die Edelfrau Landüschewa ..."

„Aber verstehst Du denn, daß ich eben deshalb nicht zu schreiben weiß, weil ich 'ne Edelfrau bin. Laß Jephremitsch rufen, ich halte den Tölpel blos dazu, daß er für mich und Wolodimir unterschreibt, würde sonst so 'nem Säufer nicht das Gnadenbrot im Hause geben!"

„Nun wenn das ist," erwiederte Sybin, „so will ich für Dich unterschreiben, lege nur die Hand an's Papier!"

Damit tauchte er die Feder ein, besudelte die Hand der Edelfrau mit Dinte und drückte sie fest ans Papier.

„Das gilt bei uns," fuhr er fort, „mehr als ein Eidschwur! Erfüllst Du nicht, woran Du die Hand gelegt, so verdorrt sie Dir!"

Er nahm das Papier und ging weg.

„Schande! Schmach! Schimpf! Entehrung!" schrie Frau Landüschewa. „Heda, Jephremitsch, Palaschka, Kiruschka!"

Noch eine Reihe anderer Namen folgte, aber keiner der dienstbaren Geister erschien, denn sie waren sämmtlich draußen auf der Straße. Dort war indessen eine Scene ganz anderer Art vorgefallen. An Iwan Iwanoff's Halse hing — Martha. Das ganze Hofgesinde, trotz ihrer rohen, entsittlichten Natur umstand mit Thränen in den Augen die rührende Gruppe. Die Soldaten auf ihre Gewehre gestützt, blickten freundlich und neidisch zugleich auf den glücklichen Kameraden, denn Martha war trotz ihres abgehärmten Blicks gar nicht zu verachten und in diesem Moment überschwenglichen Glückes von strahlender Schönheit. Iwan blieb vor innerer Freude sprachlos, doch vergaß er darüber den Dienst nicht und suchte die glückliche Martha abzuwehren, indem er sie sanft bei Seite drängte. In demselben Augenblick trat der Oberfiskal hinzu.

„Wer von euch ist der Aelteste?" fragte er.

„Ich!" rief Iwan mit Festigkeit und schob Martha hastig weg. Die Arme fiel zu Boden und weinte bitterlich.

„Was geht hier vor?" fragte Sybin.

Iwan trat aus dem Gliede und erzählte in Form eines Rapports den Hergang.

„Ich liebe sie noch stärker als sonst," schloß er, „aber

der Dienst verstattet's nicht sie zu liebkosen, Euer Hochgeboren!"

„Aber sie ist so'n gutes und treues Mädchen, daß Du sie immerhin hättest liebkosen können ..."

„Ich habe Sr. Kaiserlichen Hoheit den Eid geschworen, ein guter und treuer Soldat zu sein. Der Dienst ist in der Montur, 's Herz aber steckt drunter, was oben ist, muß vorangehen. Wird los kommandirt, so bitt' ich um Urlaub, dann soll mir's Martha nicht mehr zuvorthun!"

Du bist ein frommer und getreuer Knecht!" sprach Sybin, „der Herr wird Dich über Viele setzen! Jetzt aber nimm dies Papier mit Dir und übergieb's mit dem Rapport gehörigen Orts, geh' mit Gott, ich werde Dich nicht vergessen!"

VIII.

Die Kompagnie.

So vielen Widerwärtigkeiten, Kränkungen und Schicksalsschlägen unterlag selbst Frau Barbara Sergejewna's eisenfeste Natur, sie warfen sie auf's Krankenlager. Nir=

gends und bei keinem Menschen fand sie Hülfe oder Mitleid. Der Oberfiskal brachte ihr einen Arzt, doch es war ein — Deutscher. Als sie denselben das erste Mal sah, wäre sie beinahe vor Schreck gestorben, beim zweiten Besuch schalt sie den Doktor und Sybin tüchtig aus — wahrscheinlich war's ihr besser zu Muth. Sybin aber griff zu seinem gewöhnlichen Mittel und drohte ihr wegen Ungehorsam mit dem Gerichte, in welchem Falle sie endlich versprach des Arztes Vorschriften zu erfüllen. Die erste Flasche der Mixtur flog an das ungekämmte Haupt Paraschens, die auch dafür bestraft wurde, daß das Fläschchen mit dem fremdländischen Gifte zerbrach; ein zweites Fläschchen wurde in den Schlund des Haushundes geleert und als das unglückliche Vieh den Versuch mit dem Leben bezahlen mußte, gerieth Frau Landüschewa in eine unbeschreibliche Wuth, so daß Sybin doch am Ende dem Gebot der Menschenliebe entsagen mußte. Wolodomir kam nur an Sonntagen nach Hause, doch brachte er der Kranken wenig Trost, er forderte jedes Mal Geld, erhielt das Geforderte und eilte alsdann über Hals und Kopf wieder davon. Ihm gefiel der Dienst äußerst wohl, denn wegen Krankheit Jefimoffs versah die Stelle des Sergeanten Konnizun, ein junger Edelmann, gleich Wolodimir, nur erfahrener in allen Ausschweifungen. Spiel, Trunk und

zügelloses Treiben aller Art war in der Kompagnie an der Tagesordnung; die Edelleute verkehrten nicht mit den abgelieferten Soldaten und diese Letzteren versahen den Dienst. Es war in der That seltsam anzuschauen, wie Iwan trotz seiner Emancipation in Wolodimir den ehemaligen Herrn respektirte: er diente ihm wie ein Leibeigener, reinigte ihm die Monturstücke, kleidete ihn an und versah den Dienst eines Mundschenks, dabei ließ er sich Scheltworte, ja sogar Schläge von demselben gefallen. Eines Abends saßen die adelichen Soldaten des Ingermanländischen Regiments bei den Branntweinflaschen, welche die zärtlichen Mütter ihren Söhnchen aus allen vier Himmelsgegenden Rußlands hergeschickt hatten; die Köpfe wurden warm und Liebesabenteuer waren der Gegenstand der Unterhaltung. Landüscheff prahlte am meisten mit seinen Großthaten, die Kameraden setzten Zweifel in seine Rede. Der Junker wurde immer hitziger und rief zuletzt Iwan.

„Geh' eiligst nach Hause und bringe rasch Martha hieher!" herrschte er dem armen Burschen zu.

Iwan wußte nicht wie ihm geschah.

„Martha?" fragte er bestürzt.

„Nun ja, Einfaltspinsel!" schrie der Junker. „Martha, die Küchenmagd."

„Martha kann nicht kommen, Herr!“ erwiederte Iwan zaghaft.

„Weshalb nicht? Hat sie etwa auch unterschreiben müssen, das Terrain des Ingermanländischen Regiments nie wieder zu betreten?“

„Nein, aber es schickt sich nicht für sie.“

„Ich will Dir zeigen, was sich schickt! Marsch und bring' die Dirne her!“

Iwan stand wie vom Donner gerührt da und wußte nicht wozu er sich entschließen sollte, als plötzlich einer der Soldaten hereinstürzte.

„Kameraden, Jesimoff ist todt!“ rief er mit sichtbarer Betrübniß.

„Was todt ist beißt nicht mehr!“ schrien die Junker.

„Wer wird Sergeant werden?“ fragte Einer.

„Wer sonst als Konnizun, er dient am längsten ... erwiederte ein Anderer.

„Laßt uns abwarten was die Kugeln sagen,“ hob der Hereingetretene wieder an, „als ich in der Kanzlei auf Wache stand, hörte ich den Adjutanten dem Schreiber den Befehl dictiren, daß morgen alle Sergeanten aus dem ganzen Regimente sich versammeln sollten, um uns einen neuen Sergeanten zu wählen ...“

Diese Nachricht hatte schnell die Junker entnüchtert

und der Orgie ein Ende gemacht. Alle eilten davon und im Nu war die Kaserne leer. Nur die treuen Freunde Iwan und Jerema blieben zurück. Ehe Iwan sich auf's harte Lager streckte, warf er sich vor dem Heiligenbilde nieder und flehte im heißen Gebete den Himmel an, Martha vor Schmach und Sünde zu bewahren.

Bei früher Tageszeit rief Trommelschall das Ingermannländische Regiment zum Apell. In der Feldkirche versammelte sich der Stab nebst den Oberoffizieren und Sergeanten des Regiments. Nach Beendigung der Liturgie traten die Sergeanten vor, auf einem kleinen Betpulte lag das heilige Evangelium, der Priester las mit eintöniger Stimme den Eid vor und Jeder nach der Reihe sprach mit aufgehobener Rechte die Formel nach, worin er versprach, „nicht nach Freund- oder Feindschaft, aus Eigennutz oder Leidenschaft, sondern der Wahrheit gemäß, wie er's vor Gott und dessen Gericht verantworten zu können glaube," seine Stimme bei der vorzunehmenden Wahl abgeben zu wollen. Als auch diese Ceremonie vorüber war, begab sich der Stab nebst allen Sergeanten in die Regimentskanzlei. Der Adjutant stellte ein verdecktes Kästchen mit drei verschiedenen Oeffnungen auf den Tisch; in einer Schüssel lagen drei und zwanzig Bällchen von Tuch.

„Seht," hob der Oberst, zu den Sergeanten gewendet, an, „ihr habt nun den Eid geschworen, nach Gewissenpflicht einen Sergeanten aus der Mitte der Soldaten zu wählen. Man wird euch die Liste der Soldaten ablesen und bei jedem Namen wird einer der drei Bälle in eine der drei Oeffnungen gelegt, rechts für den Würdigen, links für den des Postens Unwürdigen, in der Mitte für den, dessen Aufführung zweifelhaft oder weniger tadellos ist als die eines Andern!"

Die Sergeanten schlugen das Kreuzeszeichen. Der Adjutant las:

„Awdej Konnizun, aus den Edelleuten, im Dienst seit dem 1708ten Jahre."

Die Sergeanten warfen ihre Bälle in den Kasten. Man öffnete: 18 erklärten ihn für unwürdig, 5 für von zweifelhafter Aufführung.

Dieselbe Operation wiederholte sich zu verschiedenen Malen. Alles ward vom Adjutanten genau aufgeschrieben. Endlich begann derselbe:

„Iwan Iwanoff Iwanowitsch aus den eingelieferten Soldaten, im Dienst seit dem Jahre 1713 ...

Alle drei und zwanzig Kugeln rollten in eine Oeffnung, die Sergeanten erklärten ihn für — würdig. Er

war der Einzige, der einstimmig gewählt worden war. Der Oberst ließ ihn herbeiholen und übergab ihm eigenhändig den Sergeantenstock, ihn auffordernd, ohne Säumen seinen Posten anzutreten.

Die ganze Kompagnie war überrascht von dieser Wahl, Einige weinten vor Aerger, nur Wolodimir war vollkommen damit zufrieden.

„Jetzt fängt für mich ein Leben an!" dachte er bei sich. „Konnizun ist allerdings ein Edelmann, aber traktirt man ihn nicht, so wird er unwirrsch; mit Iwan ist's ein ander Ding, der ist ja jetzt schon mein mit Leib und Seele!"

Vor Freuden leerte er die letzte Flasche Liqueur. Darüber trat Iwan herein.

„Ruhig!" sprach er; sich zu seinen lärmenden Kameraden wendend, aber seine Stimme war zaghaft und leise.

Alle lachten.

Iwan wurde verlegen, warf einen Blick auf das Heiligenbild, schlug ein Kreuz und begann abermals laut und feierlich:

„Ich habe Gott und dem Zaren geschworen; euer Wille ist für mich kein Ukas! Ruhig, sage ich Euch nochmals!"

„Nicht so laut, Wanka!“ *) schrie einer der Soldaten. „Wir wollen Dich schon geschmeidig machen!“

„Das will ich Dir zeigen!“ rief der Sergeant und weihte den Stock dergestalt auf dem Rücken des Sprechers ein, daß die ganze Kompagnie von Schrecken ergriffen ward.

„Um fünf Uhr auf dem Exerzirplatz!“ sprach Iwan und ging. Alle drängten sich um Wolodimir und baten um seine Protektion. Dieser streckte sich auf's Lager, den Bittstellern den Rücken zukehrend, und erwiederte mit frechem Lächeln: dem Einen: „gewährt!“ ... dem Andern: „woll'n sehn!“ ... dem Dritten: „was giebst Du?“

Drüber schlief der Junker ein.

Als es auf fünf Uhr ging, ward's lebendig in der Kompagnie, die Soldaten zogen hinaus zum Exerziren und die Kaserne wurde leer. Konnizun war der letzte. Als er das Gewehr nahm, trat er an Wolodomir's Lager, um ihn zu wecken.

„Laß mich in Ruh',“ brummte dieser, „ich will schlafen!“

„'s ist Zeit zum Exerziren!“

---

*) Ein erniedrigendes oder höhnendes Diminutiv von „Iwan.“

„Nun so mache, daß Du fortkömmst, für mich mag Wanka schultern und präsentiren!..."

Dabei wendete er sich auf die andere Seite und schlief abermals ein. Konnizun ging allein. Kaum waren fünf Minuten vergangen, so stand Jerema vor Wolodimir, um ihn abermals zu wecken.

„Mach' daß Du kommst, Wolodimir Stepanitsch, der Sergeant ruft!"

„Ach Du Bestie!" schrie der Junker, „'s scheint, daß ich Dich noch nicht genug im Stall geprügelt habe, marsch fort!" Jerema lief eiligst weg, kehrte aber sogleich wieder zurück: „Steh' auf, Wolodimir Stepanitsch," rief er, „der Sergeant wird böse!"

„Hüte Dich, daß ich nicht bös werde ..."

„Aber er hat mir befohlen, Dich in Gutem oder in Bösem mitzubringen."

„Sag' ihm, daß ich schlafen will!"

„Herr, 's wird schlimm werden, wenn der Sergeant selber kommt!"

„Laß ihn nur versuchen, ich will ihm schon das Fell gerben. Fort!"

Der Sergeant kam. Mit ihm Jerema und ein anderer Soldat.

„Wolodimir Stepanitsch," hob er an, „der Dienst befiehlt's! Mach' Dich auf!"

„Ei Du, hündischer Knecht!" rief der Junker, „mit wem wagst Du so zu sprechen?"

„Mit Dir, Herr! Zwinge mich nicht nach dem Artikul zu verfahren!"

„Ich will Dir 'nen Artikul geben, daß Dir die Ohren gellen sollen."

„Gott sieht's, ich bin nicht Iwan, sondern des Kaisers Sergeant, ich verfahre nach meinem Eide und greife zum Stock!"

„Den Stock!" brüllte der Junker und vom Lager aufspringend stürzte er auf den Sergeanten los. Da aber tummelte sich der Stock, gleich einem Zauberstabe, weidlich auf dem zarten Rücken Wolodimirs. Der Sergeant verzog selber das Gesicht, hieb aber dennoch immer drauf los, dabei sprach er nur:

„Ich kann nicht anders, Wolodimir Stepanitsch, Gott weiß es, ich hab's geschworen! Sei nicht bös, Herr, ich schlage nicht, der Dienst schlägt!"

Der Stock versah noch immer eifrig seinen Dienst, als der Junker, von Schmach, Scham und Schmerz übermannt, plötzlich aus der Kaserne entsprang und über Hals und Kopf davonlief.

Frau Barbara Sergejewna befand sich kaum erst in der Wiedergenesung und hatte sich zum ersten Male wieder nach langer Krankheit beim Vesperbrod niedergelassen. Vor ihr stand ein ungeheurer, schwerfälliger Fladen und eine große Kanne mit Kwas gefüllt. Sie hatte bereits die schmackhaftesten Theile des Fladens nebst der größern Hälfte des Inhalts der Kanne zu sich genommen und unterhielt sich eben damit, den Hunden, den Zwergen und der Katze die Ueberreste zuzuwerfen, als plötzlich — Wolodomir hereinstürzte. Er war ohne Oberkleid in bloßen Hemdsärmeln und dazu ganz zerschlagen; ihm hingen die Haare ins Gesicht und noch liefen ihm die Thränen über die Backen. Der Fladenrest entfiel den Händen der Edelfrau, Hunde, Zwerge, Katze, Tisch flogen durch einander.

„Was ist mit Dir, Wolodimir?“ kreischte sie mit markdurchdringenden Jammertönen. „Haben sie schon angefangen, Dich umzubringen? Sprich geschwind.“

„Ei warum hast Du mich hiehergebracht, Du bist an Allem schuld! Hättest Du mich nicht irgendwo verstecken können? Du bist mir 'ne Mutter ... nimmt sich nicht mal ihres Kindes an! Wanka, unser Knecht, prügelt mich und Du sitzest hier und verzehrst Fladen! Wenn Du ihm nicht die Augen auskratzest oder ihm nicht im Stall das Fell gerben läßt, so nenne mich nicht mehr Deinen

Sohn, hörst Du's — Deinen Sohn! Ich jage Dich aus dem Hause; Alles gehört mir, ist mein väterlich Erbe, ich habe das Deinige nicht nöthig!"

„Wie hat's Wanka nur gewagt? ..." wehklagte die verzweifelnde Mutter.

„Klügle mir nichts aus; sieh nur die blauen Flecken am ganzen Leibe!"

„Ach die Sünde wird ihm kein Priester vergeben!"

„Laß das Geschwätz, geh' lieber und beschwere Dich!"

„Aber wo nur in aller Welt? Sie stecken alle unter einer Decke! Vielleicht beim Kaiser?"

„Geh' zu ihm oder wohin Du willst, nur schaffe mir Wanka vom Halse!"

„Nun wie Du wünschest, ich gehe zum Kaiser! Paschka, kleide mich rasch an!"

Es war in der Palmenwoche und der Kaiser nicht in der Residenz, man erwartete ihn erst in der Charwoche zurück. Frau Landüschewa verbarg ihren Unmuth, überzeugt, daß Alles sich gegen ihren Wolodimir verschworen habe; auch hielt sie deshalb ihr Vorhaben geheim, nur befahl sie Jephremitsch, ihren Wolodimir im Regiment krank zu melden und dem Regimentschef zu schreiben, daß sie ihn bis zu seiner Wiederherstellung zu Hause behalten wolle. Der Militärarzt aber, welcher abgeschickt

worden war, die Wahrheit dieses Rapports zu untersuchen, fand den vorgeblichen Kranken äußerst tauglich für den Dienst und es erging deshalb der dringende Befehl an den Soldaten Landüschеff, unverzüglich im Regiment zu erscheinen, widrigenfalls er mit kriegsgerichtlicher Untersuchung und Strafe bedroht werde. Dagegen war nichts zu machen und Frau Landüschewa entließ das geliebte Söhnchen unter Thränen:

„Was willst Du mit diesem Raubgesindel machen, Wolodimir, sprach sie. „Gedulde Dich bis zur Marterwoche, aber sieh Dich vor, daß Dir der Heide die blauen Flecken nicht verhext, sonst haben wir dem Kaiser nichts aufzuweisen.“

IX.

Die Audienz.

Der Kaiser war angekommen und die Nachricht hatte sich schnell in der Residenz verbreitet. Frau Landüschewa machte sich schon am frühen Morgen auf und vom Kai aus blickte sie unverwandt hin nach dem Eckfenster der neuen Winterresidenz, wo das Arbeitscabinet des Kaisers war. Eben trat Jemand an das Fenster. Frau Landü-

schewa warf sich an die Erde, als sie sich wieder erhob, war Niemand mehr zu sehen. Abermals zeigte sich Jemand am Fenster und abermals erfolgte die tiefe Verneigung. So grüßte sie wieder und wieder, als ihr plötzlich Jemand von hinten auf die Schulter klopfte und freundlichst zu ihr sprach:

„Was willst Du? Hier bin ich!“

Es war der Kaiser selbst, der eben zu Fuß aus der Admiralität zurückkehrte. Frau Landüschewa zitterte an allen Gliedern und stotterte in abgebrochenen Worten:

„Wanka .... Kaiser .... weil .... Wolodimir umbringt .... Edelmann!“

„Beruhige Dich,“ sprach der Kaiser, „und trag mir Dein Anliegen verständlich vor!“

„Vater Zar, mein Trost,“ heulte die Edelfrau, „laß' nicht zu, daß meinem Wolodimir Unrecht geschieht, mein Leibeigener schlägt ihn, ich hab' ihn Dir zum Soldaten geschenkt und nun schlägt er den eignen Grundherrn halbtodt ...“

„Weshalb aber?“

„Ach Vater Zar, mein Trost, wie soll ich's wissen weshalb! Um weiter nichts als weil sie den Knecht zum Sergeanten gemacht haben!“

„Und wer ist Dein Sohn?“

„Soldat im Germalaischen Regiment ... so haben's die Fiskale befohlen ...“

„Und wie heißt er?“

„Wolodimir, Vater Zar, mein Trost, Wolodimir heißt er!“

„Sein Familienname ...“

„Weiß nicht, Vater Zar, mein Trost, weiß nicht!“

„Nun sein Zuname ...“

„Landüscheff ...“

„Aha, hab' von ihm gehört,“ sprach der Kaiser die Stirne runzelnd, „seine Leibeigene hat sich bei Pasuchin über ihn beschwert ...“

„Beschwert hat sie sich,“ schrie Frau Landüschewa auf, ach die Bestie! Wie hat sie's nur gewagt sich über den eigenen Herrn zu beschweren? Ich will's ihr schon eintränken, wenn Du nur erst dem verwünschten Sergeanten hast sein Recht widerfahren lassen ...“

„Sein Recht soll ihm widerfahren!“ sprach der Kaiser. „Folge mir!“

Der Kaiser stieg die Stufen hinauf, Frau Landüschewa hinter ihm drein.

„Hier wartest Du!“ sprach er und trat in ein Gemach ein.

Der Schweizer im Vorzimmer wies ihr einen Sessel an, sich niederzusetzen, sie aber erwiederte:

„Bin nicht müde, Väterchen, habe gesunde Beine; wollte nur der Kaiser mir verstatten den Wanka im Stall ausprügeln zu lassen; Martha soll für ihre Klage schon reichlichen Lohn erhalten ...“

Während Frau Barbara Sergejewna eine Weile im Vorzimmer wartete, gingen jeden Augenblick Generale, Staatsdamen und Prinzessinnen rasch wie Schatten vorüber. Die Edelfrau riß die Augen weit auf und glaubte sich wie verzaubert. Endlich ward sie doch des Sehens und Stehens müde.

„Höre,“ sprach sie zum Schweizer, „weiß nicht, was ich Dir für'n Ehrentitel geben soll, General oder Brigadir, 's scheint der Kaiser hat mich vergessen, geh' und erinnere ihn; ich bin das Stehen überdrüssig geworden.“

Der Schweizer streckte ihr statt aller Antwort seine Tabacksdose entgegen.

„Da, riech',“ sprach er, eine neue Sorte Taback!“

Frau Landuschewa spie aus, schlug ein Kreuz und nieste dabei so laut, daß der Schweizer zu ihr sprach:

„So meldest Du Dich selber an!

„Sie stecken Alle unter einer Decke!“ brummte Frau Barbara Sergejewna für sich. Plötzlich öffneten sich die

Flügelthüren und herein traten in voller Uniform — der Sergeant Iwanoff und der Soldat Landüscheff. — In diesem Augenblicke kam aus dem Gemache des Kaisers ein Dentschick*) und forderte alle drei auf, ihm zu folgen. Er öffnete eine Thür, sie traten ein. Das Kabinet des Kaisers war eitel Eichenholz: Tisch, Stühle, Fensterrahmen, Thüren wie der Fußboden. Auf den Bretern längs der Wand lagen viele Bücher und Papiere, auf dem Tische desgleichen, nur noch ein Globus stand in der Mitte. Der Kaiser hatte sich an's Fenster gestellt und las einen Brief; als die drei Personen hereintraten, wendete er sich hastig nach ihnen um und sprach freundlich:

„Ei da bist ja, Iwanoff? Weshalb hast Du Wolodimir geschlagen?"

„Wegen Ungehorsams gegen Deinen Befehl!" erwiederte der Sergeant.

„Welchen Befehl?"

Der Sergeant erzählte Alles haarklein, der Kaiser nickte ihm wohlgefällig zu:

„Und wie hast Du ihn geschlagen?"

„Wie Du's befohlen hast, Kaiser …"

*) Ein Offiziersdiener. Die Dentschicks des Kaisers hatten zur Zeit Peter I. Offiziersrang, was unter den letzten Regierungen nicht mehr der Fall war.

„Aber zeig' mir, wie ... besinne mich nicht recht!" sprach der Kaiser lächelnd und winkte dem Sergeanten mit der Hand.

Der kluge Sergeant verstand den Wink und der Stock tummelte sich weidlich auf dem Rücken des Soldaten.

Der Kaiser lachte und fuhr fort:

„Aber warum hast Du nur geschlagen und ihn nicht vermahnt?"

„Hab' ihn vermahnt, Majestät!" und abermals that der Stock seinen Dienst, der Sergeant aber sprach:

„Sei nicht ungehorsam, Wolodimir Stepanitsch! Sei nicht bös, Herr, ich schlage nicht, der Dienst schlägt. So hab' ich ihn geschlagen, Herr und Kaiser!"

Wolodimir konnte sich vor Schrecken nicht mehr auf den Beinen halten, Frau Barbara Sergejewna aber brach in lautes Wehgeschrei aus.

„Siehst Du, Alte," sprach der Kaiser, „was Dein Wanka für ein frecher Bursch ist; selbst in meiner Gegenwart läßt er nicht ab; ich rathe Dir, Dich schnell fortzumachen, damit Du nicht auch Dein Theil mit abbekömmst. Für Ungehorsam bekommt man überall Schläge!"

Der Kaiser verließ das Kabinet und begab sich nach

den innern Gemächern; Frau Landüschewa aber zog den Sohn mit sich hinweg:

„Sie stecken Alle unter einer Decke!“ jammerte sie.

Iwan stieg ehrerbietig hinter beiden die Treppe hinab. Als sie sich alle drei auf der Straße befanden, ging Iwan auf seine ehemalige Gebieterin los, verneigte sich tief und sprach:

„Mütterchen, meine gnäd'ge Herrin, ich will Gott mein Lebelang für Dich bitten, gieb mir Marthen ...“

„Aber wirst Du Wolodimir auch nicht mehr schlagen?“

„Ich muß ... nicht ich schlage, der Dienst schlägt!“

„So sollst Du Marthen auch nicht wiedersehen, halbtodt will ich sie prügeln ... Wirst Du Wolodimir nicht mehr schlagen?“

„Ich muß, Mütterchen ... ich kann nicht anders ... er ist ein Faullenzer, Trunkenbold, Spieler und Widerspenstiger! Ich werde ihn so lange schlagen bis er sich bessert, hab's Gott und dem Kaiser geschworen. Verzeih mir's, Mütterchen, 's wird sonst schlimm werden, wenn wir uns in jener Welt wiedersehen ...“

Dabei kehrte sich der Sergeant um und ging seines Weges.

„Ach, er ist'n hündischer Knecht!“ sprach Frau Landüschewa und schlug die Hände zusammen. „Als ob man

ihn in jene Welt ließe! Siehst Du, kaum ist er unter die Sergeanten gerathen, so will er sich schon bei den Edelleuten eindrängen! ... Wart' nur, Martha soll mir für Alles büßen! ..."

Zu Hause fand Frau Barbara Sergejewna bei sich einen Gast vor. Der Oberfiskal Sybin harrte ihrer schon mit einem kaiserlichen Ukas. Er führte die Edelfrau in ein Seitenzimmer, sagte ihr wenige Worte, trat mit dem Papiere in der Hand wieder heraus und rief Martha herbei.

„Hier hast Du Deinen Freipaß", sprach er kurz und trocken, „Du kannst so lange bei mir wohnen, bis Iwan Alles zur Hochzeit fertig gemacht hat!"

Martha stürzte vor ihrer Gebieterin nieder, um deren Knie zu umfassen, diese aber stieß sie wüthend zur Thür hinaus, indem sie ihr nachrief:

„Fort mit Dir, Du nichtswürdiges Geschöpf! Ich will so'ne liederliche Dirne nicht länger bei mir im Hause halten! Daß Dir die Zunge verdorre, Du Lästermaul; meinen Sohn hast Du unter die Soldaten gebracht! Fort, fort! Ich kenne Euch, Ihr steckt alle unter einer Decke!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

LEUTS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lippert, Robert

Nordisches Novellenbuch

Bd.: 1

Leipzig (1846)

P.o.rel. 3250-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10036338-8